This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER
HN W93L J

46534.11.3

Harvard College Library

FROM THE

HEINE COLLECTION

FORMED BY

SALLI KIRSCHSTEIN

OF BERLIN, GERMANY

PRESENTED BY

CARL M. LOEB

OF NEW YORK

MAY 28, 1935

Beiträge zur Geschichte

der

neuesten Literatur.

Von

Karl Gutzkow.

Erster Band.

Neue wohlfeile Ausgabe.

Stuttgart 1839.
P. Balz'sche Buchhandlung.

T. Homberg

46534.443
HARVARD COLLEGE LIBRARY
HEINE COLLECTION
PRESENTED BY
CARL M. LOEB
MAY 28, 1935

Inhalt.

Erster Band.

Seite

Vorrede.

Wolfgang Menzel und dessen deutsche Literatur . . I.—LXXXII.

Literarische Industrie 1

Kritik 22

Charaktere und Tendenzen 48

Tieck 48

Fürst Pückler-Muskau 52

Göthe, Uhland und Prometheus 57

Gans und die Doktrinäre 66

H. Heine 79

L. Wienbarg 95

Dichter im Reime 103

Theater 156

Roman 220

Zweiter Band.

Seite

Frankreich, England, Italien, Rußland 1

Biographie 54

Jens Baggesen 54

Johann Benjamin Erhard 57

Hamann und Jacobi 66

Thümmel 70

Fichte 80

Julius Schneller 86

Schleiermacher 91

Jahn 107

Charlotte Stieglitz 114

Geschichte 137

Geschichte der Literatur und Kunst 156

Philosophie 210

Theologie 225

Staatswissenschaft 278

Staatswirthschaftslehre 291

Vorrede.

Dies Buch enthält die Resultate einer mehrjährigen kritischen Wirksamkeit. Das Princip, welches mich bei seiner Anordnung leitete, lag in Wegräumung aller zufälligen und früher nur vom Augenblick diktirten Erörterungen, namentlich aber in Milderung der vielen Gereiztheiten, mit welchen in Deutschland der junge literarische Enthusiasmus, der seinen Gegenstand noch nicht kennt, aufzutreten pflegt. Eine wirre Periode lag hinter mir. Ihre wuchernden Ueppigkeiten schnitt ich ab, und ließ nur Dasjenige

stehen, was schon fester Stamm geworden war und die Wege der Zukunft angenehm beschatten konnte.

Obschon ich seit sechs Jahren kaum eine hervorspringende Erscheinung der deutschen Literatur übersehen und ohne gedrucktes Urtheil gelassen habe, so sprechen diese kritischen Beiträge doch keine Vollständigkeit an. Sie sollen Ergänzungen zu Dem sein, was der Leser seit seiner Antheilnahme an der Literatur sich im Gedächtnisse aufgespeichert hat, oder für Diejenigen, welche so eben erst im Begriff sind, Zeit zurückzulegen, und sich ein kleines Capital Vergangenheit zu sparen, Anregungen und Belehrungen. Das Meiste davon ist unmaßgeblich und rechnet auf Prüfung, ohne Groll, wenn es verworfen wird. Freilich ist man in neuerer Zeit eine kritische Apodiktik gewöhnt, die sich nicht mehr mit Kenntnissen und billigen Urtheilen geltend zu machen sucht, sondern jede Leidenschaft und jeden Meineid zu Hilfe nimmt, um sich in einer angemaßten Autorität von zehn Jahren zu erhalten. Ich lege so eben die dreizehnte

Lieferung der deutſchen Literatur von W. Menzel aus der Hand, und geſtehe, daß ſich das unmittelbare Gefühl, welches mich beherrſcht, kaum gegen den ſchamloſen und ignoranten Autor richtet, ſondern daß es Deutſchland beklagt, wo ſo wenig Einheit der Tendenz herrſcht, daß es hiedurch nur einer ſo unausſprechlich bornirten Parteigängerſchaft gelingen konnte, in einem gewiſſen Sinne feſten Fuß zu faſſen. Eine Nation, die es duldet, daß über ihre größten Geiſter mit ſo frecher Stimme der Stab gebrochen wird, ſcheint nicht werth, daß ſie die großen Geiſter erzeugte. Wenn ſich der Ruhm gegen ſo heroſtratiſchen Wahnſinn, wie ihn Menzel offenbart, verſichern laſſen muß; Wem ſchien es wohl des Schweißes werth, in Deutſchland berühmt zu ſein? Chateaubriand war ein Narr, wenigſtens ein Don Quixote und auf alle Fälle als Miniſter ein Unterdrücker der Völkerfreiheit: Walter Scott war ein enragirter Feind der neuen Zeit und hörte von Beiden Einer auf, nichts deſtoweniger

in ihren höchsten literarischen Ehren zu verbleiben? Aber wäre es nur die Politik! Wären es nicht die heterogensten Maßstäbe, welche Menzel an die Literatur gelegt wissen will, wären es nicht die Entstellungen der Lüge, welche jeder verstockte Sünder zu Hilfe nimmt, wenn es darauf ankommt, sich von einem Halseisen loszusprechen, dessen er längst würdig ist!

Ich behaupte hier im Angesichte der Nation, daß es keine schnödere Entstellung der heiligsten Wahrheiten, keine ruchlosere Falschmünzung der Historie geben kann, als sie sich in W. Menzels deutscher Literatur findet. Ich hatte im verflossenen Jahre versprochen, die ganze innere morsche und stockige Hohlheit der Menzelschen Maximen nachzuweisen. Ich will hier einen Theil meines Versprechens halten. Ich will nur die innern Widersprüche des berüchtigten Buches aufdecken, die Haltlosigkeit der keckſten Behauptungen, die vague Allgemeinheit seiner Principien, wenn sie objectiv sind, und ihre boshafte Caprice,

wenn sie aus des Verfassers Individualität kommen. Ich habe diesmal nicht mit jenem Heuchler zu thun, der sich um seinen aufgeriebenen Leib den Kapuzinerstrick der Frömmigkeit gewunden hat, nicht mit diesem falschen Propheten, der ein Wolf im Schaafskleide, das unerhörte Evangelium der Tugend predigen will, einer Tugend, die nichts aus dem innersten Herzen Gebornes ist, einer Tugend, die nur kritische Waffe, polemisches Surrogat sein will, einer Runkelrübentugend; sondern diesmal gilt es jener Anmaßung, die Studien gemacht zu haben vorgibt, die die Maske der Belehrung und speciellen Kenntnißnahme vor ein freches Antlitz legt, die mit Jahreszahlen und Namen kokettirt und sich stellt, als wäre sie der Wahrheit nicht nur als Liebhaber, sondern auch als Archivar verpflichtet. Ich werde nachweisen, daß der Bodensatz dieser trüben Mixturen die Ignoranz ist.

Das Buch über die deutsche Literatur erschien vor acht Jahren zum erstenmale, und mußte bei einer Zeitstimmung Glück machen, die sich eben vorbereitete,

in die Juliusrevolution auszubrechen. Eine solche gährende Stimmung prüft nicht. Sie ist immer jesuitisch und benuzt die blinde Aufregung, wo sie deren findet. Die jungen Leute waren bestimmt, eine Rolle zu spielen. Man konnte ihnen nicht Gewalt, und mit der Gewalt nicht Selbstbewußtsein genug einräumen. Die thatsächliche Wahrheit wurde einstweilen suspendirt, oder doch auf einen Raum zusammengedrängt, der nicht größer war, als der Cirkel, den die schwankende Feder am Barett des Studenten beschreibt.

Doch schon damals rügte man die unsaubern Elemente, die Menzel zu seiner Darstellung der deutschen Literatur mischte. Sein Buch hatte einen jesuitisch-katholischen Geruch. Man war so gutmüthig, dem Verfasser eine ultramontanistische Tendenz unterzuschieben, wie man auch bei Görres genöthigt war, neben seiner Liebe zur Freiheit die Anbetung des apostolischen Stuhles in Kauf nehmen zu müssen. Man ahnte noch nicht, daß Menzel nur ein Dilettant der

Wahrheit ist; daß er die heterogensten Dinge in seinem Straußenmagen verdauen kann, daß er von jedem literarischen und socialen Phänomene nur den äußern Farbenduft abstreift und sich in der Drehkrankheit eines quasipoetischen Illusionendusels herumtreibt. Hätte man dies schon ahnen können, man würde eingesehen haben, daß Menzel nur eine unveränderliche Eigenschaft besitzt: das ist die Renommisterei.

Nach den neuesten Weltbegebenheiten gerieth das Buch in Vergessenheit. Es hatten in ihm nur einige patriotische Stoffe gelegen, die in der schnellen Zeit schnell verbraucht waren. Die Wuth, welche die Lektüre des Buches in jungen Köpfen erzeugt, mußte sich ihren Inhalt suchen, und als sie ihn fand, schloß sich der unvernünftige Hiatus dieser vaguen Erhitzung. Es kam, das sah Jeder ein, auf ganz andre Dinge an, als in diesem Buche gelehrt waren. Die katholische Düftelei, die romantische Verhimmelung, das plumpe Verdonnern der Philister, denen

doch eben so wieder geschmeichelt wurde; das Alles konnte strebenden und gerechten Geistern auf die Länge nur abgeschmackt erscheinen. Es war keine Rede mehr von dem oberflächlichen Buche unter jungen Leuten. Die Aelteren hatten schon längst darüber gelächelt.

Aber Menzel empfand diesen Ekel nicht. Er beschloß, den Grundriß seines Buches über die deutsche Literatur weiter auszubauen, Seitenflügel anzuschließen und hinten einen langen verlornen Gang zu eröffnen, der hinausführen sollte in das freie Feld, wo sich die jetzige literarische Generation in ihren schwierigen Bestrebungen doch mit Heiterkeit ergeht. Das Ganze ist auf vier Bände vervollständigt. Aus dem Literaturblatt wurden die krassesten Excurse herausgenommen, um alle wankenden und lecken Partien der ersten Abfassung zu unterstützen und auszustopfen. Ein Literaturblatts-Lappen nach dem andern wurde an diese hanswurstige Literaturgeschichte von 1828 angeflickt und macht gegenwärtig einen so plunderhaften Trödeleindruck, daß man über das Pathos

und das wolkenverſammelnde Zeusantlitz lachen muß, welches ſich der geflickte Lumpenkönig anmaßt. Das iſt dieſe zweite Ausgabe der Menzel'ſchen deutſchen Literatur. Eine Ausſtopfung des Buches durch das Journal, des früheren Balges durch die ſpäteren Balgereien. Die alten Irrthümer ſind nicht nur unberichtigt geblieben, ſondern ſogar vergrößert. Wo früher nur ein Fehler war, da ſtehen jezt zwei. Nicht nur, daß in die alten Löcher neue Löcher geriſſen ſind, ſondern dieſe Löcher ſind auch noch größer, als die ehemaligen berüchtigten Menzel'ſchen Schießlöcher.

Das erſte Kapitel über die Bücheranhäufung iſt im Tone eines Mordbrenners geſchrieben, der ſich überall wiederholt, wo Menzel in ſeinem Buche fremde Bücher angreift. Er möchte die gründliche Kritik immer lieber entweder durch ein Omarfeuer oder durch eine Denunziation erſetzen. Was ſoll dieſe vague Anklage der deutſchen Vielſchreiberei? Wen trifft ſie? Eine Thatſache. Das ließe ſich hören. Aber ſie ſcheint auf unparteiiſche Leute zu gehen,

welche die Thatsache in Schutz nehmen. Wo sind diese? Wer nimmt die Bücherüberschwemmung in Schutz? Es zieht sich durch dies Buch ein abgeschmackter Bücherhaß, den man von allen schamlosen Urtheilen der spätern Kapitel in Abrechnung bringen muß. Menzel scheint schon Dies für das größte Verbrechen unserer großen Geister gehalten zu haben, daß sie überhaupt Bücher schrieben. Ist es aber nicht allen Schriftstellern so ergangen, wie ihm, daß sie eben Bücher schrieben, um zu beweisen, daß man sie nicht schreiben solle?

Wäre Menzel gewohnt, Phänomene und Tendenzen in ihren Ursprüngen zu entwickeln, und nicht immer unmittelbar dem Menschen zu imputiren, was den Verhältnissen gebührt: so würd' er sich wohl geschämt haben, die Thatsachen der deutschen Vielschreiberei in einer besondern Eigenthümlichkeit der Deutschen zu suchen. Er beginnt sein Buch mit einem ganzen Phalanx stumpfer Antitheſen über die drei Schreibfinger der deutschen Nation. Läg' ihm

an der Schande des versäumten Nachdenkens etwas, so würd' er eine Thatsache nicht so oben in ihrem Schaume abgeschöpft haben, sondern auf die Verhältnisse zurückgegangen sein, durch welche die Deutschen in den drei lezten Jahrhunderten statt Geschichte vorzugsweise Literatur produzirten. Er würde einem Buche keine Schwulstrede in der Manier des Pater Abraham a St. Clara (s. I. S. 19) vorangeschickt haben, sondern eine erschöpfende Entwickelung der historischen Bedingungen, unter welchen überhaupt bei den Deutschen von Literatur die Rede sein kann. Hier mußte die Reformation, das kirchliche, bis jezt dauernde Zerwürfniß, die politische Auflösung und die noch währende Staatenmenge, die mangelnde Hauptstadt, zulezt das eigenthümliche Verhältniß der Deutschen zu allen europäischen Culturfragen dargestellt werden, hier mußten alle diejenigen Umstände ihren Platz finden, die den Verfasser verhindert hätten, sich einen Maßstab der deutschen Literatur beliebig aus seinen ungeschlachten Fingern zu saugen.

Wir übergehen die I. S. 24 und 25 herrschenden logischen Confusionen, wir wollen uns nicht die Mühe machen, jene bibliographisch-statistischen Zahlen zu prüfen, die Menzel hier und in seinem Literaturblatt auf's Gerathewohl so hinzuschleudern pflegt, wie die indische Mythologie ihre Tausende und Millionen; wir hören endlich (I. S. 16), daß der Verfasser „überall vom Leben auszugehen denkt, um immer wieder darauf zurückzukommen." Was ist das für eine Literatur, die nicht der Athem des Lebens wäre! Hat es irgend eine Zeit gegeben, wo der in der Literatur sich spiegelnde Geist nicht immer auch der Geist der bestehenden Verhältnisse war? Menzel preis't das Leben. Er nennt das Leben Etwas, das die Literatur nie erreichen könne, und sezt damit eine Vergleichung fest, an die niemals Jemand gedacht hat, weil das Leben etwas genetisch anderes ist, als die Literatur. Dies ist die unredliche Methode dieses Mannes, daß er Dinge gegen einander streiten und abgeschäzt werden läßt, die, in sich abgerundet, einer

vergleichungsweisen Werthbestimmung gar nicht bedürfen. Durch solche Parallelen wird die Jugend confus gemacht und lernt Dinge geringschätzen, von denen sie gehört hat, daß sie durch etwas Anderes zwar nicht ersezt, aber übertroffen werden. Doch es ist nicht einmal wahr, daß das Leben über der Literatur, der moralische Mensch über der Psyche steht, das Instrument über der Musik, der Athem über dem Worte. Wer darf sagen: „Die Sprache hat Gränzen, das Leben keine; den Abgrund des Lebens hat noch kein Buch geschlossen.“ (I. S. 17.) Das ist Wahnsinn! Die Literatur ist in ihren Gegenständen unbegränzter, als das Leben. Der Dichter blickt mit geistigem Auge tiefer in die unsichtbare Welt, als die bunte Gallerte, die in den Augenhöhlen des physischen Menschen schwimmt.

Ein zweites Kapitel ist der Nationalität gewidmet. Ich erschrecke, wenn ich höre, daß Menzel dies Wort in den Mund nimmt. Denn es kommt immer darauf hinaus, daß er uns dann eine Bruta-

lität zumuthen wird, daß wir ihm Beſcheid thun ſollen, wenn er aus ſeinen patriotiſchen Blutbechern zecht. Iſt es nicht gräßlich, daß hier ein Vampyr in Geſtalt eines Volksfreundes ausruft, daß „einſt durch uns noch Ströme von Blut durch Frankreich rinnen werden?“ (IV. 208.) Ich liebe die Heimat, in welche ich meine Jugendſchwäche verbergen kann, und die metallene Sprache, welche dem gereifteren Manne dient, ſeines Herzens Geiſt und Empfindung auszuſprechen: aber Schande jenem Elenden, der, ewig die Nation u. ſ. immer die Nation beſchwörend, der Nation Angſt macht, als thäte ſie Etwas, das der Nation nicht würdig wäre; der auf ſeinem Römerzuge, den er im verfloſſenen Jahre machte, die grauſam-wollüſtige Abſicht genährt zu haben eingeſtand, daß er bei der armen Sklavin Italia ſich an den wunden Flecken weiden wolle, die an ihr von den einſt getragenen Hohenſtaufen-Feſſeln zurückgeblieben ſind!

Was wird Menzel hier von der Nationalität zu sagen haben? Er wird das eigenthümliche Gepräge deutscher literarischer Schöpfungen hervorheben, er wird den Genius der deutschen Sprache mit ein wenig Philosophie entwickeln, er wird die charakteristische Physiognomie bezeichnen, welche noch alle Literaturfragen angenommen haben, wenn sie sich den deutschen Gränzen näherten; er wird endlich Dasjenige beifügen, was er aus seiner eigenen böswilligen Meinung über das Prinzip „Weltliteratur zu sagen hat; — aber von dem Allen Nichts! Einige Trivialitäten über deutsche Sinnigkeit und Innigkeit eröffnen den Reigen seiner Anmerkungen; es folgt statt einer Metaphysik des deutschen Styls eine Mischung von Phrasen über die deutsche Sprache und zulezt ein weitläufiger Redesalm über den Purismus, wo unter andern Wunderlichkeiten auch (I. S. 51) diejenige vorkommt, daß Menzel sich für den einzigen deutschen Schriftsteller hält, der statt entsprießt entsprossen sagt. Woher ist wohl dieser

Irrthum entsprießt? Sollte er nicht aus derselben Quelle entsprießt sein, aus welcher Menzel einige Zeilen darauf sich sagen läßt: „Ich sehe im Geist den Leser lächeln, dem vielleicht nach fünfhundert Jahren einmal dieses Buch in die Hände und diese Stelle in die Augen fällt.“ Nach fünfhundert Jahren! O dies ist gewiß nicht aus dem Born der Bescheidenheit entsprießt!

Dieselben Trivialiäten wiederholen sich in dem dritten Kapitel über die Schulgelehrsamkeit. Hier werden von allen Dingen und Verhältnissen immer nur die Aeußerlichkeiten und gleichgültigen Manieren abgeschöpft. Hier soll von der Gelehrsamkeit gesprochen werden, und Menzel spricht von der Schulmeisterei. Hier sollten die Uebergänge aus dem ehemaligen Zunftzwange der Scholastik und der akademischen Disciplinen in die freiere Bewegung des Gedankens, die Uebergänge aus der traditionellen Form in die individuelle, aus der Richtigkeit in die Schönheit nachgewiesen werden; aber statt Dessen erblicken

wir nur einen übermüthigen Burſchen, der ſeinem Lehrer den Zopf feſt bindet und denjenigen am tödtlichſten haßt, der ihn leſen lehrte. Das iſt das Ganze des Menzelſchen Witzes: der Zopf, die Perüke und das Bett des Prokruſtes! Es iſt eine Schande, dies eingelernte ſomnambüle Räſonniren zwiſchen Schlaf und Wachen! Wie lange wird Menzel die Macht behalten, ſeine hundertmal wiederholten Gemeinplätze vor der Nation auf's Neue aufzutiſchen? Scheint er noch etwas anders auszufüllen, als die Rolle eines Nationalräſonneurs?

In einem neuen Anſatz will Menzel den Einfluß ſchildern, welchen die fremden Literaturen auf die Deutſche hatten. Vielleicht trägt er hier nach, was er in ſeinem zweiten Capitel übergangen. Allein nirgends wird das Werthvolle und Bedeutſame anerkannt, das in der Adoption fremder Eigenthümlichkeiten liegen kann. Nirgends erhebt ſich die Darſtellung über das Affenprinzip der Nachahmung. Menzel ſpricht mit einer Nation von Kindern, die er unauf-

hörlich schulmeistern muß. Sein Standpunkt ist immer das niedrige, äußerliche Fabrikanteninteresse. Es ist leicht bewiesen, daß die künstlichen Rosengärten nicht so üppig duften, wie die Rosenhaine des Orients, und daß ein östlicher Stieglitz niemals eine westliche Nachtigall wird; aber hat die Manierennachahmung nicht ihren eigenthümlichen Werth? Steht sie nicht unter Bedingungen, die doch von der bloßen Schwäche der Selbsterfindung ein wenig verschieden sind? Wenn Menzel den Einfluß des Herderschen Cosmopolitismus auf die deutschen Sangesweisen anzuerkennen weiß; warum scheut er sich, eh' er das Falsche der Nachahmung aufdeckt, auch ihren guten Einfluß auf die oft stagnirende heimische Poesie nachzuweisen? Allein solcher Anforderungen müssen wir uns bei der Lektüre dieses oberflächlichen Buches zu entwöhnen suchen. So oft wir sie machen, werden wir uns durch das zusammengestoppelte Machwerk getäuscht finden.

Man muß Menzeln die Gerechtigkeit lassen,

daß wenn er in der Literatur auch nicht den Waizen zu sichten versteht, ihm doch die Beurtheilung der Spreu recht gut gelingt. Allein in dem nächsten Kapitel über den Verkehr verläßt ihn auch diese Fähigkeit. Man sollte denken, über das ordinäre Büchertreiben vom merkantilischen Standpunkte würde ihm ein tüchtiges Wort entfallen; aber selbst den hier einschlagenden Thatsachen ist seine Combination nicht gewachsen. Er spricht unaufhörlich von dem Zudrange zum Studiren. Ist das seit sechs Jahren nicht eine Phrase geworden? Bemerkt man nicht auf allen Universitäten eine empfindliche Abnahme der Frequenz, die mit den politischen und neuerweckten merkantilischen Tendenzen unserer Zeit zusammenhängt? Menzel schrieb ein Buch für eine Zeit, die sich ihm unter der Hand geändert hat. Er ergeht sich in burschikosen Demonstrationen gegen die Trägheit und Philisterei unsrer Zeit; aber unsre Zeit trägt eine andere Physiognomie, als die Restaurationsperiode. Verstünde es Menzel, ohne Vorurtheile,

mit der Bescheidenheit des Empirikers, jeden Gegenstand in seine wahren Theile zu zerlegen, so würde er entdeckt haben, daß man weder auf Trägheit noch Philisterei bei unsern Zeitgenossen stößt, wenn es sich um einen Durchschnittscharakter handelt, sondern überall auf den Egoismus. Der Eigennutz ist dasjenige Princip, mit welchem die Literatur sich abzufinden hat. Der Eigennutz ist kein Feind der Literatur; im Gegentheil, er begünstigt die Ideen. Denn die Ideen sind der Ausdruck der modernen Bildung, und jeder Capitalist strebt danach, sich allmälig in einen Rapport mit den Dingen zu bringen, welche dem Reichthume noch einen höheren Schmelz geben, als den des Goldes. Das ist es: unsre Geldaristokratie strebt nach dem falschen Scheine, als wäre sie Dessen würdig, was sie besizt, und will durch eine spätere Consequenz der Klugheit Dasjenige rechtfertigen, was der Act des Eigennutzes doch immer schon antizipirt hat. Hier ließen sich die interessantesten Fragen entwickeln. Hier konnte das zukünftige Horoscop

der Literatur geſtellt werden; aber die feine Speculation iſt nicht die Sache Menzels. Er erſezt die Thatſachen durch ſeine luſtigen Combinationen, und muß dabei freilich auf Zumuthungen herauskommen, vor deren Albernheit man in der That — erſchrickt.

Endlich aber ſind wir über die Propyläen des labyrinthiſchen Buches hinaus. Wir treten zum erſten Male zu einem feſten Gegenſtande heran. Dies iſt die Religion. Aber armſeliger iſt das Evangelium nie gepredigt worden. Herr Menzel will uns das Weſen der Religion erklären. Er bedarf daher eines Regulativs, um die verſchiedenen Aeußerungen des religiöſen Bedürfniſſes zu charakteriſiren, und wählt dazu, — ſollte man's glauben! — die vier Temperamente. Das iſt Menzels großer patentirter Kunſthandgriff, mit dem er über Alles etwas zu ſagen weiß. Er wird bei keinem philoſophiſchen Begriffe in Verlegenheit kommen, wenn er ihn nur nach den vier Temperamenten von vier verſchiedenen Seiten darſtellen kann. In dieſem Buche ſpukt dieſer Spiritus

familiaris noch an verschiedenen Orten, unter Andern theilt er auch die Lyrik nach den vier Temperamenten ein. Ist dies in der That Armuth? Oder entspricht dieses Theilungsprinzip recht eigentlich dem Genius Menzels, der auf Nichts, als überall auf eine in der Luft fechtende Leidenschaft herauskommt?

Doch kann man sich hierüber bald verständigen: wenn nur die Thatsachen richtig wären; wenn nur dieser Abschnitt über die Religion nicht von Fehlern wimmelte, die ihm Gott, aber nie ein deutscher Kritiker vergeben wird! Wir wollen darüber hinwegsehen, daß (I. 145) Juvenal mit Lucian verwechselt wird, daß einige Zeilen höher jene gesunde Aufklärung, die sich nicht mit Illusionsguirlanden umwindet, für platte Holländerei gilt. Menzel ist einmal ein Mann, der sich gewöhnt hat, über seine Nation in ewigen Turnersprüngen hinwegzusetzen, ein Nickel, der sich unterfteht, wenn von der gesammten geistigen Thätigkeit eines Volkes die Rede ist, immer im schmutzigen Hemde seiner unanständigen Redensarten

zu erscheinen. Aber was sagt die Geduld zu einem Satze, der sich mit hochwichtiger Miene (I. 129) dahin auszudrücken beliebt: „Daß sich in einer sittlichen Religion keine Sinnlichkeit, in einer sinnlichen keine Sittlichkeit, in einer Gefühlsreligion kein Verstand, und in einer Verstandesreligion kein Gefühl findet!“ Himmel, welch eine tiefe Entdeckung! Welch ein heiliger Prophet lehrt uns hier, daß sich im Wasser kein Feuer, im Feuer kein Wasser, in der Luft keine Erde und in der Erde keine Luft befindet! Menzel wüthet gegen das Orakeln der deutschen Katheder; aber ist je eine Trivialität orakelhafter verkündigt worden!

Wenn Menzel keinen Verstand hat, das ginge noch; aber er entstellt auch die Geschichte. Seine historische Darstellung der deutschen Theologie wimmelt von Unrichtigkeiten. Er beginnt die Aufführung einiger modern-katholischen Tendenzen mit einer Parallele, die sogleich falsch ist. Er sagt, der Ursprung dieser Tendenzen sei gewesen (I. 161): „Wie auch

in der Malerei Overbeck und Cornelius eine Rückkehr aus dem verdorbenen französischen Geschmack zum altdeutschen und altitalienischen bewirkten.“ Dies ist eine frappante Behauptung! Wie? Cornelius vertrieb den französischen Geschmack? Zwischen dem französischen und neudeutschen Geschmack liegen nicht Namen, die etwa Mengs, Carsten und Tischbein heißen, liegt nicht die neue Zeichnerschule des vorigen Jahrhunderts? Doch, ein Glück für Menzel! Es ist hier zunächst nur von der Religion die Rede.

Bei den katholischen Tendenzen ist aber nur das Bekannteste aufgezählt. Es fehlt nicht nur die originelle Dogmatik von Hermes, die eine eigene Schule bildete, und so ausgezeichnet war, daß sie Rom verbieten mußte, sondern auch die Fraktion Papst, Sengler, Günther ist ganz übersehen, nicht weniger die Möhler'schen symbolischen Streitigkeiten, welche in neuerer Zeit so viel Aufsehen gemacht haben. Wir würden diese Verstöße nicht erwähnen, wenn Menzel sich nicht mit einer speciellen

Eingeweihtheit in seine Gegenstände brüstete, wenn er nicht eine durch und durch authentische Bekanntschaft mit der deutschen Theologie affectirte. Menzel ist zu arrogant, als daß er für einige Fächer seiner Unkenntniß sich bescheiden sollte, muß aber dann so komisch in die Irrthümer hineinstürzen, wie sie sich auf jeder Seite seines Berichts über deutsche Theologie finden. I. 213 wird der alte Professor Schwarz in Heidelberg, der sein Lebtag als Pietist der Philosophie aus dem Wege gegangen ist, ein — Schellingianer genannt! Den Pietismus selbst nennt Menzel (I. 220) „unscheinbar und geräuschlos" und kennt also die bedenkliche Aufregung nicht, in welche ganze Distrikte des deutschen Vaterlandes durch den Pietismus versetzt sind. Das Drolligste ist ihm wohl I. 196 passirt. Hier will er diejenigen deutschen Theologen aufführen, welche sich in neuerer Zeit um den Bibeltext verdient gemacht hätten, und stellt neben Rosenmüller und Gesenius — Wetstein! Wetstein war ein Holländer und lebte ir

Amsterdam um den Anfang des vorigen Jahrhunderts!

Ich schrieb im Jahre 1832 für das Literaturblatt Menzels einen langwierigen Artikel, der die neuen Erscheinungen der deutschen Theologie zu ordnen suchte. Hier hatt' ich recht Gelegenheit, die Ignoranz des Herrn Redakteurs kennen zu lernen. Nach fünf Namen, die ich meinem Artikel einverleibt hatte, ließ er, obgleich Correktor seines Blattes, immer den sechsten in der Verpfuschung des Setzers stehen. Professor Kuinoel in Gießen figurirte als Kumrel; Professor Nitzsch in Bonn, erst als Prof. Pitzsch, später sogar als Prof. Witzsch! Ja, ich finde, daß Menzel jenen Aufsatz benuzt hat, aber so, daß es eine Schande ist. Im Literaturblatt 1832 Nr. 54. S. 213 steht: „Da im Schleiermacherschen System die Kritik eine entscheidende Stimme haben mußte, so ist aus ihm die historische Kritik des Neuen Testamentes hervorgegangen, in welchem Fache deutscher Scharfsinn Erstaunenswerthes geleistet hat. Die

äuſſerſt zahlreiche Klaſſe ſeiner Anhänger und Schüler ſonderte ſich wieder nach gewiſſen Modificationen. De Wette auf der einen Seite, in der Mitte die ſcharfſinnigen Kenner des Bibeltextes und der Kirchengeſchichte, wie Lücke, Gieſeler, Olshauſen u. ſ. w.“ Daran ſchloß ich eine Anzeige der theologiſchen Studien und Kritiken. — Wie pflügte nun Menzel mit fremdem Kalbe? Er ſagt friſchweg S. 240: „Die vorzüglichſten Anhänger der Schleiermacherſchen Schule ſind De Wette, Sack, Lücke, Gieſeler, Umbreit, Ullmann.“ Iſt eine ſolche Behauptung erhört? Ich ſprach von der hiſtoriſchen Kritik, Menzel ſpricht von der Dogmatik. Hat De Wette nicht ſein eignes Syſtem, das mit Fries ſo verwandt iſt, wie das Schleiermacherſche mit Jakobi? Wie kann man Lücke, Gieſeler und Umbreit Schüler eines Mannes nennen, den ſie in Dem, worin ſie ſelbſt Meiſter ſind, bei Weitem übertreffen? Endlich weiß jeder Kenner der deutſchen Theologie, daß

Ullmann der Schatten von Neander ist. Wenn die Schüler Schleiermachers genannt werden sollten, so kam es auf Namen, wie Twesten, Hase, Braniß u. s. f. an.

Man kann aus den hier von Menzel bewiesenen Schülerhaftigkeiten leicht abnehmen, was er über den Meister selbst sagen wird. Auf die unverschämteste Art erlaubt sich der Literarhistoriker über Schleiermacher zu sprechen. Menzel kennt ihn nicht. Um ihn aber herabzusetzen (ich weiß, daß dies aus Rache geschieht) ergeht er sich in ganz heterogenen Diatriben, die mit Schleiermacher durchaus nichts zu schaffen haben. Es werden Invektiven und Lehren an ihn angeknüpft, die auf Alles passen, nur nicht auf Schleiermacher. Menzel will um jeden Preis, daß dieser große Denker eine Religion für Gebildete gelehrt habe. Nach einer ihm bereits von mir öffentlich gegebenen Zurechtweisung wagt er nicht mehr, dies auszusprechen, deutet es aber durch boshafte Schlangenwindungen an, die darauf heraus-

zukommen scheinen. Man kann denken, wie bei einem so frivolen Verfahren die literarischen Verdienste Schleiermachers gewürdigt werden! Die Uebersetzung des Plato erscheint Menzeln abgeschmackt. Nirgends verräth sich ein Sinn für die wundervolle dialectische Virtuosität Schleiermachers, für seinen von dem ringenden Gedanken göttlich angeglühten Styl, der sich eben so architektonisch aufbaut, wie die Görres'sche Sprache, nur mit weit weniger Geräusch und mit weit mehr innerer logischer und gemüthlicher Wahrheit. Ich bringe Menzel gern mit Schleiermacher in Verbindung, weil er vor Niemanden so geringfügig erscheint, wie vor diesem immer in die Tiefe arbeitenden Denker. Menzel und Schleiermacher ist ein Contrast, wie wenn man sich hier einen Geist wie Ariel denkt, und dort einen farcirten Wildenschweinskopf, in dessen Rüßel ein komischer Fleischer eine Hand voll welker Blumen gesteckt hat.

Hoffen konnte man, daß Dasjenige, was in dem

Kapitel über die Theologie verdorben war, vielleicht in dem zweiten, welches nun über die Philosophie folgt, werde gut gemacht werden. Aber wir irren uns. Wir stoßen auch hier nur auf eine Behandlung, wo sich Oberflächlichkeit und einseitiges Urtheil abwechseln. Die Charakteristik der deutschen Philosophen ist fast wörtlich aus Tennemann genommen. Was bei Kant gesagt wird, ist wieder Dasjenige, was bei Schelling fehlt, und was bei Schelling zu viel geboten wird, daran ist wieder Mangel, wenn von Kant die Rede ist. Denn bei Kant finden wir die Auszüge aus Tennemann recht faßlich wieder gegeben; allein da ihn Menzel selbst nicht gelesen hat, so fehlt eine Beurtheilung Kants vom literarischen Standpunkte. Kein Wort findet sich über Kants Methode, die für die Behandlung aller Wissenschaften in Deutschland so eingreifend wurde, kein Wort über die Physiognomie seiner Schriften, kurz über Fragen, über welche sogar Heine, dem man es am wenigsten zutrauen sollte, Antwort

gegeben hat. Dagegen konnte sich Menzel bei der Darstellung Schellings weniger unbedingt dem Tennemann'schen Buche hingeben. Mit Recht; denn Tennemann war gar einseitig gegen Schelling. Menzel beschränkt sich deßhalb auch nur auf Dasjenige, was an Schelling äußerlich ist. Weit entfernt, eine authentische Darstellung des transcendentalen Idealismus zu geben, begnügt sich Menzel für diesmal, nur von der äußerlichen Physiognomie dieses Systems zu sprechen, wie es aussieht, wonach es riecht, worauf es angewandt werden kann. Menzel sagt uns Nichts über die Schelling'sche Philosophie; noch einmal mit Recht; denn Tennemann ist sehr einseitig; aber er zieht ihre Consequenzen, er spricht sehr weitläufig über das historische und das vernünftige Recht, und hat gegen Herrn von Rotteck Dutzfreundschaft genug, ihn gegen Herrn von Schelling in die Wagschale zu legen. Auch die Fichte'sche Philosophie wird nur wenig in ihrer Theorie berücksichtigt, weil natürlich Tenne-

mann, als Kantianer, auch gegen Fichte einseitig ist. Endlich aber soll I. S. 287, Jakobi einen Schüler besessen haben, der Christian Weiße hieß und mit Köppen zusammengenannt wird. Christian Weiße? Wenn das nur keine Verwechslung ist, und zulezt auf den Professor Chr. H. Weiße in Leipzig herauskommt, der ein untreu gewordener Schüler Hegels, aber niemals ein Adept Jakobis war!

I. 305 stellt Menzel eine Behauptung auf, die erst dann richtig ist, wenn man sie in ihr Gegentheil übersezt. Steffens war es nicht, der die Aristokratie der Geistreichen erfand, sondern Derjenige, der sie bekämpfte. Ja, Menzel hat aus eignen sparsamen Mitteln das Möglichste dazu beigetragen, die Charakteristik der Autoren als geistreich in Umlauf zu bringen. Was ihm schwer wird, prägnant zu anatomiren, da hat er sich noch immer geholfen, es geistreich zu nennen. Seine Freunde, Nachbarn und Gevattern, z. B. Bührlen, sodann

Leute, vor denen er sich fürchtet, z. B. Seybold nennt er kurzweg, um nur aus der Falle zu kommen, geistreich. Er hat in seinen Lorbeerrezensionen mich so lange geistreich genannt, bis ich ihm mit dem Lorbeerkranze über den Kopf gewachsen war, und er mit meiner literarischen Stellung noch einmal von vorn anfangen mußte. Uebrigens schließt das Kapitel über die Philosophie mit Trivialitäten, deren Wirkung gerade dadurch um so komischer wird, je prophetischer der Ton ist, in welchem sie vorgetragen werden.

Erst mit dem siebenten Kapitel, welches aber schon den zweiten Band beginnt, scheint Menzel endlich seines Stoffes Herr zu werden. Es ist nämlich der Pädagogik gewidmet. Man weiß, daß der Elementarunterricht Menzels eigentliches Fach war, daß er darauf seinen akademischen Grad bekommen hat, und überhaupt von der Kleinkinderschule aus sich mit einem polemischen Flitzbogen eine Bresche in die Mauern der Literatur schoß, die er dann später

im Sturm nahm, um in Ermanglung der Fahne eine Windel aus der Aarauer Cantonsschule darauf zu pflanzen. Die Birkengerte, naß gemacht mit patriotischen Phrasen, hat er zum Prinzip der Literatur erhoben. Alle seine Maßstäbe waren von den kahlen Schulwänden genommen. Er hat Göthe, Schiller wie Abecedarier beurtheilt und es versucht, das Schriftwesen aller Nationen auf die Einfachheit einer Fibel zu reduziren.

Auch das hat sein Gutes. Wir können nicht eher den Klopstock lesen, ehe wir nicht buchstabiren gelernt haben. Allein Menzel hat sich nicht blos die Tugenden, sondern auch die Laster eines Schulmeisters angeeignet. Die Grobheit, der Collegenneid, die Lust an der Angeberei, der Haß der höhern Gelehrsamkeit, dies Alles bildet einen schönen Verein von Bosheitsstoffen, der zulezt das moralische Leben eines ganzen Menschen innerlich aufgerieben hat. Ja ich muß wohl sagen, daß das ewige Räsonniren Menzels auf die deutschen Lehrer, in denen er nur

Pedanten sieht, sich wie eine baare Verrücktheit anhören läßt. Gehören denn diese Brodneidigkeiten in die deutsche Literatur? Ist der Pedantismus, wenn er vorhanden ist, nicht Etwas, das aus der allgemein menschlichen Natur entspringt, und was in Frankreich, Italien und England noch weit toller zum Ausbruch kommt? Gewiß, das gehört in die Seelenlehre, aber nicht in die Literatur.

Menzel tobt, recht wie ein Real- und Elementarschullehrer, über den Humanismus. Er weiß ihm die abscheulichsten Dinge nachzusagen, recht wie ein Winkelschulmeister, der sich ärgert, daß man die Kinder in's Gymnasium schickt. Menzel hat keine Idee von dem Werth der humanistischen Studien. Lessing hatte davon eine Idee. Lessing sagte, daß die Dinge in der Jugend nur gelernt würden, damit man sie im Alter wieder vergässe. Lessing behauptete, daß Dasjenige, was aber nicht vergessen würde, die formelle Bildung des jungen Kopfes wäre. Wenn es einmal darauf ankommen soll, daß

man ordentlich reden und schreiben lernt, so gibt es keine Sprache, die zum Studium besser geeignet wäre, als die lateinische, keine, die dies Studium besser ergänzte, als die griechische.

Und doch ist der Ankläger nicht einmal consequent. Er entwirft ein übertriebenes Gemälde des einseitigen Humanismus, er entwirft es historisch, und will eben zu Rousseau übergehen. Aber unfähig, Gerechtigkeit zu üben und noch am verfehlten Schluß den ehrlichen Anfang zuzugestehen, wirft er sich auf Rousseau, mit einer Bosheit, die jezt noch versteckt ist, sich aber in Kurzem auf andrem Terrain noch giftiger ausspritzen wird, wenn Rousseaus Name in den neuesten Streitigkeiten wegen einer „jungen Literatur" noch öfter sollte genannt werden. Warum trittst du nicht offen heraus? Warum sagst du nicht jezt, eben jezt schon, daß du Rousseaus Leben als die Summe aller weibischen Laster darzustellen gedenkst, mit derselben Rohheit, die dir auch gegen Bürger (IV. 104) kein Verbrechen mehr dünkt? Bürger hatte das

Unglück, seine Frau falsch zu wählen, und die Schwester derselben zu lieben. Dies ist Grund genug für unsern plötzlichen Sittenreformator, ihn mit versteckter Malice zu behandeln. Es ist ein Wildpret, das er sich einstweilen aufgejagt hat, und das er erst in der dritten Auflage seines Buches, von dem er träumen muß, da fünf Jahrhunderte lang sind, vollends zu erlegen gedenkt. Menzel wird uns schon zeigen, wie man in der Literatur die Mosheim'sche Moral wieder zu Ehren bringt!

Und ist es nicht, um Rousseau und Bürger als arme Sünder zu schildern, so ist es jedenfalls eine charakteristische Eigenheit des Verfassers, daß er Maß und Ziel nicht kennt, daß ihm die literarische Oekonomie eine fremde Tugend ist. Daß Rousseau und Basedow den Gegensatz zum alten Humanismus bilden, ist unläugbar; eben so daß sie ihr komisches Extrem hatten. Nun sind kaum die alten Irrthümer gezeichnet; Rousseau und Basedow suchten sie zu verbessern: Warum in einem Athem gleich

wieder Spott gegen ihre Tendenzen? Man lasse ihnen doch erst ihr Gutes! Man nenne erst ihr Verdienst und dann ihre Schwäche! Das ist eine unerhörte Rohheit, an allen Dingen blos das wunderliche Extrem zu sehen und sie so zusammenstellen, als wäre der Erzähler nur jener einzige Große, der sich zu allen Zeiten seinen kleinen Verstand erhalten hat!

Schließlich sind die Ausfälle gegen Herrn von Fellenberg frech. Dieser Mann figurirt hier unter dem Namen eines servilen Berner Patriziers, so daß es Menzeln unbekannt zu sein scheint, wie dieser sich noch immer den liberalen Abstimmungen angeschlossen hat. Das Institut Fellenbergs hatte einen andern Zweck, wie das Pestalozzische: wie kann man die andere Einrichtung tadeln! Liegt es nicht in der Natur der Sache, daß von der Straße aufgeraffte, zum Handwerksstande bestimmte Knaben nicht in derselben Art unterrichtet werden konnten, wie andere, welche die Universität beziehen sollten? Dies läugnet Menzel und schreit in

Deutschland einen Lärm über das Hofwylsche Institut hinein, daß man wieder versucht wird, an einen Schulmeister zu denken, der seinem Collegen nicht das Leben gönnt, viel weniger das liebe Brod.

Im achten Kapitel sollte man nicht weniger glauben, daß Menzel hier zu Haus wäre. Er spricht über Geschichtschreibung, über ein Feld, das er seit seiner mißlungenen Geschichte der Deutschen seine Heimat nennt. Allein in den Fächern, wo nicht die offenbare Ignoranz der Registrator ist, da ist es der boshafte Neid. Johannes von Müller hat seine Fehler, und sogar einige von denen, die Menzel zu rügen pflegt, aber es verletzt doch alle Schranken der erlaubten Polemik, wenn Müller deßhalb (II. 98) ein Vaterlandsverräther gewesen sein soll, weil Zschokke in seiner Manier eine deutsche Spezialgeschichte schrieb! Man soll keine Spezialgeschichte schreiben? J. Möser mußte erst den patriotischen Ablaß kaufen, ehe er Osnabrückische Geschichten schrieb? In der That, das

heißt viel Wahnsinn aufbieten, um Deutschlands Einheit zu erhalten!

Menzel glaubt, in diesem Abschnitt viel von Herder reden zu müssen; aber Herder's Ideen waren nicht der Geschichtsschreibung, sondern der Geschichtsphilosophie gewidmet. Eben so wenig bereitete Herder das historische Recht Schelling's vor, wie Menzel angibt. Eben so wenig rettete er aus der Geschichte die Nationalität. Herder's Prinzip ist die Nachweisung des Menschlichen in der Geschichte, so daß er mehr daran dachte, Cosmopoliten als Patrioten zu bilden. Es steht Menzeln recht gut, wenn er Achtung vor großen Geistern zeigt, nur soll er nicht glauben, daß sie in die Welt gesandt wären, um auf seine Abgeschmacktheiten schon im Voraus hinzuweisen.

Die Ansicht, welche hier ferner über Friedrich von Raumer ausgesprochen wird, ist, milde gesagt, nichtswürdig. Er sagt (II. S. 120): „Man muß Herrn von Raumer und vielen Andern seiner

Gattung ihre Parteilichkeit verzeihen. Im Staatsdienst, in vornehmen Verbindungen, nicht nur unter der Censur, sondern selber Censor — wie kann man da anders schreiben, als Herr v. Raumer schreibt?" Dies ist karthaginensische Perfidie! So stinkend ist lange nicht in der Literatur gelogen worden! Ich will mich nicht zum Champion des Herrn v. Raumer aufwerfen; aber ganz Deutschland kennt die Unerschrockenheit, mit der er gegen die Censur in die Schranken trat: ganz Deutschland liest in seinem neuesten Werk über England die unzähligen, für ihn so mißlichen Invektiven gegen die Censur, und hier wagt ein Neidhart, denselben Mann gerade Das zu nennen, wogegen er mit persönlicher Gefahr kämpft! Das ist ein herzlich schlechter Streich!

Den Beschluß des Kapitels macht ein Notizenwust, dessen Unrichtigkeiten wir nicht aufstöbern wollen. Ein Literator, der vom noch lebenden Bischof Pyrker behauptet hat, er wäre einst Sklave in Algier gewesen, der in Hessen-Kassel von einem

Zweikammer-System spricht und einen Deputirten dieses Landes zum Professor in Gießen macht, darf auf ein öffentliches Zutrauen in seine Angaben keine Ansprüche mehr machen.

Eben so unzuverlässig, wenn auch in anderer Rücksicht, ist das nächste Kapitel über die Politik. Jemand, der selbst ohne Meinung ist, hat gut über die Meinungen Anderer urtheilen! Menzel theilt hier und dort seine Kolbenschläge aus, er balgt sich mit jeder Partei auf dem Boden herum, er hat von Herrn v. Rotteck eben so viel Gutes, wie Böses zu sagen. Der Behendeste kann diesem lazertenartigen Davonschlüpfen nicht nachkommen: Menzel zeigt uns hundert Farben zu gleicher Zeit, wie ein Chamäleon. Doch wiederhol' ich meine frühere Behauptung über ihn: Menzel hat nicht nur keine Meinung, sondern auch Furcht. Ja man kann sagen, er hat nichts als Furcht. Im Status quo wird er immer auf der linken Seite stehen, obschon er schmerzlich fühlt, daß die Romantik auf der rechten Seite

ſteht. Und dennoch verwirft er jede Veränderung des Status quo: er hält ſich nicht mehr für ſicher, wenn die linke Seite ſiegen ſollte. Das iſt es: er fürchtet Niemanden mehr, als ſeine eigenen Freunde. Ich werde ein politiſches Luſtſpiel ſchreiben, worin ich den Charakter des Herrn Menzel conſequent durchzuführen gedenke.

Wollte ſich der Verfaſſer zum Jüſte-Milieu bekennen, ſo hätt' er's lieber bei der Jurisprudenz thun ſollen, als bei der Politik. Hier würd' es ihm gut geſtanden haben, wenn er die beiden Extreme der römiſchen und der germaniſchen Schule getadelt hätte. So aber muß das römiſche Recht eben ſo grundſchlecht, wie das Germaniſche unübertrefflich gut ſein. Einem Blinden iſt ſchwer von der Farbe ſagen. Ich unternehm' es nicht, Menzel auf die innere Conſequenz des römiſchen Rechtes, die höchſtens nur von der Philoſophie der römiſchen Sprache übertroffen wird, aufmerkſam zu machen. Nur das Publikum erinn' ich daran, was es in dieſem Buche an

Einseitigkeiten und Parteigezänk finden kann. Wenn ich sage, daß sich an wenigstens sieben Stellen die Notiz über den Professor Hugo findet, der die Sklaverei soll empfohlen haben, und daß dies an allen sieben Stellen nur dem römischen Rechte zugeschrieben wird, so kann man sich eine Vorstellung machen von diesem leidenschaftlichen Getriebe, das sich für Urtheil ausgibt.

Nachdem endlich über Nationalökonomie nur Unrichtiges mitgetheilt ist, und z. B. II. 278 von einer Statistik der Bevölkerung gesprochen wird, die Biunde geschrieben haben soll, die aber, wie Jedermann weiß, von Bickes ist, und nicht von Biunde, der eine Seelenlehre schrieb! so nimmt die Darstellung einen Ton an, der sich (bei dem Anfang über Politik) von dem Wispern eines Heimchens bis zum Bramarbasdonner eines Wachtmeisters gesteigert hat. In der That, Menzel zieht den Säbel und ficht einige mörderische Flachhiebe über Militärwissenschaft durch die Luft. Nichts bleibt ihm unbekannt. Er spricht über Montecuculi, wie über die

weiblichen Romanschriftsteller. Eine Zaghaftigkeit, die kein Pistol abzuschießen wagt, will hier die Welt erobern. Ganze Kanonaden werden im Kreuzfeuer losgelassen, die Infanterie rückt mit gefälltem Bajonette an, die Cavallerie drängt schaarweise der vorausspoussirten Artillerie nach, die Erde bebt und der Vorhang des zweiten Theils fällt mit dem Bewußtsein, daß, wenn Napoleon nicht gekommen wäre, gewiß Herr Menzel würde gekommen sein.

Doch der Pulverdampf verzieht sich. Es wird wieder lichter Tag. Die Sonne steht am Himmel, und die weiten Felder Natur und schöne Kunst breiten sich vor unsern Augen aus. Die Naturwissenschaft treibt Menzel vorzugsweise als Dilettant, doch betrachtet er sie durch die Schelling-Oken'sche Lupe. Eine genetische Entwicklung der deutschen Naturwissenschaft vermissen wir, der Streit des Vulkanismus und Neptunismus ist mit keinem Worte berührt, die optischen und geologischen Untersuchungen stehen eben so wenig, wie Göthe, der

an ihnen so wesentlichen Antheil nahm, im Vordergrunde. Statt dessen erhalten wir wieder einen ganzen Weichselzopf von Notizen über hundertlei Dinge, die in die deutsche Literatur passen, wie die Faust auf's Auge. Was hat die deutsche Literatur von der Leidner Flasche? Eben so jagt Menzel da nach Notizen, wo er sogar in die Medizin pfuscht und die Homöopathie empfiehlt, deren Grundsatz: Gleiches mit Gleichem! wenigstens moralisch tief aus seiner Seele gekommen ist. Auffallend für einen Ketzerrichter ist dabei, daß er III. S. 72 in einer langweiligen Rezension des Schubert'schen Buches über die Seele sagt: daß ihm die muhametanische Vorstellung vom ewigen Leben „weniger abgeschmackt" scheine, als die christliche. Ich habe gegen die Sache wenig, sondern rüge nur die Inconsequenz des Großinquisitors.

Seine berüchtigte Darstellung der deutschen schönen Literatur beginnt Menzel, indem er über die deutsche Sinnigkeit spricht, mit einer sehr großen

Unsinnigkeit. Er sagt (III. 114), daß die Eigenthümlichkeit der Deutschen das Romantische wäre. Wäre Verstand in dieser Behauptung, so müßten wir doch schließen können, daß die Eigenthümlichkeit der Alten das Classische war. Wer kann das Leztere sagen, ohne eine abgeschmackte Tautologie auszusprechen? Beweis genug, daß das Erstere nicht weniger klug ist. Ja, Menzel weiß sogar nicht einmal, was er sagen will. Das Romantische ist, im poetischen Sinne, eine Anleihe, die die Deutschen bei den romanischen Völkern aufnahmen. Diese Völker nennt Menzel die „Kinder der Sinnlichkeit", während die Deutschen als „Kinder der Treue" gelten. Dies klingt recht schön; aber die Romantik haben die Kinder der Treue ohne Zweifel den Kindern der Sinnlichkeit zu verdanken.

Menzel fühlt auch, daß man diesen Phrasennebel leicht durchschaut. Er fühlt, daß über das Romantische und Classische die Frage nach der Schönheit weit erhaben ist. Das Räthsel der Schönheit suchten

die Philosophen aller Zeiten auf entgegengesezte Weise zu lösen. Es ist bei Allen derselbe Zauber, und Jeder übersezt ihn in andere Worte. Es gibt so viel Definitionen der Schönheit, als es Systeme der philosophischen Wahrheit gibt. Jeder kann sich von ihnen die wählen, die ihm zusagt; ja man kann sie alle verwerfen, und es fragt sich nur, was man Neues dafür zu geben hat?

Ich würde nicht im Entferntesten darauf kommen, an Menzel diese schwierige Zumuthung zu stellen, wenn er sich nicht selbst anheischig machte, das Räthsel der Schönheit auf eigene Art lösen zu wollen. Menzel nimmt die Miene eines Polytechnikers an, der ein Geheimniß der Maischbereitung entdeckt hat, es aber nur versiegelt und für einen Louisd'or in baarer Zahlung verkauft. Es scheint, Menzel will auf seine Erfindung sich ein Patent geben lassen. Deßhalb wollen wir sehen, ob man ihm den Kunstgriff nicht ablernt, ohne Patent, ohne Siegel, ohne fünf Thaler Gold.

Ich fürchte sogar, hinter dieser Erfindung steckt ein Schelmenstreich. Ich glaube, daß sie auf Etwas hinauskommt, was mit einer Prellerei viel Aehnlichkeit hat. Ganz sicher; denn Menzel sagt, das Schöne ist schön, das Schöne ist eine unerklärliche Thatsache, das Schöne würde ja aufhören schön zu sein, wenn man anfange, es erklären zu können. Das Schöne sei eine Thatsache, die in den Objekten liegt, die sich von den Objekten weder durch einen philosophischen, noch einen chemischen Prozeß abtrennen läßt.

Das haben wir nun von unserm Geheimniß der Maischbereitung! Wir kauften den Göttertrank von Neapel (Nettare di Napoli) und werden doch sterben müssen. Das Schöne ist das Unerklärliche. Ei, sieh'! Wenn ich doch meine fünf Thaler Gold wieder hätte!

Wenn das Schöne eine Thatsache ist, die sich von selbst versteht, so wird es auch wohl eine Philosophie dieser Thatsache geben. Die Philosophie einer

Thatsache ist die Zerlegung derselben in ihre Faktoren, die Dialektik ihrer verschiedenen Metamorphosen, ihrer auf- und absteigenden, vor- und rückwärts gerichteten Verhältnisse. Kann man das Schöne unter diesen Gesichtspunkten betrachten? Gewiß. Dann muß es aber auch eine Aesthetik geben können.

Die Definition des Schönen ist ein feines Nadelöhr. Menzel steht wie ein Kameel davor und will hindurchgehen; das dicke Schiffstau seiner Combinationen rennt die ganze Nadel um. Menzel sagt: „Die Idee liegt nicht im Geist des Künstlers, sondern in den äußeren Gegenständen, oder im Geist des Künstlers nur in so fern, als sie im äußeren Gegenstande liegt.“ (III. S. 149.) Wie? frägt man unwillkürlich, denkt Menzel, daß wir glauben, man könne das Schöne machen, das Schöne müsse nicht eine objektive Wahrheit in den Dingen selbst haben? Menzel deutet auf Göthe und Solger. Er sagt, Göthe trug dazu bei, die Kunst zu vergöttern. (III. 145.) Diese Behauptung ist abgeschmackt.

Göthe sezte die Kunst im Gegentheil durch die Definition herab, die Menzel so sehr an ihm zu tadeln hat. Wenn das Schöne „das Resultat einer glücklichen Behandlung“ ist: wahrlich, so ist damit nicht gesagt, daß man das Schöne auf eigene Hand machen könne!

Menzel sagt: Man müsse das Schöne vergleichen. Gut; dann kann man das Schöne auch wählen. In der That, die Wahl des Schönen macht den Künstler, und in so fern macht die Wahl des Künstlers auch das Schöne. Wer darf den Akt des Genies ausschließen? Wer kann von einer Schönheit reden, die nicht empfunden, bemerkt, gewählt und in ihrer günstigsten Beleuchtung wiedergegeben wird? Menzel scheint über diese Begriffe fortzuspringen, bei ihm dichtet, malt, meißelt sich die Schönheit selbst: sie ist das Non plus ultra der Objektivität.

Um den Unterschied der guten alten Aesthetik und der neuen des Herrn Menzel zu bezeichnen, werden

Beispiele am deutlichsten sprechen. Die alte Aesthetik definirt das Erhabene, Reizende, Komische, Rührende u. s. w. Die neue: die Idee des Mannes, Weibes, Frühlings, Todes u. s. w. Nun soll der Aesthetiker nicht mehr das Urtheil analytisch bilden, sondern synthetisch. Er soll die Ideen des Mannes, Weibes u. s. w. in ihre schönen Faktoren auflösen und zeigen, worin das Erhabene, das Reizende — Das ist wunderlich? Das Erhabene? Das Reizende? Es scheint also doch, daß wir bei der neuen Aesthetik Etwas vergessen haben? Ich glaube selbst; wir haben die alte vergessen, und werden von der neuen wohl sagen müssen, daß sie ohne die alte nicht existiren könnte.

Wenn Menzel sagt, Phidias hätte seinen olympischen Jupiter nicht nach der Idee der Erhabenheit geschaffen, sondern nach der Idee der Göttlichkeit, so ist das einmal unwahr; aber selbst wenn Juno nur das Weib sein soll, das Weib par excellence, ist dann nicht deutlich genug, daß Menzel

eine Kategorie der alten Aesthetik übersehen hat, die Richtigkeit. Das gemahlte Weib als entsprechend dem wirklichen Weib ist unter diesem Gesichtspunkte wahrlich noch nicht schön! Die Schönheit beginnt erst mit der Vollkommenheit und der Totalität. Ich glaube, auch dies sind Begriffe der alten Aesthetik.

Die Widersprüche werden zulezt kleinlaut und schülerhaft. Menzel ahnte, daß seine Schönheit nur die Wahrheit ist, und spricht plötzlich von der Idealität. Z. B. ein schönes Bild des Mannes. Worin liegt hier die Schönheit? Menzel sagt: „in etwas Abstraktem, Allgemeinen.“ Woher abstrahir' ich denn das Allgemeine? Wodurch? Sind nicht psychologische, dichterische, subjektive Thätigkeiten nöthig, um zu wissen, was zum Ideal der Männlichkeit Alles gehört? Das ist es: Das Wahre und Vollkommene ist schön, der Zauber liegt in der Einheit, und die Einheit des Kunstwerkes ist nichts Neues. Ich glaube, man kann der Aesthetik viel Neues geben; aber die Neuigkeiten Menzels sind

veraltet. Sein großer Anlauf löſ't ſich in athemloſe Erſchöpfung auf. Er greift nach dem höchſten Olymp und ſeine Finger umklammern Nichts, als Luft.

III. S. 172 — 4 geſteht unſer Univerſalwiſſer ein, daß er über Muſik kein Urtheil habe. Das iſt ſonderbar. Er urtheilt über Montecuculi und das Kreuzfeuern der neuen Ideentaktik und ſagt von Mozart, daß er in der Muſik, nebſt Weber, den ſchlechten Geſchmack eingeführt hat. Daß die neuere Muſikſchule Alles kann und Alles will und die Geſchmäcke vermengt, iſt wahr; daß ſie es aber in Robert dem Teufel thut, liegt doch wahrlich nur im Sujet. Deßgleichen, wenn Menzel die Beſcheidenheit hat, zu geſtehen, daß er von Muſik Nichts verſteht, dann ſollt' er auch die unverſchämte Patronage laſſen, mit welcher er die Leiſtungen eines gewiſſen Kocher hervorhebt, wo er nur kann. Herr Kocher lehrt in Stuttgart die Elemente der Muſik, iſt gewiß ein trefflicher Mann und darum von ſelbſt über die

große Stellung verlegen, die ihm Menzel in diesem Buch und überall, wo nur von Musik die Rede ist, in der musikalischen Literatur einräumt. Mein Gott, in jeder großen Stadt Deutschlands gibt es einen tüchtigen Cantor, der um den Choralgesang daselbst sich Verdienste erwirbt, und im Namen dieser stillen und bescheidenen Verdienste protestir' ich gegen den Lärm, den Menzel, wo er nur kann, von seinem Vetter Kocher zu machen pflegt.

Warum ist Menzel gegen die Schauspielkunst nicht eben so gerecht, wie gegen die Musik, und gesteht, daß er von ihr Nichts versteht? Dann würde man ihm nachsehen, daß er III. S. 176 irrigerweise behauptet, Fleck hätte auf das deutsche Theater Einflüsse gehabt, die in etwas Andrem gelegen haben müßten, als in seinem klassischen persönlichen Spiel. Mit dieser Miene, als wäre Fleck ein Direktor der deutschen Bühne gewesen, schließen die Einleitungen zu Dem, was uns ferner über die schöne deutsche Literatur soll geschulmeistert werden.

Um einige patriotische Tugenden, deren Werth in Zeiten der Gefahr Niemand bezweifeln wird, zu empfehlen, hat bekanntlich Menzel das ganze Gebäude der deutschen Literaturgeschichte eingerissen und in den ästhetischen Urtheilen das Oberste zu unterst gekehrt. Bietet aus diesen zahllosen Verstößen gegen die Pietät und die Gerechtigkeit sich irgend Etwas dar, das man als Ersatz für das Verlorne aufwiegen könnte? Ist die Nation dadurch einiger geworden, daß sie Göthe, Voß, J. v. Müller, Hebel u. A. verloren hat? Oder ist in der Literatur selbst eine Revolution vorgefallen, die eine künftige Herrschaft siegreicher Geister verspräche? Das Leztere allerdings; aber die Revolution ist gegen Den gerichtet, der vielleicht ihre nächste Veranlassung war.

Schon seit zehn Jahren versucht Menzel das Interesse der Nation von ihren theuersten Besitzthümern loszutrennen. Aber wenn ihm in der That gelungen wäre, das ästhetische Urtheil der Masse gleichgültiger, kälter und altkluger zu machen; was

haben wir gewonnen? Eine Verwirrung aller literarischen Begriffe, einen Ton der Kritik, der nur polizeilichen Inquisitoren gebührt, eine Productionsunfähigkeit, die uns zulezt um den organischen Nachwuchs der Literatur bringen wird. Wenn Menzel nur in diesem Buche das Urtheil der Jugend infizirt hätte! Aber er wiederholte jede Woche seine Verwünschungen, er bemächtigte sich eines Organes, welches in seiner Sphäre die weiteste Verbreitung hat, er konnte den Schall aller seiner Anklagen verstärken, und den Terrorismus zu einer Tagsordnung machen, an die man allmälig sich zu gewöhnen lernte.

Soll man sagen, daß die Irrthümer Menzels ihn verführt haben, eine eigne Methode zu schaffen; oder trägt die Methode die Schuld der Irrthümer; kam sie seinen Absichten zu Hilfe? Ich glaube das Leztre. Niemand kann gerecht sein, der die Gesichtspunkte, welche Menzel sich aufsteckt, für gut gewählt hält. Das poetische Leben einer Nation in

nichts, als in Tendenzen aufzulösen, bald in englische, bald in griechische, bald in französische; wo bleibt da das Recht der Individualität? Die großen Geister schufen noch öfter die Tendenzen, als sie von den Tendenzen geschaffen wurden. Weil Menzel nicht im Stande ist, einen Charakter aus seiner innerlichen Nothwendigkeit zu entwickeln, so vermag er niemals den innersten Kern desselben anzugeben; sondern er trennt Dies und Jenes von seiner Erscheinung los und plazirt es an den verschiedensten Stellen seines willkürlich zugeschnittenen Literaturleistens, so daß man sich die disjecta membra der Dichter aus allen vier Welttheilen seines Buchs zusammenlesen muß.

Menzeln schwebte das Ideal einer objectiven Literaturgeschichte vor; aber er hat die Geschichte seiner Classificationssucht aufgeopfert. Das Entgegengesezteste trifft hier auf orthopädischen Streckbetten zusammen und wird gezerrt, gedehnt und schimpfirt, bis eine gewisse Aehnlichkeit herausgequetscht ist. Wir sprechen hier noch von Hölty und sogleich von

Matthiſon, wir würfeln den Maler Müller mit Ulrich Hegner zuſammen, und müſſen, wenn wir eben von Tieck ſprechen, im nächſten Kapitel erſt auf Leſſing kommen. Hier rinnen denn freilich alle Thatſachen in einen Brei zuſammen, den Menzel in eine beliebige Form kneten kann. Ein kleines Lineal reicht hin, hier zu meſſen und zu ſtrafen.

Allein nicht alle Irrthümer dieſer berüchtigten Darſtellung kommen ausſchließlich auf Rechnung der verfehlten Methode. Es iſt hie und da Etwas verſehen, was auf ganz andre Schuldbreter gehört; ja man kann wohl ſagen, daß es überall an Etwas gebricht und ſich keine Stelle in dieſen Diatriben findet, gegen welche ſich nicht die gravirteſten Einwendungen machen ließen. Ein ſchülerhafter Schnitzer beginnt ſogar ihren Reigen. III. S. 199, wird nämlich die Rückkehr aus der Dramatik zur Lyrik dadurch bewieſen, daß Anakreon es geweſen ſein ſoll, der aus den lyriſchen Tragödien des Euripides die empfindſamen Stellen fortnahm und ſie wieder in

die Lyrik zurückleitete: Hier liegt die Annahme zu Grunde, daß Anakreon ein Nachkomme des Euripides war. Alle Welt weiß aber, daß Anakreon zu einer Zeit starb, wo Euripides noch gar nicht geboren war. Eine Ignoranz dieser Art will sich für die Geschichte der Literatur verantwortlich machen! Man wird mir jezt wohl glauben, daß ich diesmal nicht die Tendenz, sondern nur die Oberflächlichkeit Menzels angreife.

Sehen wir darüber hinweg, daß III. S. 204 sich schon wieder die armselige Eintheilung nach den vier Temperamenten findet, daß S. 277 Heinse neben Thümmel gestellt wird, wie Lais neben den Priap, so wird man nach der Lectüre einiger Nachrichten über die ältre deutsche Literatur nach der Reformation unwillkürlich zu dem Urtheil gezogen, daß der güte Franz Horn jenen Pedantismus schon weit ergötzlicher, weit witziger und gründlicher dargestellt hat. Menzel tappt hier überall im Finstern; denn wie würde er sonst S. 245 von Günthers

sittlichen Gedichten sprechen können? Wäre der Verfasser auch nur in den Schriften Göthe's etwas bewanderter, so würde er sich hier über den Geist der Günther'schen Muse haben unterrichten können; so würde er gefunden haben, daß Günther ein seltnes Talent besaß, was aber den Inhalt seiner Verse anbelangt, eher ein unsittlicher, als sittlicher Dichter genannt werden muß.

Der eigentliche Fehler dieser Geschichtsklitterung wird bald sichtbar. Auf die Gallomanie folgte die Anglomanie in der deutschen Literatur: aber allmälig, nicht so abrupt, wie Menzel zu glauben scheint. Er ist zweifelhaft, wohin er die schweizerische Schule unterbringen soll, und einverleibt sie der Gallomanie, da sie doch der Anglomanie angehört. Die Haller-Bodmerische Schule war es, die der Englischen Verstandespoesie den Weg bahnte, dem Ton der Theodiceen, dem beschreibenden Epos und der naturbeschreibenden Didaktik. Der bigotte Haller ist doch in der That mit Pope verwandter, als mit Voltaire.

Mit Voß beginnt Menzels heillose Zeitenmengerei. Kaum ist die Darstellung Geßners und Klopstocks geschlossen, so reiht sich ihnen Voß an, und nicht der Voß des Göttinger Hainbundes, sondern der Uebersetzer Voß von 1802 und der Protestant Voß vom Jahre 1820. Voßens Ursprünge, seine erste gewiß herrliche Tendenz, sein Kampf gegen die Adelsherrschaft, seine Beschreibung einer wirklichen, nicht traditionellen Natur, diese großen Verdienste, welche sich an Voßens Namen knüpfen, werden auf das schnödeste von einem Heidelberger Privatdocenten ignorirt, der sich mit seiner Naseweisheit in die symbolischen Händel mengte und unter dem Schutz der Creuzer'schen rothen Perüke eine Professur erobern wollte. Die Verunglimpfung Voßens schreibt sich aus den miserabelsten Privatrankünen her. Wenn Voß glaubte, daß der Staat von der Romantik gefährdet sei, so hat ihn Menzel darin weit übertroffen. Voß warnte nur vor seinen Gegnern; aber Menzel überantwortete sie den Gefängnissen.

Ja ich kann nicht umhin, einige der unzähligen Fehler dieses Buches offenbare Dummheiten zu nennen. Wie oben Anakreon zu einem Nachkommen des Euripides gemacht war, so soll S. 267 auch Wieland erst nach Voß gekommen sein. Menzel sagt, Wieland trat auf „und erkannte zugleich den Abweg Klopstocks und Voßens" und lenkte auf die Bahn der griechischen Grazie ein. Dies wäre die Folge eines Calcüls gewesen? Wieland, der das Griechenthum von den Franzosen lernte, fast gleichzeitig mit Klopstock zu dichten begann, soll die Abwege Klopstocks erkannt haben? Sind das die Behauptungen eines Literarhistorikers oder eines Schulknaben, der seine Lektion nicht repetirt hat? Ueberdies ist das Lob Wielands recht gut gemeint, aber herzlich schlecht begründet. Seine Grazie ist nicht die Grazie Wielands, sondern die Grazie der Manier, die er adoptirte. Auf den Inhalt hätte der Literator verweisen sollen; dieser war für Deutschland neu, die Form war Mode, und wurde damals von

Allen nachgeahmt; aber Philosophie im Gewande der Poesie, die Moral Epicurs, die Satyre auf die Gebrechen der Welt und ihre Institutionen; hierin muß man den Zauber suchen, welchen Wieland so lange Zeit hindurch auf Deutschland ausübte. Wäre es die Form allein gewesen, so würden wir gewiß noch davon angezogen werden, was ich aber bestreite. Schließlich liegt in Aufzählung der Nachahmer Wielands eine neue Ungerechtigkeit. „Gerstenberg's matte Tändeleien" werden hieher gezogen. Wenn man Gerstenberg in der Literatur erwähnt, so spricht man von seinem Ugolino, der wahrhaftig keine matte Tändelei ist. ✕

Wer so oberflächlich die heimische Literatur kennt, wie kann man Dem ein Urtheil über fremde Literatur zutrauen? Menzel will die englische Literatur des vorigen Jahrhunderts charakterisiren, und karrikirt sie. Er behauptet, der französische Geschmack habe in England nicht durchdringen können, weil Shakespeare zu allen Zeiten in der größten Achtung stand.

Dies ist grundfalsch. Shakespeares Gedächtniß war im siebzehnten Jahrhundert verloren gegangen und wurde durch Garricks Spiel erst wieder neu entdeckt. Um den Anfang des vorigen Jahrhunderts classificirte die ganze englische Literatur und Johnson wurde in der That für größer gehalten, als Shakespeare.

Lessings Lob ist wohlverdient; aber es ist allgemein, es trifft nirgends den rechten literarhistorischen Fleck. Nirgends wird man auch hier, wie überall in dem Buche, etwas von seinen individuellen Zügen finden, die dem Ganzen das Gepräge einer autoptischen Authenticität aufdrückten. Lessings Kampf gegen die Orthodoxie wird im Allgemeinen erwähnt; aber es thut schon weh, wenn es heißt, er hätte erst nach Herausgabe der Wolfenbüttler Fragmente begonnen (III. S. 289). Im Gegentheil, Lessings Kampf gegen die Orthodoxie war vor den Fragmenten hitziger, als nach ihnen. Auch ist Lessings Kritik durch nichts Hervorstechendes

charakterisirt. Menzel kennt von der ganzen kritischen Thätigkeit eines Mannes, an dem er ein Beispiel in redlichem Eifer und Bescheidenheit nehmen möge, Nichts, als jenen pedantischen Grăcismus, mit dem Lessing sich über Göthes Werther aussprach. Lessing hat viel geschrieben, was, gegen diese etwas triviale Polemik gehalten, sie selbst vergessen macht; aber vergeblich sehen wir uns nach einigen Winken über die Dramaturgie, über Laokoon um. Lessing ist in den Allgemeinheiten, die Menzel über ihn zu sagen weiß, nicht wieder zu erkennen.

Eben so allgemein ist die Apotheose Herders, an dem gänzlich übersehen wird, daß er in der ersten Zeit seines literarischen Auftretens mit Göthe zugleich höchst patriotische Blätter von deutscher Art und Kunst herausgab. Doch werden wir für diese Allgemeinheit durch die Specialitäten entschädigt werden, mit welchen Menzel gegen Göthe sprechen wird. In der That, er spricht schon. Er hat

kaum begonnen, und ist schon beim zweiten Theil des Faust, er fängt Göthes Laufbahn von hinten an, und wird im dreiundachtzigjährigen Greise zeigen, was der fünfundzwanzigjährige Jüngling war. Da ist die Menzel'sche Polemik gegen Göthe! Man kennt sie. Soll man Worte darüber verlieren?

Die Verkehrtheit des Menzel'schen Standpunktes ist nirgends sichtbarer, als wo er gegen Wilhelm Meister sich ausspricht. Ich werde nie dagegen einreden, wenn man sich durch die vornehme Physiognomie der Göthe'schen Poesie beleidigt fühlt; denn was ich am stärksten hasse, ist die Aristokratie; aber Menzel weiß nicht, was Göthe mit seinem Meister wollte. Meister ist untergeordnet, Meister soll eine Copie des alltäglichen Lebens sein, aber Göthe war dessen so eingedenk, wie wir, und spielte mit dem Geschöpfe seiner vornehmen, medisanten Laune als ein muthwilliger Hofmann Versteckens. Es ist keine Tendenz, die sich in W. Meister ausspricht, sondern eine Philosophie, ein Charakter.

Das ist es. Menzel sieht in Göthe ein abgerundetes Leben, wo sich ein Jahr für das andere soll verantwortlich machen lassen. Er analysirt den zweiten Theil des Faust, um den Dichter des Götz und Clavigo zu verstehen. Er schildert ihn immer als eine Activität, die sich fortwährend im Bewußtsein ihrer Vergangenheit und Zukunft gefühlt habe, und aus sich schöpfte nach Belieben. Er sagt: „Göthe widmete sich der modernen Poesie!“ Was soll das heißen? Was war denn die moderne Poesie, als er anfing, sich ihr zu widmen? Hat Göthe, als er den ersten Vers schrieb, ein Calcül über die moderne Poesie gemacht? Das ist ja fast so, als hätte sich Wieland vor den Abwegen Voßens gehütet, und die Chronologie bereitwillig gefunden, einen Fehler des frühern Euripides zu einer Tugend des spätern Anakreon zu erheben!

Leben ist Leben. Leben ist Leichtsinn. Leben ist Zufall. Aber die Zuchtruthe ist es nicht, die immer dicht beim Leben, Leichtsinne und Zufalle hängt

Menzel macht jeden Athemzug Göthe's für sein Herz verantwortlich. Er sieht ihn immer in seiner Vollendung, aus der er nach Gefallen emanirt. Göthe mag viel verbrochen und der Literatur viel geschadet haben. Aber Menzel sagt: Er wollte Etwas verbrechen, er wollte der Literatur schaden. Göthe steht da, wie die beiden Fässer des Hesiod, hier die Tugend, dort das Laster. Und Göthe soll immer nur in den lasterhaften Kübel gegriffen, und aus ihm jede Niederträchtigkeit nur so aus Muthwillen über die Nation ausgesprengt haben! Endlich soll Göthe ohne alle Originalität gewesen sein, er soll bald Rousseau, bald Lessing, bald Voß haben nachahmen wollen, wie es denn für Menzel entschieden ist (III. S. 381), daß „ohne Schiller's Concurrenz keine Iphigenie und kein Tasso entstanden wäre.“ Menzel schießt diesen schönen Bock in Betreff des Jambus. Er behauptet, Göthe habe Schiller's Jambentragödien nachahmen wollen. Wann schrieb Schiller seine erste Tragödie in Jamben?

Ich glaube, zu einer Zeit, wo Iphigenie und Tasso schon alle Herzen der Nation mit dem heiligen, göttlichen Feuer der stillen, entsagenden Leidenschaft beseeligt hatten.

Der vierte Band beginnt mit einem neuen Irrthume, den Menzel in die deutsche Literatur eingeführt hat. Er hat zum ersten Male den deutschen Süden vom deutschen Norden getrennt, und dem ersteren auf Kosten des lezteren geschmeichelt. Wie unpatriotisch das ist, eben so falsch sind die Kennzeichen, die bei ihm Norden und Süden tragen. Alles, was er vom deutschen Süden Preisendes sagt, gebührt im eigentlichsten Sinne den Norddeutschen. Norddeutschland ist der Sitz der einfachen, sinnigen Familie, des alten patriarchalischen Herkommens, die Heimat des poetischen Mährchenglaubens, die Heimat der Gastfreundschaft und der innigen, idealischen Herzensbeschauung. Aus Norddeutschland stammt der Tiefsinn und die Bescheidenheit. Wo sind dir die Menschen freundlicher begegnet, wenn

du wanderest? Wo waren ihre Sitten die einfachsten und rührendsten, wo wurdest du unter Herzlichkeiten erdrückt, wo waren die Menschen aufrichtiger? In Norddeutschland. Der deutsche Süden ist stockig, egoistisch, reflektiv, ironisch, politischer Kannengießer, aufgeklärter als der Norden, und doch nicht freisinniger, wenn es auf das ewige Recht der Vernunft und des Glaubens ankommt. Im Norden besitzt man und ist reich, im Süden erwirbt man und will es werden. Im Norden ist der Bauer ein freiherrlicher Grundeigenthümer, im Süden ein Ackerknecht, der aus der Hand in den Mund arbeitet. Der Süden ist kalt, mürrisch, altklug: der Norden ist naiv und nicht so gescheut, wie der Süden, weil der Süddeutsche mehr Geschichte erfahren hat und ihn seine Vielstaaterei immer lebendig und oppositiv erhält. Kann es eine herzlosere Plumpheit geben, als mit der in Baden, Würtemberg und Baiern die Leute gegeneinander umgehen? Scheint Einer des Andern zu bedürfen und blicken sie sich als Freunde und Verwandte

an? Kommt in den Norden! Die Natur ist ärmer, aber die Herzen sind reich, die Gastfreundschaft hat aller Orten ihre Thore offen, Gruß und Handschlag gelten noch von Westphalens Gauen an, in Holstein, in dem patriarchalischen Hamburg, in Hannover, am Harz, bis zu den biedern Pommern hin! Wo sind die Beamten fühlloser, roher und serviler? Nur im Süden. Wo läßt man sich allein die Grobheiten des Schreibervolks gefallen? Im Süden. Mit einem Worte, Menzel hat die Höflichkeit gegen den Süden so weit getrieben, bis er den Norden verrathen hat. Daß der Norden es war, der die Familie in die Poesie einführte, gebührte dem Norden. Hätte Herr Menzel den Norden anderswo kennen lernen, als bei seinen Wanderungen durch die sandige Lausitz, so würde er einsehen, daß sein Räsonnement im Anfang des vierten Bandes auf lauter unbegründeten Voraussetzungen beruht.

Ich würde als Literator die Auswüchse der Sentimentalität niemals in Abrede stellen, den

Stamm ſelbſt aber nicht gleich an ſeiner Wurzel angreifen. Menzel verſteht nur eines, plump zu ſein. Denn ſeine Anklagen der Sentimentalität beruhen am wenigſten auf einer Kenntniß des menſchlichen Herzens. Wenn die Sentimentalität zulezt Bosheit werden kann, wie Menzel, der wenigſtens die leztre genau kennt, behauptet, ſo iſt doch unpſychologiſch, daß je ein Laſter abſichtlich als Laſter geübt wurde. Alle Verbrechen wurden mit einem Scheine begangen, der den Verbrecher gegen die Einrede ſeines Gewiſſens ſchützen konnte. Wenn die Sentimentalität ſchlecht wird, ſo wird ſie es nicht aus Gemeinheit, wie die Lehre Menzels iſt, ſondern aus Schwäche. Unſer Literarhiſtoriker beſizt einen Rigorismus, der ihn zu einem würdigen Executor der Halsgerichtsordnung im alten Styl gemacht haben würde. Er will ſich zu einem Vertheidiger der Humanität gegen Jarcke und Feuerbach aufwerfen, und begeht in ſeinem Fache Grauſamkeiten, für welche er nicht einmal ein Prinzip hat, falls man nicht die

Unkenntniß des menschlichen Herzens ein Prinzip nennen will.

Die Haltlosigkeit der Menzelschen Methode offenbart sich überall. Er tadelt an Lafontaine die Spießbürgerlichkeit. Gut; aber warum lobst du sie an Jean Paul? Es ist leicht sagen: Jean Paul hatte mehr Geist, als jener; aber darum dreht sich der Streit. Wenn die größere oder geringere Geistesgabe entscheidet, wozu dienen dann alle deine Divisionen? Dann gibt es nur drei Capitel: das Genie, das Talent, der Plunder! und nun mögen sie Objecte haben, welche sie wollen. Uebrigens hat sich Menzel auch diesmal wieder rühmlich gegen die Frauen bewährt. Massenweise hat er sie niedergeworfen. Hier wird seine Feder immer siegreich sein, und blutige Triumphe feiern. Wie sie zittern die armen schriftstellernden Damen! Wie er gräßlich sich an ihrem weißen Blute lechzt! Das muß man sagen: Hier weiß Menzel seine Tapferkeit zu bewähren.

Jezt ergreift den Verfaſſer die Berſerkerwuth. Sein nächſtes Kapitel iſt den Stürmern und Drängern gewidmet. Wir wiſſen alle, daß die ſiebziger und achtziger Jahre unſrer Literatur mit dem Namen der Sturm- und Drangperiode bezeichnet werde. Menzel dehnte aber dieſen Raum willkürlich bis auf die neuere Zeit aus und faßt unter dem Namen der Stürmer und Dränger alle die Autoren zuſammen, die ſo wie er an der Tobſucht gelitten haben. Hier iſt es auch, wo Tieck ein nationaler Dichter genannt wird! Tieck, der mit allen Nationen gebuhlt hat, ein nationaler Dichter! Welch' ein Sporn der Nacheiferung, der einem ſo ausgetretenen Schuhe angeſezt wird, wie Tieck!

So ſchließt die Anzahl von Lieferungen, die mir bis jezt von dem Buche Menzels in einer allen literariſchen Anſtand verletzenden lüderlichen Ausſtattung vorlagen. Schon wegen ihrer typographiſchen Fehler eignet ſich dieſe Literargeſchichte für die Ju-

gend nicht; denn sie würde mit den widersinnigsten Namenangaben confus gemacht werden. Fabrikarbeit! Aeusserlich und innerlich!

Fasse man nun einmal das Resultat dieser durchaus thatsächlichen Kritik zusammen und bedenke einen Kopf, der von diesen mit so viel leidenschaftlicher Grimasse, mit so viel Vergeudung besserer Seelenstoffe, mit einer solchen machiavellistischen auf die Jugend berechneten Schlauheit vorgetragenen Lehre ganz überhizt ist; so wird man einsehen, welch einen Contrast die Schlußdarstellung des Buches gegen das Vorangegangene abgeben muß. Aus Menzels wahnsinniger Mißhandlung der Geschichte und seiner pietätslosen Verfolgung der großen Geister unserer Nation hätte eine Schule entstehen müssen, die das geistige Leben eines ganzen Volkes zertrümmerte und gemordet hätte, statt daß diese Schule sich eines Bessern besann und wenn auch auf gefahrvollem und noch labyrinthischem Wege, dennoch nach höheren Idealen

strebte. Was an dieser Schule krankhaft ist, ist es durch das böse Beispiel Menzels, was gesund, das verdankt sie sich selbst. Ihr Ringen und Kämpfen ist Emanzipation von einer Tendenz, die das Nationalleben an den Abgrund des Verderbens geführt hat, der Sieg dieser Männer wird sein, daß sie sich selbst gefunden haben.

Wollt' ich mich in die Meinung Jemandes versetzen, der, unabhängig von der Partei, auch nicht einmal durch die Seichtigkeit Menzels abgeschreckt wäre, daß er Alles, was Jener sagen kann, für unwahr hält; so wird die constatirte Thatsache der neuern Kämpfe immer auf folgende zwei Gedankenreihen hinauskommen: Menzel hat die Tugend in Schutz genommen, Menzel hat das Vaterland vertheidigt, Menzel hat nicht nur das Christenthum, sondern überhaupt die Religion gerettet. Wodurch erreicht' er Dies? Durch die zweite unmittelbare Gedankenreihe: Menzel hat die bürgerliche Existenz seiner Gegner unter-

graben, Menzel hat im Augenblick ihrer Noth sie noch mit Füßen getreten. Menzel hat die Verirrungen der poetischen harmlosen Produktion auf persönliche Ursprünge zurückgeführt. Menzel hat eine Stille im Lande bewirkt, die etwas Grauenhaftes hat. Wer könnte ihm unbedingt beistimmen, selbst wenn er die Gegner verwerfen müßte?

Dies Gefühl ist thatsächlich, ist die Quelle des künftigen richtigeren Urtheils. Jemand, der die Tugend, das Vaterland und die Religion vertheidigt, muß es nicht mit einer Wirkung thun, die bitter ist für Alle. Er muß irgend worin gefehlt haben. Und Alle werden sagen: Er übertrieb, er war gemein, er brauchte schlechte Mittel. Man wird die Tugend lieben, aber Niemand wird noch glauben, daß sie gefährdet war. Man wird sich an das Vaterland halten, ohne zu finden, daß man es verrathen wollte. Man wird die Religion in sein Herz einführen und wird sich gestehen müssen, daß Niemand die Macht

hatte, sie zu tödten. Das ist es: Tugend, Vaterland und Religion sind organische Begriffe, die niemals ausgehen, die zu vertheidigen immer nur ein halbes Verdienst ist, weil sie Niemand erfunden hat. Aber etwas Ganzes, Vollkommnes, Nichtüberliefertes, sondern Ureignes ist das Talent, ist die Schönheit, ist das Streben nach der Wahrheit, ist das Kämpfen und Ringen nach einem hohen, die Nation und die Welt befördernden Ziele, ist Alles Dasjenige, was Menzel mit Füßen getreten hat, ohne es tödten zu können. Man kann eine Vergangenheit tödten, aber das Unvergängliche und immer Siegreiche ist die Zukunft.

Ich verlange von Niemanden eine Beistimmung zu meinen bisherigen Entgegnungen gegen Menzel. Aber wenn er auf die Thatsachen, die ich ihm hier vorgehalten habe, aufs Neue mit allgemeinen Verketzerungen und speziellen Gemeinheiten antworten sollte, dann urtheilt! Ich habe hier meinen besten Willen gezeigt, diesen Streit auf etwas Erkleckliches

und Gediegenes zurückzuführen; weicht er aus, will er mit Koth gegen ein Schwert kämpfen, dann überlaſſ' ich ihn Euch, die Ihr ihm nicht eher beiſpringen werdet, bis ihm nicht, wie lärmenden Kanarienvögeln, von zu lautem Toben vielleicht eine Ader am Halſe ſpringt!

Frankfurt am Main im Mai 1836.

K. Gutzkow.

Literarische Industrie.

Der alte Buchhandel besaß, ich will nicht sagen mehr Geld, aber ein wenig mehr Stolz als der jetzige. Mit verschränkten Armen stand er an der Thüre seines Ladens, noch lockten keine Plakate und große Kupferwerke an den Aushängefenstern das vorübergehende Publikum, der alte Buchhandel griff die Leute nicht gewaltsam an: La vie et la bourse! Das alte Buchhändler-Geschäft hatte auf den gebahnten Straßen des Bedürfnisses seinen sehr gemessenen

Gang: das Bedürfniß war das bittende, ein freies, kein erzwungenes. Es gab Firmen, welche sechsspännig fuhren; doch schon im vorigen Jahrhundert geriethen die Gelehrten darüber in Verzweiflung, und Lessing wollte seine Schriften auf eigene Rechnung verlegen. Allein Nicolai sagte, er würde schon sehen, wie weit man damit käme.

Die Journalistik hat den alten Buchhandel zu Grund gerichtet; denn die Journale veranlaßten die Lesezirkel und die Lesezirkel absorbirten die Kauflust der Privatleute. So wurden denn zwei Dinge nothwendig: neue Käufer zu gewinnen und die Waare selbst von Außen in eine andere Gestalt zu bringen.

Der neue Buchhandel gründete sich auf Nichts; aber will man Muth haben und Genie, so muß man mit Schulden anfangen. Seht, dort wird ein neuer Laden ausgebrochen! was soll dort verkauft werden? Bücher. Du lieber

Gott! ich brauche keine Bücher, meine Frau braucht keine Bücher, mein Vater braucht keine Bücher, meine Kinder brauchen den Ferbitz, den Splittegarb, den Kinderfreund, aber ſie brauchen keine Bücher.

Es ſcheint nun, daß man das närriſche Volk betrügen muß. Es ſieht in den Büchern nur den Luxus, das Angenehme; man muß es zwingen, das Werthvolle darin zu finden. Aber noch immer ſteht der junge Anfänger hinter ſeinen geſchmückten Glasfenſtern, auf welche die Sonne brennt. Treten Sie herein, meine Herren, der Leipziger Ballen iſt angekommen, Brüſſeler Nachdruck, Romane von Fürſt und Kollmann, **Tutti frutti!** Ja die Leute hören nicht. Auf der Börſe, im Amte, draußen auf der Zollwage haben ſie zu thun. Was Literatur! Narrenspoſſen!

Aber mein junger Buchhändler verzweifelt nicht, er greift nach dem Wohnungsanzeiger der Stadt und ſtreicht

sich mit Rothstift die Adressen aller der Menschen an, welche im Orte auf Bildung Anspruch machen sollten, oder doch wenigstens Vermögen besitzen; es ist nicht Philosophie, Bedürfnisse zu befriedigen, sondern Bedürfnisse zu schaffen. Anzeigen, Subscriptionslisten, bibliographische Berichte werden um Bücher geschlagen, die à condition anvertraut sind. Jezt schreibt der schlaue Spekulant: — Ew. Wohlgeboren erhalten anbei zu gefälliger Einsicht — und dann folgt Titel und Werth eines der werthlosen Bücher, mit welchen sich die Kritik unserer Tage beschäftigen muß; das Ganze gibt ein hübsches Paket und geht nun dreist an eine Adresse ab, welche mit dem Reich der Ideen, mit der Kunst, mit **Schiller** und **Göthe**, am wenigsten aber mit dem jungen Anfänger je in einer Verbindung stand.

Das Paket kommt an. Was ist Das? Was soll Das? Wozu Das? Wer wollte Das?

Bitte! öffnen Sie nur!

Man öffnet, die Familie steht herum, neugierig, man liest: — Ew. Wohlgeboren erhalten anbei zur gefälligen Einsicht —

Von Wem? Von Wem habe ich Etwas zu erhalten? Wer braucht mir unaufgefordert Gefälligkeiten zu erweisen?

Der Sortiments-, Kunst- und Musikalienhändler Mauser —

Mauser? Ich kenne keinen Mauser!

Ach, der junge Mann da — sagt die Frau. Ach, der junge Mann auf dem Ball da — sagt die Tochter. Ja so, der da mit seinem neuen Laden — der Vater. Man liest, man rechnet, man fühlt sich geehrt, man zahlt. Der junge Anfänger lacht: er hat Kundschaft. Die Literatur hat einen neuen Absatzweg. Wir verdanken dem jungen Mann brave Menschen, welche sich bilden wollen, die

Wahrheit zu befördern suchen, und eine Ehre darein setzen, ihren Kindern eine Bibliothek zu hinterlassen.

Dies Bild klärt uns das Glück auf, welches in unsern Tagen die Heftweise- und die Pfennigs-Literatur gemacht hat. Denn es ist, wenn auch nicht immer wohlfeile Literatur, die hier vertrieben wurde, doch bequem zahlbare, da sie sich nur in kleinen Raten merklich macht. Auch erfordert die Art, wie die Heftliteratur verbreitet werden muß, eine besondere Betriebsamkeit des Buchhändlers, welcher Tugend sich nur der Fleiß junger Leute zu unterziehen gewohnt ist. Die alten Firmen verbitten sich Zusendungen dieser Art; sie wollen vor Niemanden den Hut abnehmen und sich nicht so rühren, daß sie ihr Embonpoint verlieren könnten. Es leben die alten Firmen!

Die löblichen Herren Buchhändler erlebten in neuester Zeit mancherlei Aufregung. Es erschienen nämlich vor zwei Jahren plötzlich einige Artikel über die neue deutsche Buchhandlungs-Verfassung, von denen man eben so wenig wußte, von wo sie kamen, wie man von der andern weiß, von wo sie kommen wird. Der Widerspruch dagegen war mannigfach. Zunächst wollten die Autoren das Urrecht ihrer Bücher nicht aufgeben und erklärten, der Buchhandel wäre für sie kein zünftiges Muß, sondern eine erleichternde Gefälligkeit. Das größte Hinderniß des Entwurfes lag in seiner wunderlichen Verknüpfung der Zensur mit dem Nachdruck. Zensur ist eine temporäre Maßregel, Nachdruck ein ewiges Unrecht. Wie konnte das Eine für das Andere verpflichtend gemacht werden? Wie konnte man sagen: ich schütze dich vor dem Diebstahl, wenn du mich vor deinem Leichtsinne schützest? Eine aprioristische, erschöpfende Gesetz-

gebung mußte selbst diejenigen Bücher vor dem Nachdruck sicher stellen, welche nicht, wie man zu verlangen schien, mit einem besonderen Stempel der Behörde versehen waren. Ich gebe zu, daß ein unzensirtes Buch unter diesen Umständen unrecht Gut gewesen wäre, aber das Gesetz kann beim Diebstahl nie fragen, unter welchem Titel das Eigenthum von dem Beraubten besessen wurde. Man sah diesen Widerspruch ein und seither verlautete Nichts wieder von dem Entwurfe.

Tiefer wurde der Buchhandel von der Errichtung der Leipziger Börse und der Herausgabe eines Wochenblattes ergriffen. Denn für den Geschäftsverkehr erfolgte daraus eine lobenswerthe Oeffentlichkeit. Der Buchhandel ist eine große Kette von gegenseitigen Verbindlichkeiten, wo eine die andere in ihren Reprozitäten munter erhält. Man fühlte auch, wie wichtig die neuen Institutionen waren, und ließ Salbung

und Weihe über sich kommen. Wie bieder sprach sich nicht zuweilen der alte Perthes aus! Der Grundstein der Börse wurde mit einer erhebenden Feierlichkeit gelegt; ja der Enthusiasmus, daß nun Alles prompt bezahlen wolle, war so groß, daß die Buchhändler sogar beschlossen, sich lithographiren zu lassen, auf daß sie an einander einen ewigen Augenspiegel nehmen könnten. Schon sind mehrere Hefte der Galerie deutscher Buchhändler erschienen und lassen sich als ein würdiges Seitenstück zu Lavater's Physiognomik betrachten.

Als ich zu Anfang des Jahres 1834 in Leipzig war, versammelte eine neue Erscheinung, die sich täglich in der Grimmaischen Gasse des Nachmittags wiederholte, eine Menge neugieriger Zuschauer. Man befindet sich vor dem eleganten Gewölbe des Buchhändlers Bossange père aus Paris.

Vor den steinernen Stiegen des Ladens hält ein kleines geschmackvolles Cabriolet, das mit einem großen geflochtenen Korbe, der an der hinteren Seite verschlossen werden kann, bedeckt ist. Ein Graukopf in Schuhen, mit blauem Frack und feiner Wäsche, in seiner aufrechten und gewandten Haltung den Franzosen verrathend, hält den eingeschirrten stampfenden Fuchs kurz am Zügel und beobachtet eine Menge junger Leute, die sich große Ballen gedruckten Papieres zureichen, um sie sorgfältig von hinten in den gelben Korb zu verpacken.

Das sind die neuen Numern des Pfennigmagazins! Ja das Pfennigmagazin hat sich Wagen und Pferde angeschafft, es fährt bei den Leipziger Commissionären vor, es erwartet, daß man herbeispringt, um es bequem heraus zu heben. Wagenlenker, Buchhalter, Handknechte, Lehrlinge umgeben das Cabriolet; Alles blickt freundlich, die

Hände werden mit Seligkeit gerieben, denn es handelt sich um Tausende von Exemplaren und um eben so viel Thaler.

Bossange père ist stolz auf seine Erfindung, man sagte mir, daß er sich oft mit Napoleon vergliche, weil er eine unzertrennliche Alliance zwischen Deutschland und Frankreich hervorgebracht hätte. La librairie en Allemagne — pflegt er zu sagen — n'était jusqu'alors qu'une chimaire; moi j'étais le premier à montrer ce que c'est que d'avoir une idée. Mon magazin etait une idée, mais une idée-vérité.

Der stolze Mann sagte nicht zu viel, denn es handelte sich um eine Wahrheit von 50,000 Exemplaren, einen aufgehaltenen Banquerot, um eine glänzende Zukunft, um eine Wahrheit, welche sich Pferde und Wagen hatte anschaffen können.

Nachahmungen ertrug Herr Bossange mit Gleichmuth;

er wollte aus Papiermangel nach Karlsruhe ziehen, woselbst die Lumpen aus der Schweiz, aus Frankreich und aus ganz Süddeutschland zusammen kommen. In Sachsen, Böhmen und der Lausitz braucht man die Lumpen, um sich darein zu kleiden.

In England hat sich bereits gegen die Pfenniginduſtrie ein Widerspruch erhoben, und wenn er bei uns ausbleiben sollte, so liegt es in der Verschiedenheit der deutschen Verhältnisse von den englischen. Denn ist die Wohlfeilheit bei uns eine Neuerung? Unsere Literatur wurde niemals zu hohen Preisen angeschlagen, wir übersezten zu viel und drückten den Werth der Originale herab. Der Buchhandel hatte keine Gesetze, Anarchie und Verwirrung waren in diesem republikanischen Industriezweig immer hergebracht. Wo haben wir ein sichtbares Publikum, wo jene Autoren, deren Werke um jeden Preis gelesen würden?

Die ungeheuere in Deutschland aufgestapelte Papiermasse gibt von selbst schon den Eindruck einer gewissen Werthlosigkeit. Es ist hergebracht bei uns, daß der beste Fortgang eines Buches darin liegt, es so wohlfeil als möglich zu machen, Schulbücher z. B. schon halb wie Macularur zu rechnen. Also konnte man nicht sagen, daß die Preise der Literatur bedroht wären.

Etwas Anderes ist es um die Gefahr, in welche die Autoren durch die Pfennigliteratur zu kommen glauben. Sie sagen ungefähr Folgendes: Der Inhalt dieser neuen Literatur besteht zum kleinsten Theile aus Originalartikeln, zum größten Theile aus Uebersetzungen. Das ist eine Literatur, welche durch die gedankenlose Hand eines Uebersetzers schnell hergestellt ist und für deutsche Kunst oder Gelehrsamkeit keine Reaction zurückläßt. Und wird die Kauflust des Publikums in demselben Augenblicke, wo sie erregt ist,

nicht schon wieder verschleudert? Ja, das Publikum wird auf die Länge einsehen, daß eine Menge kleiner Geldsteuern zulezt gleichfalls eine große Summe bilden, und daß es sein Vermögen an eine gehaltlose, durch ihre Unbeholfenheit lästige Literatur verschwendet hat. Wenn es sich um die Beförderung wahrhaft nützlicher patriotischer Zwecke handelt, wird es nicht dafür kälter werden? Auch sind wir Dichter; wir bedürfen eine im Publikum leicht erregte Phantasie; aber bei diesen regellos zusammen geworfenen realistischen Curiositäten erkaltet die Phantasie, und Leistungen, die sowohl die Einbildungskraft angenehm beschäftigen, wie das moralische Gefühl veredeln, werden keine Theilnahme mehr finden.

Wir gestehen diesen Klagen nur eine halbe Wahrheit zu; denn sie halten sich auf einer oberflächlichen Ansicht der Verhältnisse und greifen der Zukunft vor, die vielleicht

andere Folgen des ſcheinbar einreißenden Verderbens aufweiſen dürfte. Die Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe iſt zwar beſchämend, wenn man bedenkt, daß plötzlich die Sucht, ſich unterrichten zu wollen, über Völker gekommen iſt, welche ſich für die gebildetſten der Erde halten; aber die Kenntniſſe fehlen und Thatſachen der Geſchichte, des Völkerlebens und der Natur können nun auf eine wohlfeile Weiſe ſchnell erworben werden. Das Prinzip unſerer Zeit iſt der Egoismus der Induſtrie, die Völker bedürfen einer populären Aufklärung über ihre Vortheile, und Niemand mehr als die Deutſchen, für welche durch den jüngſt abgeſchloſſenen Zollverband der Wetteifer mit der engliſchen Gewerbsthätigkeit eine Lebensfrage geworden iſt. Ueber die Vereinfachung der Gewerbe, über die Benutzung phyſikaliſcher, chemiſcher und namentlich mechaniſcher Kräfte und Geſetze zu ſeinen induſtriellen Arbeiten iſt Deutſchland viel

zu wenig unterrichtet, ja es fehlt selbst an vielen Orten die Bekanntschaft damit, wie man Localbegünstigungen, z. B. Steinkohlen- und Torflager in das Interesse seines Gewerbes ziehen kann. Es ist zu beklagen, daß das einzige unter den deutschen Pfennigblättern, welches eine Bestimmung dieser Art in seinen Plan aufgenommen hatte, das Nationalmagazin, zu erscheinen aufhörte; aber die Uebrigen hätten einsehen sollen, daß man, um die Theilnahme des Publikums fortdauernd zu behalten, sich diesem Beispiele anschließen mußte. Es hätten deutsche Gewerbsverständige, Kenner des heimischen Bodens, Fabrikanten, welche weniger Theoretiker als Routiniers in ihrem Fache sind, in das Interesse gezogen werden müssen. Doch scheint es, als wolle man sich durch eine solche Behandlung dieser populären Literatur die Anerkennung der Nation nicht verdienen. Man zieht vor, kleine Holzschnitte zu geben, wie der Casuar seine

Eier legt und die Nordpolbewohner mit Hunden Schlitten fahren; man rechnet auf die Kinder und kauft die Blätter nur im Interesse der Erziehung.

Nichts desto weniger ist es unwahr, daß durch die Pfenniglitteratur die Kauflust verschleudert wird; denn man sehe sich nur um! Wer sind denn die Kaufenden? Leute, die den Buchhändler sonst nur um Rochow's Schulfreund oder den kleinen Katechismus ansprachen, Leute, die sich noch Nichts gekauft hatten, als kurz nach ihrer Verheirathung ein Gesangbuch. Wenn diese guten Leute, durch die großen Plakatbogen gelockt, in den Laden treten und es nach langer Verlegenheit endlich herausbringen, daß sie 144 Pfennige an das erste Quartal des Pfennigmagazins setzen wollen, wo ist da eine Verschleuderung? Liegt nicht in dieser simplen Pränumeration eine hübsche Anerkennung des Druck- und Bücherwesens? Das ist es; durch die

verschrieene Neuerung wurde dem Buchhandel eine ganz neue Klasse von Käufern und Interessenten gewonnen, zuverlässige, ehrliche Leute, die pünktlich mit ihren Sparpfennigen erscheinen, tüchtige und gesunde, die der Buchhändler leicht für ein gemeinnütziges Unternehmen gewinnen kann. Und wenn diese neue Handelsverbindung auch jährlich höchstens nur mit sechs bis acht Thalern erscheint, so erscheint sie doch in Masse und muß sich täglich vermehren; denn Kauflust steckt an und beschämt, und wenn ein Rekrut des Bücherkaufs wohl gar bemittelt ist, so wird er bald in die Reihen der alten Interessenten eintreten.

Soll man es sagen, so handelt es sich nur darum, daß der Buchhandel eine neue Physiognomie angenommen hat. Die Art des Verkaufes ist neu geworden. In Frankreich werden **Thiers, Mignet, Guizot, Cuvier** heftweise

aufgelegt; denn in dieſer Form ſind ſie ſchnell geleſen und, wie man ſich überredet, wohlfeil, ſie ſind bequem verbreitet durch Colporteurs, welche ſich in größeren Städten bald als ambulante Buchläden organiſiren. Auch in Deutſchland beſitzen wir ſchon einige ausgezeichnete Schriften, die ihre Verbreitung auf genanntem Wege gefunden haben, und um aller Theile, der Kaufenden, Schreibenden und Verlegenden willen iſt es zu wünſchen, daß wir noch mehrere Werke dieſer Art entſtehen ſehen. Pfennigliteratur iſt ein Auswuchs, eine luxurirende Conſequenz dieſer Art des Buchhandels, und kann als eine Garantie betrachtet werden, welche uns den Beſtand der lezteren ſichert. Namentlich zeigt ſie, daß auch die Zeitſchriften einen ähnlichen Weg nehmen müſſen, denn aus welchem Umſtand anders erklärte ſich die auffallend geringe Zahl von Abnehmern deutſcher Journale, als daß unſere Journale jezt nur noch für Zirkel und

Gesellschaften und nicht mehr für den Privatmann existiren? Wenn man das Zerblättern in zahllose Numern aufhöbe, den Inhalt in Hefte bände, diese zwei-, drei-, viermal im Monat versendete und es den Abnehmern überließe, ob sie für das Ganze oder für jede einzelne Lieferung bezahlen wollten, so würde man einen ganz neuen Aufschwung des Journalbetriebs wahrnehmen.

Die Abstumpfung für Belletristik durch die Pfennigliteratur ist keine ungegründete Besorgniß; doch müssen wir sie in einem anderen Lichte sehen. Das Genie kann hier nur Vortheile, keine Nachtheile haben; denn schon seit Jahren kämpft die Kritik vergebens gegen die belletristische Ueberflutung. Es muß endlich so weit kommen, daß sich die Literatur selbst zu helfen sucht, und sie hilft sich, fast möchte man sagen, homöopathisch: gegen Schriften, welche keinen Pfennig werth sind, durch solche, welche in der That

nur einen Pfennig kosten. Was muß geschehen, wenn die Pfennigliteratur kein Papier mehr finden kann. Die alten Bücherlager müssen ausgeräumt und die 1000 schlechten Fabrikate der früheren Ueberschwemmung über Bord in die Papiermühle geworfen werden. Mit ruhigem Auge wollen wir dieser Procedur zusehen; unsere Literatur will sich consolidiren und kann es nicht anders, als daß sie in der Gährung den Bodensatz der schlechten Masse von sich stößt und sich nur mit einigen trefflichen Namen und Schriften auf der Höhe zu erhalten sucht. Früher mußte der geniale Autor mit den Produkten seichter Phantasterei concurriren, und wenn er es jezt mit Bildern und Pfennigmagazinen muß, so kann man wohl sagen, daß man sich eher eines Gegners, als eines zweifelhaften Freundes erwehrt. Bei einer Nation, die von je her für Das, was neu, originell und Epoche machend ist,

wenn auch keine bereitwillige Vorliebe, aber doch immer eine kluge Ahnung gehabt hat, kann das Genie mitten unter den Papierfluten der literarischen Fabrikation um eine Anerkennung unbekümmert bleiben.

Kritik.

In einer gesunden Literatur hat die Kritik kein Uebergewicht, denn richtig angewandt ist die Kritik Heilkunst, und selbst das größte Experiment der Medizin wiegt keine Nacht auf, die man auf einem harten Lager ohne Träume gesund verschläft.

Gute Kritik ist Ausdruck der Mittelmäßigkeit, Durchschnittsmeinung der Denkenden unter einer Nation, sie muß das Niveau bilden über und unter den einseitigen Urtheilen.

Ein ächter Kritiker muß zuviel Geist haben, um das Ordinäre zu lieben, aber auch zu sehr Skeptiker sein, um dem Genie in allen seinen Himmel- und Höllenfahrten zu folgen. Seine Frau seufzt über einige kleine geniale Anflüge, welche ihn zuweilen ergreifen, die aber den Kindern zu gute kommen, da sie auf deren Phantasie wirken. Er ist gewissenhaft, streng, doch hat er zuweilen den Muth, selbst über seinen Pedantismus zu lachen. Studien hat er gemacht, das läßt sich nicht läugnen, voll Gründlichkeit, und niemals würde er in Fächer, welche nicht die seinen sind, hineinpfuschen; aber selbst in Dem, was ihm zu Gebote steht, unterläßt er, sich mit eigener Schöpferkraft zu versuchen. Er wird euch immer sagen, daß er die Menschen den Büchern vorziehe, und doch häufen sich diese bei ihm zu Bibliotheken an. Jede neue Erscheinung ergreift er hastig, und ist sie unter seinen Händen, so macht sie ihn kalt. Er

liebt das freie Feld, den Wald, Alles was Dichter lieben; doch producirt er ſelber nicht, ſondern denkt nur, wie es der Dichter jezt in ſeiner Lage machen würde. Er hat ein Magazin von Ideen angelegt, verarbeitet auch Einiges, was brav gelingt, ihm aber kein Vergnügen macht. Ein guter Kritiker iſt phlegmatiſch, nicht ohne Witz, jedenfalls ein vortrefflicher Mann, mit dem man eine Stunde redet, und für ein halbes Jahr genug hat, darüber nachzudenken.

Das Vaterland der ächten Kritik iſt England, hier wird ſie wie eine Zunft getrieben, hat ihre Symbole, ihre Gebräuche, ihre Handgriffe, und muß erlernt werden. Die Vorſchule der engliſchen Kritik iſt die Schule ſelbſt, und um urtheilen zu können, muß man von unten auf, von der Pike an gedient haben. Der Kritiker würde praktiziren, wenn er nicht träge, originell wäre und ſchriftſtelleriſche Anlage beſäße. Er würde Bücher ſchreiben, wenn ſeine Kenntniſſe

ein wenig ſyſtematiſcher wären. So werden die engliſchen Kritiker, wenn auch die Plage des Genies, doch nicht ſelten auch die Nemeſis der Arroganz und die Furie der Dummheit. Extravagantes belächeln ſie, weil ſie es an ſich ſelbſt ſchon kennen gelernt haben, ſie widerſprechen der Poeſie, weil die Proſa von der Natur eine Macht bekommen hat, die nicht umgangen werden kann. Ein engliſcher Kritiker iſt ohne Eitelkeit, er tritt ſein Leben lang nicht aus der Anonymität hervor, und macht aus ſeinem Geſchäft eine Profeſſion.

In Deutſchland hat die Kritik eine ganz andere Miſſion übernommen; unſere literariſche Revolution wurde durch ſie eingeleitet. Kritiſche Würgengel und Walkyren ſtürmten über die Literatur der Reſtaurationsperiode her und befreiten uns von einer Vergangenheit, die uns um allen Fortſchritt betrügen zu wollen ſchien. Wir ſahen, wie ſich unſere

Literatur einer wollüſtigen Tendenz der Vernichtung hingab, wie ein unwiderſtehlicher Trieb des Verfallens, ein blaſſer Inſtinkt des Todes ſich unſerer vornehmſten Geiſter bemächtigt und ſich Denen mitgetheilt hatte, welche ohnedies nur Ephemere waren. Nach dem Sturz der romantiſchen Schule wurde die klaſſiſche Periode unſerer Literatur, ſtatt fortgeſezt, angebetet. — Ein Andenken, welches lebenskräftig auf den Nachwuchs der Generation wirken ſollte, verwandelte man in Marmor; mit den Büſten **Schiller** und **Göthe** begann eine Herrſchaft, welche nicht weniger demüthigend iſt, die Herrſchaft des Ruhmes. Der Unterricht machte aus der nächſtvergangenen deutſchen Literatur eine abgeſchloſſene Thatſache für das Gedächtniß, unſere eigenen Väter fielen wie alte Helden ſchon dem **Plutarch** anheim und rückten in eine ſo nebelhafte, mythiſche Ferne, daß der vom Augenblick privilegirten Jugend Nichts zurück-

blieb als vor Unerreichbarem eine zitternde Andacht. Die Restaurationsperiode überlieferte uns einen Despotismus des Ruhmes, eine Religion **Schiller** und **Göthe**. Die Anbetung brachte die Nachbetung, die Nachbetung die Mittelmäßigkeit, die Mittelmäßigkeit den Plunder. Der Ruhm brachte die Bescheidenheit, die Bescheidenheit die Arroganz und die Arroganz hat Alles in Verwirrung gebracht. —

Wer in diesen zu Grabe getragenen Zeiten Geist hatte, flüchtete sich in die Kritik. Sie übernahm einen ununterbrochenen Feldzug gegen die Herrschaft des Ruhmes und die Prahlerei des Elends. Sie stürzte das Götzenthum und zerrieb den Marmor, welcher auf das Genie so störend wirkte. Sie deckte die Blößen der Nachahmung auf, und machte die Orgien der Mittelmäßigkeit lächerlich. Unbedingte Verneinung, nagte sie an Allem. Die Situation machte, daß sie um Ausdrücke nicht verlegen war, für

Gedankenfülle brauchte ſie nur Keckheit zu geben und hatte ſie keinen Geiſt, ſo machte ſie ſchon der Kontraſt witzig. Kreuzzüge werden am beſten von Bettlern gepredigt, und in dieſem Sinne war **Wolfgang Menzel** ein vortrefflicher Peter von Amiens. —

Das falſche Syſtem dieſes Mannes begann, als die erhizte Kritik nicht Ruhe haben wollte und, behangen von den Schädelguirlanden der Erſchlagenen, das verödete Feld der Literatur ſelbſt in Beſitz nehmen wollte. Die Kritik wurde eine Integration der Literatur, bekleidete ſich mit dem Scheine der Thatſache und wollte durch ſich ſelber Das erſetzen, was ſie weggeräumt hatte; Urtheil und Meinung traten an die Stelle der Kunſt und für die poſitive Dichtung wurde eine zerbröckelnde und die Dinge auseinander ſchälende Reflexion empfohlen; das Publikum verdarb dabei, es hatte dieſem kritiſchen Verfahren für jedes Ding ein

Stichwort, eine Kategorie, einen Witz zu verdanken. Das öffentliche Urtheil wurde altklug, voller Eitelkeit, indifferent, und ein Zweifler ohne Grund: Man hatte so viel appellirt an die Natur, an die Familie, an die Nation, kurz an Dinge, welche Jedem ohne viel Nachdenken gleich bei der Hand sind, daß man überall auf Vorwitz und Bequemlichkeit stieß. Eine Strahlenbrechung von Patriotismus, Uebermuth und Oberflächlichkeit wurde ein kritisches Schiboleth, das anzutasten Existenz und Freiheit kostete. Wir sind hier an einer Stelle, wo die neuesten Thatsachen für sich selber sprechen. —

Ehe die weiter hier einschlagenden Tendenzen von uns erwähnt werden, möchten wir noch an die kürzlich erschienenen gesammelten Schriften von **Wilhelm Neumann** erinnern, denn sie führen uns noch weiter zurück als in die kritische Periode. Sie geben uns ein recht

lebhaftes Bild von Maximen und Manieren, die sich schon seit einer längeren Reihe von Jahren in unserer Literatur nicht mehr geltend zu machen im Stande sind. Es ging lange Zeit eine dunkle Sage von jenen zum größten Theil anonym erschienenen Verdammungsurtheilen moderner Entwickelungen; vielfach angefeindet, treten sie jezt endlich mit offenem Visiere hervor.

Man blickt in ein einsames Zimmer, wo ein hypochondrischer reizbarer Gelehrter, äußerlich in Anspruch genommen als Beamter des Staats, verpflichtet gegen seine Familie im Nebenzimmer, die zeitgenossische Literatur des Erwerbes und des Hasses wegen verfolgt, jede Erscheinung auf diesem Felde seinen Privatleidenschaften unterordnet und überall die Spuren eines einreißenden Barbarismus zu erblicken glaubt. Es ist wahr, die Restaurationsperiode brachte nichts Außerordentliches hervor, ihr Journalismus war eine Misere;

aber ein großer, nur vom Gedanken ergriffener Charakter hätte diese düsteren Eindrücke, welche wie der Alp so schwer auf **Wilhelm Neumann's** kritischen Arbeiten liegen, leicht verwischt. Wenn er auch nicht im Stande gewesen wäre, aus chaotischen Anfängen ein helleres und reicheres Ende zu ahnen, so würde er doch den Kampf gegen seine Zeit nicht mit der Krittelei, mit dem Lamento und Herzzerbrechen geführt haben, wie dieser Kritiker. Da ist in Allem, was er schrieb, Spionage, Verdächtigung, eine polizeiliche Grimasse, welche seine Worte barsch und frostig begleitet. Es liegt immer etwas Exclusives in Dem, was er sagt, und matt und verwelkt liegen diese Kritiken auf dem Sarge ihres verstorbenen Verfassers.

Wilhelm Neumann hatte schon deshalb für die Kritik keinen Beruf, weil er Autodidact war. Männer, welche sich mit Anstrengung auf einen Höhepunkt der

Wissenschaft geschwungen haben, welche auf Schulen und Universitäten nicht in den Strom mannichfacher verschiedenartig ringender Talente gezogen wurden, haben keinen Blick für vielseitige Entwicklung. Der Götzendienst, welchen sie mit den Ursachen ihres mühsam errungenen Wissens treiben, macht sie fanatisch, einseitig, zähe und intolerant. Autodidacten werden immer gute Leser, aber schlechte Kritiker sein. —

Die romantische Schule hatte in Berlin Debatten veranlaßt, in welche **Wilhelm Neumann** hineingezogen wurde; Parteinehmend für **Tieck** und **Schlegel**, sonettirte er, triolettisirte, gerieth jedoch unter jenen Ballast ihrer Partei, zu welchem zum Beispiel **Wilhelm v. Schütz** gehörte. An einem Romane, Karl's Versuche und Hindernisse, kann man das Witzige und Hübsche, welches er enthält, Niemanden zurechnen, weil zwei seiner Freunde

an deſſen Abfaſſung Theil genommen haben. Der Krieg, bürgerliche und Berufsverwickelungen trennten W. Neumann von den Muſen, zu denen er ſpäter wieder zurückkehrte. Man weiß dabei wahrlich nicht, ſoll man es rühmen oder beklagen, daß er es nicht als Autor, ſondern als Kritiker that.

Geſchmack und Sinn für Produktion, ohne die Fähigkeit derſelben, können immer einen guten Kritiker machen; Neumann würde Etwas in der Kritik geleiſtet haben, wenn er nicht die Halsſtarrigkeit des Autodidacten mit der Galle des Parteigängers vermiſcht hätte; ſeine Maßſtäbe ſind kleinlich, ja ſelbſt ſein Lob verräth den Autor, den die mißglückte Produktion reizt; er zergliedert nicht die Werke, welche ihm zur Beurtheilung vorliegen, ſondern die Autoren, er forſcht der Frage nach, die Göthe einmal beſungen hat: woher hat's der Dichter? woher haben Wilhelm Müller,

Heine, K. E. Ebert ihre Verse? Es sind oft gründliche Blicke, aber Coulissenblicke, deren Motiv Niemanden gefallen kann.

Die modernen Charakteristiken von Heinrich Laube sind Erweiterungen und Ausglättungen von Aufsätzen, welche anderthalb Jahre hindurch einer deutschen Zeitschrift viel Zulauf verschafften. Das reizende Negligee jener Kritik und Darstellung, die Laube zu einem sofort gesuchten Autor machten, jene liebenswürdige Vernachlässigung, welche so viele Triumphe davon trug, hat sich hier in einer sehr berechneten und sorgfältigen Toilette gesammelt und herausgegeben. Sonst stiftete der Blick des dunkeln Auges Unheil an, ohne es zu wollen, jezt ist er mit seiner Absicht auf seinen Gegenstand gerichtet. Der Styl, ehemals aufgeschürzt, nackt und in niedergetretenen Schuhen,

etwas ſchlotterhaft, tritt jezt ohne jene Launen auf, welche man vermeidet, wenn man das Bewußtſein ſeines Benehmens hat oder ſich in der Lage weiß, beobachtet zu werden. Der Zufall iſt jezt Plan, die Caprice Zuſammenhang geworden. Man ſieht den jungen Autor auf einer Stufe, die er früher ſelbſt nicht ahnte, die er aber erſteigen mußte, um ſeinem Rufe gerecht zu werden. Es iſt immer gut, wenn man ſich zuſammennimmt und der Achtung, die das Genie verdient, auch eine ſolide Grundlage zu geben ſucht.

Es wäre jedoch ein Verluſt, wenn **Laube** glauben ſollte, es wäre mit ihm zunächſt mehr gewonnen als eine Perſon, er ſollte über das Feuilleton nicht hinausgehen. Das Feuilleton iſt noch immer weit genug, **Lauben** für ſeine Grazien und Antitheſen Raum zu geben. — Die pedantiſche Miene, als wäre es ihr um die Wahrheit zu thun, ſteht nicht der flüchtigen Schönheit. Ordnende,

ſyſtematiſche, ſpeculative Momente tauchen in einem Gemüthe, deſſen gewöhnliche Stimmung die Heiterkeit iſt, ſelten auf, und dieſe Stimmung iſt es nicht, welche man haben muß, um **Hegel**, **Herbart** und ſo manche Frage der Wiſſenſchaft und der Hypochondrie zu beurtheilen. Ob **Herbart** gegen **Hegel** Etwas vermag, darüber fragt man ſchwerlich einen Schmetterling; ich rathe **Lauben**, ſich aus einem Gebiete zu entfernen, wo ihn die gelehrten Herren doch nur dulden werden, wenn er ihnen ſeine empfindſame Sprache, ſein beſcheidenes Herz und das ganze Feuer ſeiner Liebe und ſeines Haſſes leiht, um — ſie zu loben.

Um einen Beweis zu geben, wie lieb mir die Beſchäftigung mit dieſem Schriftſteller iſt, will ich einige Details dieſer Charakteriſtiken erwähnen.

Es iſt eine derjenigen Antipathieen, welche übel auf meine Nerven wirkt, wenn ich von Tendenzen höre, welche

in der Zeit liegen sollen, und von denen ich fühle, daß sie doch nur in uns ihren Grund haben. In der Moral ist es hier so wie in der Aesthetik. Wir sind leicht geneigt, unsere eigenen Fehler dem Charakter der Zeit zuzuschreiben, der wir angehören, und das Individuum durch das Jahrhundert zu entschuldigen; dieselbe Verwirrung herrscht in unseren Literaturgeschichten. Stellt man die Individuen unter das Gesetz irgend einer schematisirenden und rubrizirenden Nothwendigkeit, so muß die ästhetische Imputation verloren gehen. Ich will hier nur das Theater erwähnen; man kennt die Schwierigkeiten, welche aller Orten die Blüte des Schauspiels verhindern. Oper, Intendanzen, die Schauspieler selbst stehen im Wege, denn auch diese werden, wenn sie außerordentlich sind, immer denken, in einem besseren Ensemble und mancherlei Nebendingen würde der Reform genug gethan. Ich denke, die Hindernisse scheinen unüber-

windlich, allein Andere ſagen, ſie ſeien nothwendig. Worin ſieht Laube dieſe Nothwendigkeit? In Madame Schröder Devrient, in der Oper. Doch ein einziger Poet ſtürzt dieſe Galanterie um, und die Erſcheinung des Genie's war noch niemals an die Bedingungen der Zeit geknüpft.

Viel Richtiges ſagt Laube über Tieck. Man kann dieſe Polemik gegen den lezten Reſt der claſſiſch-romantiſchen Periode nicht eifrig genug unterſtützen, denn dies blinde Muſenpferd im alten Styl iſt nicht nur beſonders ſtörriſch und ſchlägt mit den Füßen aus, ſondern wird auch noch immer von einer Tendenz geſattelt, die wir bekämpfen, und die ihn als eine poetiſche Incarnation und Gottheit verehrt. Nun ſollte es aber einen Punkt geben, wo man bei dieſer Polemik inne hält. Man ſollte das Prinzip des Verſtandes, welches ja Laube ſelbſt als das Cerebrum dieſer quaſi-poetiſchen Erſcheinung erkennt, feſthalten und

davon die Consequenzen ziehen. Eine Consequenz des Verstandes aber ist der Witz. Tieck's Poesie ist eine Pseudo-Organisation; aber Wer ihm den Witz abstreitet, versteht nicht zu lachen. Tieck ist ein verzogener Schlummerkopf, der sich drollig über die Menschen moquirt. Er hat eine objective Komik, welche die menschlichen Natürlichkeiten copirt, ein eigenthümliches holländisches Genre, wo die Leute ohne Zwang auftreten in ihrer flanellenen Jacke, in ihren herunterhängenden Strümpfen und den niedergetretenen Hauspantoffeln, die uns immer lachen machen. Wie man auf dem Resonanzboden eines Klaviers kleine Figuren durch Anschlagen der Tasten springen lassen kann, so hüpfen auf unserm Zwergfelle Clemens, Hornvilla, Semmelziege. Das ganze Interesse, welches der zersetzenden und verneinenden Poesie nicht genommen werden kann, haben die Novellen der späteren Zeit, sie wirken drastisch, wenn

ſie komiſche Situationen ſchildern. Dies Alles beſtreitet Laube mit einer Keckheit, die einzig iſt. Hat er eine Sache, für welche er ſpricht, ſo ſind Irrthümer dieſer Art Fehler, welche ſich nicht verbeſſern laſſen.

Die Diction Heine's iſt der Culminationspunkt der modernen Schreibart, ſie hat alle Vorzüge und alle Fehler derſelben. Ihr größter Fehler iſt wohl einer für den ſie ſelbſt nicht kann, nämlich der, daß ſie ſich nachahmen läßt. Dieſe feine muſiviſche Compoſition, dieſe drei-, viermal überbürſtete Einkleidung lächelnder Gedanken, dieſe, ſogar im Erhabenen noch immer beobachtete Beobachtung ihrer ſelbſt, könnte Methode werden, da ſie ordentlich ihre Regeln hat. Alles heiniſirt, Alles miſcht den Scherz in den Ernſt, ſezt die conkreten Bilder für abſtrakte Begriffe, gibt den Theil für das Ganze, und hat für das Erhabene eine eigenthümliche Verbindung der Sätze, die in einem gewiſſen

Fortspinnen des Perioden durch träumerisch-gedankenlose Verbindungspartikel besteht. Jeder, der heute schön schreiben will, muß einen Theil von Heine borgen, doch gibt es mancherlei Erlösungen von dem Extreme dieser Diction; sie sollte bei Laube in der Naivität liegen. Ich fürchte, daß seine Versuche im Göthe'schen Style kein rechtes Gegenmittel sind.

Theodor Mundt behauptet in den Schriften bunter Reihe, daß der Charakter unserer gegenwärtigen Literaturperiode in einer so glänzenden Prosa liege, wie man sie bisher in Deutschland nicht gekannt hat. Dies ist eine so gewisse Thatsache, daß wir nur gewünscht hätten, Mundt hätte für seinen Satz glücklichere Exempel in jenem Buche angeführt. Heine, dessen Meisterschaft er in dieser Rücksicht bestreiten will, bleibt der unübertroffene Matador

dieſer neuen Stylſchöpfungen, während die von Mundt genannten Namen, bei aller Achtung, welche ſie verdienen, doch noch jener verſchollenen Manier langer, ſchmachtender Perioden und jenem Style angehören, welchen man vorzugsweiſe den Hochwohlgebornen nennen könnte. Ich meine einen vorzüglichen Mann, Herrn **Varnhagen von Enſe.** Selbſt die Kunſt der Antitheſe iſt nicht der Vorzug dieſer neuen Proſa. Die Antitheſe iſt ſo oft der Tyrann des Gedankens.

Die alte Proſa war nur Ausdruck; ſie nahm die Sprache als das nächſte Hilfsmittel, in der rohen überlieferten Form, wie ſie die gebildete Wendun des Geſprächs oder der ſtereotype Ausdruck der Schrift obenhin ausgeprägt hatte. Sie ſtand noch nicht auf der Stufe der poetiſchen Intuition, welches die erſte der neuen Proſa iſt. Die Intuition hält die Sprache etwas von ſich zurück, weil

deren hergebrachte ordinäre Ausdrücke die Keuschheit des Gedankens verletzen, weil sie gewöhnlich um neue Anschauungen nur alte abgetragene Kleider, diesen Sprachplunder werfen kann, der leider nur zu oft von der Poesie gestohlen hat. Von der Herrschaft der Perioden, von den gothischen Verschlingungen, von den Regeln der alten Rhetorik, vom Numerus, Wortfall, und allen diesen vereinzelten Vorschriften, welche ihre richtige Seite haben, aber niemals absolut hätten vorgeschrieben werden sollen, wird sich die poetische Intuition zuerst völlig emanzipiren. Die Sprache geht auf den Naturzustand zurück, und sie folgt in größter Decenz und Bescheidenheit nur der Anschauung und dem Gedanken, welcher sich in dem Bereich der Finsterniß, des Lichtes, und der zwischen beiden tastenden Dummheit, Schritt für Schritt vorwärts seinen Weg bahnt. Leise schleicht der Ton der Rede dem sich fortwühlenden Maulwurf

des Gedankens nach; nirgends üppig, nirgends vorschnell, sondern wie ein Kind geleitet am Gängelbande der Intuition. Dies ist der unbeschreibliche Zauber unserer neuen Prosa. Denn Natur ist hier, was die größte Kunst scheint, Natur in ihrer Feierstunde, wo sie im ewigen Fluß der Selbsterzeugung in der Wonne des Schaffens dahinströmt.

Die zweite Stufe erhebt sich unmittelbar über die erste. Jezt ist die Intuition nicht mehr todt, sondern sie wird Energie und produzirt. Poetische Produktion waltet durch jene arabeskenartigen Gewinde unserer modernen Prosa, die so wunderlich und so verlockend sind, Produktion, welche dem Genius der Sprache zu Gute kommt. Ein Franzose wird erstaunen, wenn man ihm sagt, daß der Charakter der Deutschen etwas einsilbig sei. Wir sind an den Ausdruck gewöhnt, aber dem Franzosen ist die Einsilbigkeit nur im alphabetischen Sinne geläufig. Er wird in der

Uebertragung des Figürlichen auf das Geiſtige ſchwelgen, und nicht die Zeit erwarten können, wo er öffentlich in Paris im Angeſicht der Akademie, der Autorität des Dictionnairs, und des Miniſteriums zum Trotz einmal zu ſagen wagt: Monsieur **Guizot** est un ministre monosyllabe! Zwar ſind in Deutſchland dieſe Figürlichkeiten ſchon zum großen Theile verwiſcht, aber doch kann man ſie wieder zu einer neuen ſtyliſtiſchen Schöpfung gleichſam aufſchraffiren. Von einer Bereicherung des Sprachſchatzes kann in dieſer Hinſicht wohl nicht geſprochen werden, wohl aber von dreiſten und glücklichen Griffen aus ſeiner unverſiegbaren Quelle.

Die Herrſchaft des Gedankens wird hier Alles entſcheiden, jenes Gedankens, den unſere Vorgänger von geſtern ſo ziemlich aus der Literatur hinausgeſchrieben haben. Man wollte, daß Alles Poeſie wäre, und gab

Verwaschung, Wasserfarbe, Pastell, Schmetterlingsstaub dafür aus. Die Operationen des neu entfesselten Nachdenkens jedoch werden uns auch eine neue Sprache schaffen.

Charaktere und Tendenzen.

Tieck.

Aus den Wirren unserer Zeit will sich Tieck wie einst die Göttin der Gerechtigkeit erheben, als das eiserne Zeitalter kam. Apoll, Parnaß, Hippokrene — mit solchen gepuderten Ausdrücken sucht er das Interesse für die Poesie zu erhalten, und selber glaubt er, auf dem Musenberge als romantischer Apollo mit der Violine zu thronen. Er

gibt sich die Miene, als wolle er aus der ledernen Zeit, deren Fragen um Wahrheit und Freiheit ihn ennuyren, Etwas retten, das wie Poesie klingt, nämlich die Romantik, und Etwas, was in der That Poesie ist, nämlich **Göthe**.

Tieck besaß vortreffliche Anlagen für das Lustspiel. Das Gemeine, die nackte Natürlichkeit der niedern Stände gab er mit drolliger Treue wieder; doch ein positiver, schaffender und zusammenfügender Dichter war er niemals. In all seinem Dichten objectivirte er sich selbst, und läßt das Poetische gleichsam immer selber wünschen, und darüber nachdenken, wie und ob es poetisch wäre. Seine in wässerigen Reimen ausklingenden lyrischen Gedichte sind für die wahre Poesie nur die Themata. Seine Mährchen sind künstliche Beispiele zur Theorie und Kritik des Wunderbaren. Ihre Gestalten sind verkörperte Elemente Dessen, was im Mährchen der Kunstrichter verlangt und gerne sehen

mag; Tieck's Leistungen gehen mit einem Worte nur vom Enthusiasmus des dilettantischen Interesses aus. —

Tieck vermißt in unserer Zeit Etwas; vielleicht die blaue Blume der Romantik? den Nihilismus des Genusses? Tieck behauptet, daß man sich Göthe'n abwende; aber Göthe war ein Mann durch und durch; reell, sicher, taktfest, ein Feind der blauen Blume. Göthe läßt schon seinen Werther im Abendrothe auch von Blumen und Blüten reden, aber so daß er wie ein halber Linné die verschiedenen Gattungen der Gräser mit bewunderndem Auge prüft; Tieck falschmünzt Göthe'n zu einem Romantiker.

Der erste Beruf, über die Gegenwart und Zukunft der Literatur und des Lebens zu sprechen, müßte wohl darin liegen, daß man von den Gährungen auf diesem Gebiete einen richtigen Begriff hätte. Tieck sieht eine

Menge vereinzelter Elemente, die er aber nicht zu binden weiß. So sehr er die Alten kennt, und bis zum Ekel die Namen **Calderon's, Shakspeare's, Ariost's,** deren Heiligkeit Niemand antastet, wiederholt, so sind ihm die Zeitgenossen doch unverständlich. Er ist so sehr in seinem alten Anschauungskreis gebannt, daß er glaubt, wenn der Liberalismus an die Kunst dächte, so könnte er nur **Gottscheden** Altäre bauen. Seine neueste Novelle in der Urania mischt in die Unkenntniß der Dinge sogar einen bösen Willen, denn er bringt den Liberalismus, wenn früher in ästhetischen, so jezt in moralischen Mißcredit, und schließt sich damit der Verfahrungsweise **Menzels** an, wo Phallusprieſter jezt plötzlich von Moral zu sprechen beginnen und von mancherlei Dingen krummgezogene Rücken die Andacht zum Kreuze vorstellen wollen.

Fürſt Pückler-Muskau.

In den Briefen eines Verſtorbenen lernten wir einen barocken Charakter kennen, in welchem ſich der Dandy mit dem Fuchsjäger vermählte. — Immer mehr aber tritt das Alter und die gute niederſchleſiſche Natur in dem Fürſten hervor; die Tumulte ſeiner Seele ſind beſchwichtigt, und noch mehr, es iſt nicht nur aus jener geſellſchaftlichen Anomalie, jenem originellen Anakoluth, das ſich Fürſt **Pückler** nannte, ein beſonnener Mann, ſondern ſogar ein bloßer Schriftſteller geworden. —

Ich kann nicht läugnen, daß mich weit mehr, als die Anekdoten und der Esprit des Fürſten, ſein hübſcher Anſtand, ſeine Achtung vor dem Publikum, ſeine Empfänglichkeit für Tages- und Jahrhundertsfragen intereſſiren. Welches iſt die höchſte Auszeichnung der Großen? Wenn ſie eine Bildung verrathen, deren **Mangel** doch Niemanden

beſtimmen dürfte, ihnen anders zu begegnen, als ſie es gewohnt ſind. Ja die Nation war überraſcht, als ſie bei einem nicht einmal mediatiſirten Fürſten für das Schöne und Wahre ſo viel Empfänglichkeit fand. Das ſpricht von der Theologie, Philoſophie, Jurisprudenz, von der innern Verwaltung, Forſt- und Jagdwiſſenſchaft, vom Somnambulismus, von der Literatur und den ſchönen Künſten, und wir freuen uns, daß das Solide und Bürgerliche, das Alles, was wir nur mit unſerm tabakräucherichen Munde und ahnenloſen Zähnen beſprochen haben, doch bei ſo vornehmen Herren und Grundherren ſich recht gediegen und grobkörnig hat ausſprechen dürfen, daß die Kammerdiener angewieſen waren, nicht zu lachen, wenn ſich das Edle und Schöne in's Feuer hineinredete und mit ſeinen linkiſchen Manieren eine Taſſe vom Tiſche herunterwarf. Sollte man es glauben, die hohen Zirkel haben Alles

beachtet, die obscursten Journale, die kleinsten Brochüren, kurz so viele unbedeutende kleine Dinge, die wir jezt zum erstenmale aus den Schriften des Fürsten Pückler kennen lernen.

In Wahrheit hat sich der Verstorbene um die deutsche Literatur ein Verdienst erworben. Er vermittelt, wenn auch nicht die Stände, doch die Interessen derselben. Als ein geschickter Parlamentär bringt er zwei Feldlager zur gegenseitigen Verständigung. Bekränzt mit Seltsamkeiten, ein Füllhorn von Wundern, welche der Aristokratie neu sind, von bürgerlichen Silenen und Chironten erzogen, tritt er wie der jugendliche Gott Phantasus in die Salons. Er ist wie ein aufgefundener Königssohn, den eine Wölfin säugte, und Hirten zu ihren eigenen Kindern gesellten; der in so wildfremden Anschauungen auflebte, daß ihm, zurückgekehrt zu seinen Eltern, die Liebkosenden alles Unge-

hörige und der Etikette nicht Zusagende vergeben müssen. Ein Ambassadeur passirt bekanntlich an der Gränze zollfrei; aber es ist wohl schon geschehen, daß er in dem fremden Lande einen heimlichen Detailhandel verbotener heimischer Waaren etablirt, dessen polizeiliches Risico der Kammerdiener tragen muß. So treibt dieser Fürst einen Ideen-Schleichhandel zwischen den verschiedenen Ständen; er nimmt in die Audienzsäle die Heimchen und Grillen der Dachstube, oder läßt auch zuweilen eine recht revolutionäre Ratte unter die Beine der vornehmen Herren und Damen springen. Er komme nur! die Demokratie wird ihm Alles zeigen, was sich Heimliches in ihren Arsenälen vorfindet; denn das ist wahr, der Fürst besizt eine unverwüstliche Ehrlichkeit.

Er reitet noch immer den Adel als sein Steckenpferd; und recht traurig muß es doch mit der Aristokratie aussehen,

daß ein Standesherr, ein Pair über seine Leute so unglückliche Ausdrücke fallen läßt. Spricht er vom Landadel doch so, als säete dieser nicht, und erntete nicht, und als reuete es unsern himmlischen Vater endlich, ihn dennoch zu ernähren. Doch schwebt leider das Alles, was der Fürst über die Reform des grundherrlichen und dabei durch und durch verhypothecirten Adels sagt, in der Luft. Selten schreitet die Geschichte auf dem Wege der Staatsweisheit fort, und läßt sich machen wie ein Fabrikat, durch einen coup de main oder durch Aktienvereine. Der Fürst scheint das Leztere zu beabsichtigen, einen neuen Ritterorden des jährlichen Einkommens. Er will eine allgemeine Destruktion des Adels, durch welche die Herren **von Müller, von Schultz, von Bauer, von Fischer, von Bürger,** um ihre Vorschlagssylbe, ihren socialen An- und Auftakt verkürzt werden, und diese Sylbe von nur dem Majorate zu Gute

kommen ſolle. Ein Feind des Adels wird ſagen: Gut, hier werden wir zwar noch Einige behalten, aber doch die Meiſten los werden. Ich aber möchte hinzufügen, daß man den Adel am beſten reformirte, wenn man die Sylbe von aller Welt zugeſtände, ſo daß wir Nichts als Herren von Michel, Herren von Schaaf, Herren von Kopf und ſo weiter hätten; dann könnte ſich der Adel durch Dasjenige am Schlagendſten auszeichnen, wodurch er gerade ſeine beſondere Bevorzugung darthun will.

Göthe, Uhland und Prometheus.

Der lezte Theil des Göthe-Zelter'ſchen Briefwechſels iſt nicht reich an Perſonalitäten, nach welchen man in den vertrauten Aeußerungen intereſſanter Männer ſo begierig iſt. Doch überraſcht es, die Unſterblichkeit von Weimar an

vielen Stellen gegen die ihr systematisch dargebrachten Huldigungen kalt und zurückhaltend zu finden, weil es **Göthe'n** schwer ankam, für seine Enthusiasten, oder wie man zu sagen pflegt, für seine Juden überall gut zu sagen. **Merlin** bleibt ein Zauberer, der sich nicht gefangen gibt. Selbst bei **Hegel's** und seiner Schüler Anbetung bescheidet er sich still und kalt, daß er den Meister nicht verstehen könne.

Noch merkwürdiger als diese Geständnisse bleibt eine Stelle, welche **Göthe** am 4. Oktober 1831 schrieb. Er macht darin gegen den jezt verrauchten würtembergischen Göthoklasmus einen Gestus, den man in Stuttgart und Tübingen nicht erwartet hatte, in Städten, wo man darüber weinte, daß der 83jährige **Göthe** viel zu früh für die Literatur gestorben sei. Wir meinen folgende Aeußerung: „Von den modernsten deutschen Dichtern kommt mir

Wunderliches zu: Gedichte von Guſtav Pfizer wurden mir dieſer Tage zugeſchickt; ich las hie und da in dem halb aufgeſchnittenen Bändchen. Der Dichter ſcheint mir ein wirkliches Talent zu haben, und auch ein guter Menſch zu ſein. Aber es war mir im Leſen gleich ſo armſelig zu Muth, und ich legte das Büchlein eilig weg, da man ſich beim Eindringen der Cholera vor allen deprimirenden Unpotenzen ſtrengſtens hüten ſoll. Das Werklein iſt an Uhland dedizirt, und aus der Region, worin dieſer waltet, möchte wohl nichts Aufregendes, Tüchtiges, das Menſchengeſchick Bezwingendes hervorgehen. So will ich auch dieſe Produktion nicht ſchelten, aber nicht wieder hineinſehen. Wunderſam iſt es, wie ſich dieſe Herrlein einen gewiſſen ſittig-religiös-poetiſchen Bettlermantel ſo geſchickt umzuſchlagen wiſſen, daß, wenn auch der Ellenbogen herausguckt, man dieſen Mangel für eine poetiſche Intention halten muß.

Ich leg' es bei der nächsten Sendung bei, damit ich es nur aus dem Hause schaffe."

Es konnte darum für die schwäbische Lyrik nichts Betrübenderes gesagt werden; denn diese kleine bescheidene, vom Tagesgewühl umrauschte Schule, diese Gutherzigen, welche in ihrem Gott vergnügt sind, wenn sie einen Maikäfer, ein Bienchen, die Fliege an der Wand und sich besungen haben, hatten Alle im Stillen einen lautlosen Cultus für **Göthe**, der ihnen im Grunde ihres Herzens mehr war, als die Politik, **Schiller** und sein Album. Dieser fromme Enthusiasmus ist durch jene denkwürdige Aeußerung recht schnöde paralysirt, um so mehr, da ihre Unverständlichkeit so Vieles darin finden läßt. Die Veranlassung jener Worte betreffend, so kann Niemand die Wahrheit des **Göthe**'schen Urtheils über eines jungen Anfängers erste Versuche in Zweifel stellen. Etwas für die ganze schwäbische

Lyrik Bezeichnendes drückt **Göthe** ſchon dadurch aus, daß er den ſich empfehlenden Dichter einen guten Menſchen nennt. **Guſtav Pfizer** beſizt ein durch Reflexion ſehr weitläufiges Talent. **Schiller's** gebildete Sprache iſt es, die für ihn dichtet und denkt; ſeine Poeſie iſt nicht ſchöpferiſch, ſondern darſtellend, er gibt uns ſpröde und faſerige Gegenſtände nett und im Goldſchnitt zurück; ſein Dichten und Denken iſt eine Miſchung von Griechenthum und Proteſtantismus; ſelten iſt Etwas, das er gibt, aus dem tiefſten Borne der Unmittelbarkeit geſchöpft, ſondern Ideen, Intereſſen, Bilder beherrſchen ihn und beſchäftigen ſeine dichteriſche Reflexion, welche erträglich wäre, wenn ſie, wie oft bei **Rückert** und **Uhland**, ſich wenigſtens als Witz und Epigramm äußern könnte.

Wenn **Göthe Uhland** da tadelt, wo er ihm am verwandteſten iſt, ſo hat er über ihn gewiß eine Ungerechtigkeit

gesagt. Für die Gattung, für das Lied und die Ballade, hat **Uhland** Unvergängliches geleistet. Ist es wahr, daß das lyrische Gedicht einen begränzenden Rahmen haben soll, der den Gedanken so zusammentreibt, daß er ihn auf einen Moment verkörpert, so ist **Uhland's** Lyrik noch gestaltender als **Göthe's**. Jedes Gedicht muß aus zwei Theilen bestehen, aus einem sichtbaren Gerüste und aus einem Nachklange, der so mächtig ist, daß er den Hörer zwingt, ein zweites Gedicht, die Erklärung eines Gesehenen oder Gehörten, in sich nachzuschaffen. Oft liegt das wahre Gedicht gänzlich außerhalb des Wortes, und man muß es gleichsam erst machen, wenn man die anregenden Worte vernommen hat. Bei der Einfachheit der **Uhland**'schen Muse verpuffen seine Verse selten, besonders niemals in der Ballade, deren lyrische Auffassung, deren einfache Frage- und Antwortsform die Hörer zwingt, das eigentliche Gedicht

erſt ſelbſt zu machen, ſo daß man einen Augenblick das Buch zuſchlägt und nicht genießt, ſondern ergänzt und thätig iſt.

Göthe, die politiſchen Lieder bepfuyend, konnte Uhland's patriotiſche Verdienſte nicht würdigen. Dem alten Herrn, der in ſeiner Jugend wahrlich keine Aufforderung gefunden hatte, ſich um die Miſere ſeiner Geſchichte zu bekümmern, und der auch ſpäter nicht die Ereigniſſe im Zuſammenhange ſah, mag dies hingehen. Die Ungerechtigkeit, ſeiner Poeſie Etwas nachtragen zu wollen, was auf Rechnung ſeines Charakters kommt, vergrößert ſich in Bezug auf Uhland um ſo mehr, da deſſen Thätigkeit in politiſcher Rückſicht nur für Würtemberg von Werth ſein kann, und auch dort von einſichtsvollen Leuten, welche erſtaunen, wie man einer veralteten ſtändiſchen Verfaſſung vor einer neuen repräſentativen den Vorzug geben konnte, beſtritten wird.

Uhland's Verdienste sind generelle, in Beziehung auf das Lied und die Ballade.

Allein es wäre ein Unglück, sollte die schwäbische Lyrik zur Mode werden. Diese Dichtkunst ist so beschränkt auf ihre Thäler; so einheimisch, ruhig und glückselig ersteigt sie ihre kleinen Berge. Von Spaziergängen keine neuen Gleichnisse mitzubringen, ist für sie Weltschmerz. Wenn sie von Nachtigallen und Maikäfern singen, so wollen wir freilich keine Vandalen und unempfindlich sein, im Uebrigen aber sind sie mit den äußeren Dingen versöhnt, und Göthe hat wohl recht, zu sagen, daß in diesen kleinen Combinationen und Bilderchen weder etwas Aufregendes, Tüchtiges, noch Menschengeschick Bezwingendes liegt. Er hat Recht, es ist ein sittig-religiös-poetischer Bettlermantel, der die Blößen dieser Menschen bedeckt, ein gewisses Sichhaben und Thun, welches der Mittelmäßigkeit und dem Phlegma als Rückhalt

dient; man ſieht genug Gelbveigelein und Sternblümchen, aber nirgends Palmen oder Lotos, genug Haberrohre und Holderblätter, auf denen gepfiffen wird, nirgends Weiden und an ihnen aufgehängte Harfen. Wo iſt Prometheus? Wo der Gott, der euch zu Boden wirft, daß ihr Thränen der Verzweiflung weint? **Göthe** hatte die Welt überwunden; er hatte, mit **Aeſchylus** geſprochen, Menſchengeſchick bezwungen, hatte die Ewigkeit, konnte Vieles geben, und beſaß doch immer noch Alles. Er, der ſich ſelbſt gefunden, Welt und Geſchichte in ſich unterdrückt und einem Volke, welches täglich Titanen-Tragödien erlebte, dennoch aus ſeinen eigenen Mitteln noch Großes und Neues geben konnte, **Göthe** läugnet es. Er ſagt, dem Bettler habt ihr ſeine Lumpen geſtohlen, euren Glauben dem Taufſcheine, der Gewohnheit eure Sitte, dem Herkommen eure Grundſätze, fremder Poeſie eure eigene. Was habt ihr? Abend-

sonnenspaziergänge, gemüthliche Stimmungen, ihr spinnet poetische Sommerfäden, lehnt euch an Das, was eure Partei anerkennt, wo ist Prometheus?

Ich werde **Uhlands** unendliche Verdienste um die Gattung anzuerkennen niemals zögern, doch hielt ich **Göthe's** Wort für zu wichtig, um nicht einen deutlicheren Commentar dazu zu geben.

Gans und die Doktrinäre.

Die Freiheit gleicht einer mannbaren Schönheit, um deren Gunst die verschiedensten Titel und Ansprüche buhlen. Die, welche sie für eine reiche Erbin halten, sind vielleicht die Genügsamsten; denn sie glauben wenigstens keine primitiven Rechte auf ihre Hand zu haben. Anders Diejenigen, welche ihre Bewerbungen in der idealen Sphäre halten.

Hier soll das Verschiedenartigste zu demselben Ziele führen. Der Eine entwickelt seine Vergangenheit, seine Wiegenträume, und ein gewisses ungewisses Sehnen, das ihn nothwendig zu den Füßen dieser Göttin gezogen. Der Andere hat Plane für die Zukunft, Abstraktionen und Hoffnungen, welche ohnehin sich nur halb erfüllen würden. Der Eine beruft sich auf die Seelenverwandtschaft, auf **Schiller**, auf den Mond; der Andere auf dieselbe Verwandschaft, aber auf **Göthe** und auf die Sonne. Hier unterstüzt sich eine Werbung durch die Sentimentalität, durch eine Kirchhofsscene, und das Auskramen seines guten Herzens: dort die andere durch Genialität, durch einen Abend in der Oper und durch die Prahlerei des Witzes. Und Jedem soll sie Gehör schenken, Jeder hat sie schon im Traume gesehen, Jedem fehlt blos sie nur noch, und Jeder nimmt sie in Anspruch, um das Entgegengesezteste auszufüllen.

Es gibt aber auch eine ächt hiſtoriſche Schule, welche die Freiheit aus Inſtinkt liebt. Sie calculirt nicht, ob die Reſultate ihrer Studien auf ſie hinauskommen, ſondern ſie folgt einem uranfänglichen Zuge, einem lockenden Tone aus dem Walde. Freiheit iſt bei ihr kein Reſultat, ſondern ein Prinzip, man kann die Liebe zu ihr nicht erlernen, ſondern ſie muß angeboren ſein. Dieſe hiſtoriſche Schule betet die Freiheit an ohne Raffinerie, jugendlich vertraulich, und weiht ſie ein in die Anomalien unſerer Laune, die ſie des Nachts mit uns zu theilen pflegt. Kurz, wir beſitzen ſie, wie Schauſpieler bei einer Couliſſenſchönheit, wenn ſie auch draußen noch ſo viel Anbeter zählt, doch immer das Recht der erſten Hand behalten und Das in einem Winkel der Requiſitenkammer umſonſt bekommen, was die Andern theuer erkaufen müſſen.

Da iſt die Doktrine! Ein Mann, ein geſetzter Mann,

der sich vornimmt, im ersten Jahre seiner Anstellung sich ein Pferd zu kaufen, im zweiten ein Haus, und im dritten zu heirathen. Er hat schon vor mehreren Thüren angeklopft, Pallastthüren, Kirchthüren, und wurde abgewiesen, weil er einige Eigenschaften besizt, welche ihn beim Despotismus und der Orthodoxie allerdings nicht empfehlen können. Die Doktrine ist stolz; es ist ihr weder um den Thron, noch um den Altar, noch, ob sie bei ihr gleich auf Freiersfüßen erscheint, um die Freiheit zu thun. Wie ein gemachter Mann steht sie vor der Göttin und wirbt für sich gleichsam wie für einen Andern. Ihren ächten Jüngern erläßt die Freiheit wohl, daß sie in die Kniee sinken und anbeten, aber von Jedem, der als Renegat, Philosoph, Historiker, kurz als Doktrinär zu ihr kommt, fodert sie diese Huldigung. Doch läßt sich der Mann nicht irre machen, er beginnt von seinem jüngsten Compendium,

citirt den siebenten Paragraph im achtzehnten Kapitel seines ersten Hauptstücks über die kryptogamischen Pflanzen und gesteht, daß man ihn ohne die Freiheit nicht beweisen könne; auch für die Bildung der Flözgebirge müsse man von ihr Einiges entlehnen; die Münzkunde, der Punkt auf dem i und die Theorie des Vorstellungsvermögens verlange, daß man ihr huldige. Und so steht denn die Doktrine da, triefend von Weisheit, verschimmelt von Citaten, ein Fossil der Gelehrsamkeit, und bietet der armen nackten und hilflosen Freiheit ihre Terminologien, ihre Heischesätze, ihre Subsubdivisionen, kurz den ganzen doktrinären Plunder an, um ihre Blöße zu bedecken. Ach, die holde Göttin lacht dann ambrosisch; die uneigennützigen Diener ruft sie heran, um den Freiern abschlägige Körbe zu flechten. Die Fenster ihres Tempels werden aufgemacht, um die akademische Luft heraus zu lassen; einige Raketen fliegen noch den traurigen

Rittern von La Mancha nach, die Muſik ſpielt auf und es beginnen die phrygiſchen Walzer, beginnt die poetiſche Carmagnole.

Eduard Gans kam oft in Verſuchung, in jenen doktrinären Heereszug einzutreten, weil er von Kategorien und Syſtematik nicht frei iſt. Aber in einem witzigen Kampfe mit dieſer Verſuchung liegt ſeine angeborne Natur, eine eifrige und glühende Individualität. Mit origineller Lebhaftigkeit hatte **Gans** ſeine Erziehung in ſich aufgenommen; er warf ſich auf das Studium der Rechte, ohne ſich auf die philologiſchen Galeeren des eingeriſſenen hiſtoriſchen und unfruchtbaren Textſtudiums ſchmieden zu laſſen. Ich will nicht ſagen, daß er es Andern überließ, die hiſtoriſchen Thatſachen des Rechts aus den Quellen zu beweiſen, und daß er nur als bequemes Reſultat fremder Nachtwachen übernommen hätte, was er ſpäter hegeliſch

mischte und digerirte; doch hat er sich durch das letztere Verfahren am sprechendsten ausgezeichnet. Die Hegel'sche Philosophie machte ihm die Improvisation seines Systems leicht; sein System ist in der That nichts als ein neues Theilungs- und Anordnungs-Prinzip. Er schuf es sich ohne viel Mühe, in der Oper, in musikalischen Soireen, auf Reisen. Wenn man bedenkt, daß in der Hegel'schen Philosophie Form und Inhalt fortwährend Versteckenspielen, daß das Aeußerliche morgen in ihr schon das Innerliche ist, und im Prozeß des Gedankens die Schale immer gleich wieder zum Kerne wird, so kann man sich erklären wie Gans ein gründlicher Pandektist ist, und zu gleicher Zeit über China, Shakspeare, Göthe, Tieck, Sophie Müller und die Sonntag recht artige und methodische Studien veröffentlichen kann.

Die Hegel'sche Philosophie bringt es mit sich, daß

Gans gegen eine dreifache falsche Ansicht der Geschichte opponirt. Man kann diese drei Weisen Rationalismus, Supernaturalismus und Mysticismus der Geschichtschreibung nennen.

Der Rationalismus ist hier jene naive Zusammensetzung der Geschichte aus einzelnen Fakten, welche, wenn sie nur auf eine Jahreszahl stimmen, planlos unter einander liegen, und die sich höchstens wie bei Schlosser zu einem sogenannten pragmatischen Raisonnement, oder wie bei Johannes von Müller zu einer Affektation historischer Kunst erhebt. Der Supernaturalismus macht die Geschichte zum Beweise einiger vorgefaßter Lieblingsideen, die bei Manchem mit Fanatismus, bei Anderen mit einem Anstrich von Salbung und Andacht vorgetragen werden; Herr von Raumer liebt es, seinen Geschichtsdarstellungen Folien dieser Art unterzulegen.

Der historische Mysticismus endlich wird durch die Restauration der Staatswissenschaften, durch **Schlegel** und **Görres** bezeichnet, und mit Recht beklagt es **Gans**, daß sich **Leo**, ein Parteigänger der **Hegel**'schen Schule, zum Schildträger eines **Haller** habe machen können.

Angel und Prüfstein dieser Opposition ist bei **Gans** der Staat, in dessen Begründung von ihm die äußerste Linke des Möglichsten geleistet ist. Mit Freuden sieht man sich ihn an großen Ereignissen erwärmen, an Sympathien, welche umfassender sind, als seine Situation. **Raumer** ist durch die laufende Geschichte weit leichter ennuyirt. Sie muß sich bei ihm gleich immer so stellen, daß man über sie ein Raisonnement beginnen oder aus einem zänkischen Prinzip der Rechthaberei sie auch von der andern Seite ansehen kann. **Gans** ist nicht so sehr historischer Gourmand wie **Raumer**; er giebt sich dem Ereig-

niſſe hin, und kann dafür eine dauernde Wärme empfinden. Weil **Raumer** ein politiſcher Mann iſt, der da weiß, daß der Lebende Recht hat, und die Zukunft in die Hände der Zukunft gegeben iſt, ſo unterhandelt er zuweilen mit der Generation und dem Neuen. **Gans** würde beiden mit mehr als drei viertel Seelen angehören, wenn ihn nicht die Formeln und Paragraphen ſeines privat- und ſtaatsrechtlichen Syſtemes an der freien, vom Inſtinkt geleiteten Bewegung hinderten. —

Die glänzendſte Seite des **Hegel**'ſchen Syſtems, welche die etymologiſche Dialektik und das Stehaufmännchen der Negation vergeſſen macht, iſt die Philoſophie der Geſchichte. Man kann ſagen, wenn auch **Hegel** noch im Grabe darüber erſchrickt, ſeine Geſchichtsanſicht war göttlich, frei, freudig, und evolutionär. — Und doch iſt, wenn das Leben ſpricht, der Augenblick, die That, wenn unſere Zeit

wimmert, wie sie daliegt in den Wehen ihrer Geburt, ist sie die Klippe ihrer selbst; denn da sie Alles objectivirt, tödtet sie den Entschluß und erzeugt eine Apathie, welche in schwachen Gemüthern Feigheit werden kann. Die Hegel'sche Construktionssucht erzeugt ein moralisches, oder meinetwegen, ein politisches Laster, nämlich den Geschichtsstupor. Bewundert den Schematismus der Begebenheiten, die Symmetrie in Dem, was war und ist; aber in Dem, was sein wird, reckt eure eigene Hand und werdet, statt Kritiker, Schöpfer! Noch keine Philosophie hat gewagt, solche Entnervung zu lehren, daß wir objectiv auch leben sollen. Kurz, es wäre besser, weniger von der Zeit zu wissen, und mehr für sie zu thun.

So ist auch durch dies System des vorzeitigen Fixirens und Abschließens Gans bestimmt worden, sich einen unveränderlichen Maßstab seiner Gedanken zu

halten, nämlich den Staat. Daß die Dinge erst am Staate ihre Wahrheit haben, ist einer von Hegel's Ausdrücken, die für jede Rechtsverletzung als Entschuldigung dienen können. Es kömmt aus Gans Ansichten immer hervor, daß er, ich will dies nicht im physiologischen oder mechanischen Sinne sagen, den Staat für ein Produkt hält, daß er ihm etwas Ganzes, Rundes, Abgeschlossenes, kurz ein Resultat ist. Aber Staat als Resultat ist immer Tyrannei, sei es nun mit drei Roßschweifen oder mit Volkstribünen. Staat als Resultat macht eine Form der Existenz absolut, von welcher wir im Gegentheil hoffen, daß sie nur vorübergehend ist und sich in irgend ein Niveau auflösen muß. Ja, auch gänzlich davon abgesehen, was die Zukunft bringen wird, ob Staat in der That die lezte Manifestation des socialen Bedürfnisses ist: so ist selbst der Staat von heute kein Produkt, sondern etwas sich Producirendes, Etwas,

das sich erzeugt, ohne je sichtbar, ja auch unsichtbar fertig zu werden. Man würde das Prinzip der drei getheilten Gewalten nicht angreifen, wenn man nicht den illusorischen poetischen Stupor hätte, immer nur die runde Ostensibilität eines gefertigten Staates zu sehen. Um das Recht der Persönlichkeit zu beschränken, benuzten alle staatsrechtlichen Restaurateurs und Feudalisten dies Zugeständniß, und machten uns zu organischen Staatsgliedern, willenlosen Vegetabilien und servilen Pflanzen. War der Mensch nicht früher als der Bürger? Sind die drei Gewalten nicht die Garantie, daß man die Entwicklung und den Fortschritt der Menschheit höher stellt, als einen Organismus, der den Einzelnen immer zum Sclaven macht? Doch verlieren wir nicht den Muth, verlieren wir nicht die Hoffnung, Gans wird sich der illusorischen Poesien entwöhnen, und durch die zahllosen Unregelmäßigkeiten, welche sich täglich im

Leben der Völker finden, immer mehr aus dialektischen Schlingen erlöst werden.

Heinrich Heine.

Schon seit langer Zeit vernahm man, daß sich unsere nach Paris verflogene Nachtigall damit beschäftige, deutsche Mehlwürmer aus dem Gebiete der Theologie und Weltweisheit zu verspeisen. Wie er es thut, sieht man aus dem zweiten Theile seines Salons, welcher für Deutschland viel Erinnerung, für Frankreich viel Belehrung enthält. Die darin mitgetheilten Urtheile über deutsche wissenschaftliche Zustände standen zum großen Theil schon in französischen Blättern abgedruckt. Aus der widerspenstigen Sprache des Auslandes, aus den Umgebungen der brillanten Revue-Literatur Frankreichs und schönstem satinirten Palmenvelin,

überſezte er ſie jezt in unſer ehrliches gutes deutſches Druckpapier. Wenn auch **Heine** fühlt, daß in Paris Alles glänzender und parfümirter erſchien, ſo weht ihm doch ſüß die Heimat zu und der Sang des deutſchen Vogels. Er mag ſich in franzöſiſche Anſchauungen filtriren, ſo viel er will, es iſt doch ſein liebes packleinenes Deutſchland, das **Heine** nicht entbehren kann. Denn eine ganz deutſche Figur iſt er, ein Herz voll Schweizer-Sehnſucht, das ſich oft abſeiten ſtellen muß, um eine Thräne aus dem Auge zu drücken. Er ſpielt in Paris eine ſchiffbrüchige Rolle, um ſo mehr, als ihm ſein Verſuch, franzöſiſcher Schriftſteller zu werden, mißglückt iſt.

In der That hat **Heinrich Heine** daran gedacht, ſich neben **Voltaire, Racine** und **Rabelais** ſtellen zu wollen. Er ſpeculirte auf franzöſiſche Lorbeeren, auf einen Ruhm der, wenn man ihn einmal hat, nicht täglich wieder

angetaſtet wird, wie in Deutſchland; **Heine** ſpeculirte auf die Akademie und das Pantheon. Aber dieſe durch Dragomane vermittelte Unterhandlung mißlang, denn **Heine** beſaß den ſchönen Stolz, ſich Frankreich gegenüber nicht zu verläugnen, ſondern in ſeiner ganzen Deutſchheit, ſeiner Bläſſe, ſeiner Melancholie, und den kleinen Gehäſſigkeiten, welche die deutſchen Schriftſteller dieſer Zeit charakteriſiren, als Dichter des Mondes und der Tanne in die Salons der jungen franzöſiſchen Literatur zu treten. Aber die ganze franzöſiſche Kritik, **St. Beuve, Chasles, Guſtave Planche, Loeve Weimars**, mit ihren Feuilletons mögen kommen; nie werden ſie begreifen können, was es heißt, wenn **Heine** lächelt. Dieſes deutſche **Heine**'ſche Lächeln, dieſe Miſchung von Nachtigallengeſang, harziger Waldluft, von verſteckter Satyre auf ganz verſteckte Menſchen, dieſe Miſchung von Scandal, Sentimentalität und

Weltgeschichte, Wer verstünde das in Frankreich, Wer kennt dort das Göttinger Hotel de Brühbach, die Hamburgische Gasbeleuchtung, den Berliner Jungfernkranz, die transcendentale Philosophie, die deutsche Kritik, und die Judengassen, Alles was man wissen muß, um Heine zu verstehen. Auch haben ihn die Franzosen gänzlich mißverstanden, und Niemand mehr, als der ihm vor Allen noch am verwandtesten war, Jules Janin.

Dieses journalistische Genie beurtheilte Heine's Reisebilder, und es kam jezt darauf an, was er über ihn sagen würde. Es handelte sich um Heine's französisches Bürgerrecht, um eine Meisterschaft, die der deutschen Muttersprache entrissen werden sollte. Aber der heimatliche Genius verwirrte Frankreichs classischen Pastetenbäcker J. Janin. Heine wurde von ihm total mißverstanden. Denn nachdem

er Alles gelobt hatte, die Phantaſien von Reuberghauſen, Gumpelino, und die ſchönen Naturbeſchreibungen, und die kleinen vorübergehenden Romane, und von Nichts geſprochen hatte, als von Sterne, und wieder von Sterne, bleibt ihm plötzlich ſein Lob im Munde ſtecken, wo er auf Heine's Satyre kommt. Wozu — fragt der fremde Feuilletoniſt — wozu aber unter allen dieſen Roſen der ſatyriſche Stachel, ja die Pechfackel der Revolution? Wozu bei ſo vieler Grazie ſo viel Gift? Wozu der Aerger über deutſche Perücken? Wozu unter all den ſylphenhaften Scherzen die Miſere der Politik, unter Veilchen und Liebe der Moniteur? — Dies iſt der Tadel des Franzoſen! Dies Alles wundert ihn! Man ſieht, Jules Janin war nie auf der Göttinger Bibliothek, kennt weder Heine'n, noch die Reiſebilder, und hat mehr gethan, als ein Ruſſe; er hat einen Exilirten mißhandelt.

Wenn nun **Heine** noch zuweilen für die Franzoſen ſchreibt, ſo thut er es, wie es Prediger gibt, welche vor Puppenköpfen ihre Reden einſtudiren. Er fingirt ſich ein fremdes Publikum, das ihn nicht verſteht. Alles, was er in den franzöſiſchen Wind ſpricht, iſt immer auf uns berechnet, denen er den Rücken zukehrt. Er weiß doch, daß hier in Deutſchland die Ohren ſich ſpitzen, und ſpricht deßhalb laut und vernehmlich, damit Alles jenſeits des Rheines hübſch ſein Echo finde. Und ſo kann man dieſe Urtheile **Heine's** über unſere Bekanntſchaft mit Gott, Natur, Welt, eine Sammlung von Anzüglichkeiten nennen. Es iſt Alles für Dieſſeits berechnet. Die Franzoſen haben genug mit den Doktrinären, genug mit einem Menſchen, der ſterben will, mit **Talleyrand**, und genug mit einem Menſchen, der nicht leben kann, mit **Sebaſtiani**, zu thun. Sie haben für **Heine** keine Zeit übrig.

Nun ſo komme denn zu uns zurück! Heine iſt uns wie ein Bruder, der auf die Wanderſchaft gezogen iſt, und nun er heimkehrt, umringen ihn die jüngern Geſchwiſter, die erfreuten Alten und die Nachbarn, und Alle vergleichen ſcharfſinnig, wie er war und inzwiſchen geworden iſt. Jedes freut ſich, eine alte Aehnlichkeit zu entdecken, und ruft entzückt aus: „Seht, die Gewohnheit hat er doch noch immer!“ Und ſo finden Alle Etwas, woran ſie ſich halten, und was ihnen Muth gibt, ihn zu küſſen, obſchon er ſo Vieles angenommen hat, was blos ihr Erſtaunen rege macht. Der junge Gewanderte ſchreitet ſtolz im Dorfe einher und ſpricht mit vornehmem Ausdruck, und läßt eine lange tombakne Uhrkette am Leibe baumeln, und grüßt ſehr herablaſſend, und lächelt nur etwas fein, wenn er den Baum erblickt, von dem er einſt Aepfel ſtahl. Und wenn ihm Mädchen begegnen, ſeine Geſpielinnen, die er früher

küßte, ſo lacht er höchſt unterrichtet, höchſt eingeweiht. Und dieſe ganze Comödie dauert acht Tage, oder doch nicht länger, als man braucht, um 284 Seiten des ſplendideſten Drucks über deutſche Philoſophie und Theologie zu ſchreiben. Späterhin übermannen ihn die Erinnerungen; er wirft das ſteife Fiſchbein vom Halſe und umwindet ſich mit einem rothen geblümten Tuche der Freude, läßt bunte Bänder an ſeinem Hute flattern, und iſt froh, im Walde die alten Plätze wiederzufinden, wo er einſt ſaß, lyriſche Querl ſchnitt aus Lerchenholz, und den Geſang des Buchfinken nachahmte auf einem Hollunderblatt.

Heine ſpricht in dieſem Buche viel über den Pabſt, Nixenglauben, über Leibnitz, Rothſchild, Kant, Sein und Nichtſein, kurz über Illuſionen und Irrthümer, von welchen man eine gute Meinung behält, je weniger man davon weiß. Heine weiß in der That recht viel, hält

aber auch deſto weniger davon. Seine Unbefangenheit nagt an den Kathedern. Es läßt ſich nicht läugnen, daß er auf ſogenannte heilige Gegenſtände ein mainächtliches Hexenkreuz ſchreibt, und daß er alten bepuderten Autoritäten Eſel bohrt. Der ganzen Hiſtorie deutſcher Theologie und Philoſophie wird von ihm ſo aufgeſpielt, daß ſich die langen Schleppkleider zu drehen anfangen, die ſchweren Männer der Wiſſenſchaften Menuette tanzen, das hintere Ende der Perücke nach vorne ſetzen, die dreieckigen Hüte auf ein Ohr, kurz es iſt drollige, faſchingsartige Phantasmagorie, welche hier aufgeführt wird. Es iſt zu bedauern, daß ſich **Heine** mit der äußern Geſchichte dieſer Dinge ſchon ermüden mußte, ſonſt hätten ihm die innern Thatſachen ſelbſt mannigfache Gelegenheiten zum Scherz gegeben. **Leibnitz's** Monaden müßten ſich ſehr humoriſtiſch entwickeln laſſen, **Kant's** Dinganſicht, **Fichte's** Conſequenzen, und die

Hegel'schen Purzelbäume der Negation erlauben eine sehr lebhafte und muntere Darstellung.

Man wolle doch nicht sagen, daß sich **Heine** mit der Revision der Offenbarung beschäftige, und daß es ihm darum zu thun sei, für die sogenannten socialen Fragen des Jahrhunderts und die Ungereimtheiten des Vater **Enfantin** seine Wirksamkeit aufs Spiel zu setzen! Für einen systematischen Kampf im Großen hat **Heine**, ich will nicht sagen zu wenig Ernst, sondern zu viel Vorurtheile, denn oft thut ihm leid, was er thut; es gibt noch immer gewisse Dinge in Staat, Religion, Sitte und Meinung des Volkes, für welche **Heine**, wenn auch nicht sterben, doch einige Tage lang unpaß sein könnte. **Heine** hat Furcht vor Dem, was noch nicht ist. Könnte die Republik nicht für ihn ihr blutiges Beil schärfen? Könnte eine neue Religion nicht symbolische Bücher erfinden, die

in keinem so schönen Style geschrieben wären als die Bibel? — Bei unsern Zuständen, wie sie sind, befindet sich Heine's Muse wohl, wenn sie nur zuweilen die drohende Geberde annehmen darf, was sie sein könnte, wenn sie nur wollte. Ein ganz neues Colorit dieser Poesie wird, glaube ich, noch seine Sehnsucht nach Deutschland, und somit eine Consequenz dieses wunderbaren Menschen werden, welche ihn den deutschen Herzen nur noch immer näher bringen muß.

Börne hat Heine'n im Feuilleton des Reformateur bei mehr als der bloßen Partei angeklagt. Er appellirte an alle Diejenigen, welche sich ein Urtheil zutrauen, nicht an Die, welche zu seiner Meinung gehörten. Da konnte es nicht fehlen, daß er in der Verdammung Heine's einen auffallenden Anklang fand und damit ein zufälliges Resultat

erreichte. Nein, wir müssen Börne'n innerhalb seiner Partei zurückdrängen und das Gleichgewicht zwischen beiden wieder herstellen. Sollte dies Verfahren wie eine Rechtfertigung Heine's aussehen, so kann ich Nichts dafür.

Börne und Heine, beide haben eine Tendenz nach jenem Bilde, unter welchem sie von der Freiheit träumen. Börne wird aus Sehnsucht ein Verzweifelter, Heine aus Sehnsucht ein Uebermüthiger. Börne rettet das Uebrige, während er Eines aufgeben muß; Heine wirft Alles hin, er krankt an demselben Schmerze. Börne hält sich an Gott und gibt den Menschen auf. Heine klammert sich an die Menschen und scheidet sich von Gott. Börne will die moralische und religiöse Weltordnung kultiviren, bis wir in andern politischen Verhältnissen sind. Heine will, ehe wir nicht zu demselben Ziele sind, auch alles Uebrige preisgeben. Wer hat Recht? Thörichte Frage! Fragen soll

man nur: Wer iſt mäßiger? Auch das nicht. Wer iſt muthiger? Noch weniger dies: Wer iſt unglücklicher? Sie ſind es beide in gleichem Grade; nur darin unterſcheiden ſie ſich, daß der Eine ſeiner Sache nützlicher iſt, als der Andere.

Börne, dem der deutſche Adler an der Leber frißt, iſt kein Prometheus. **Heine** iſt es; denn **Heine** flucht den Göttern, wie Prometheus. **Börne** glaubt früher zu ſeinem Ziele kommen zu können, wie **Heine**; denn **Börne** läßt der Welt, was ſie hat, nur will er ihren politiſchen Zuſtand verändern. **Heine** will ihr noch den Glauben nehmen. Das iſt der Unterſchied: **Börne** hat nur Einen, **Heine** hat ſie Alle gegen ſich.

Börne leidet an einer Einſeitigkeit; **Heine** an einer Ungerechtigkeit. **Börne** glaubt, die einzige Frage der Zeit wäre die der Könige. **Heine** rächt ſich gleichſam an den

Gärten, Beſitzungen, an dem ehrlichen Namen des Mannes, der ihm ſeine Tochter nicht geben will. Wenn **Börne** an ſeinem Ziele wäre, vielleicht würde er dann erſt die andern ſocialen Meinungen, welche nicht zur Politik gehören, angreifen. Wenn **Heine** es wäre, vielleicht würde er gegen **Börne's** Frivolität ſchreiben, vielleicht eingeſtehen, daß er früher die Erde und den Himmel nur verwüſtet hätte, beinahe um zu ſagen: Wenn ihr uns das Eine vorenthaltet, nun, ſo werde euch auch das Andere benommen!

Diesmal iſt es **Börne**, welcher **Heine'n** der Frivolität anklagt, aber es iſt ein großer Leichtſinn, das Jahrhundert nur auf die conſtitutionelle Frage zu reduziren. — **Börne** ſchneidet für unſere Zeit die Speculation ab, wenn er die theologiſche Debatte in die Vergangenheit verweiſ't, und von den Unterſuchungen über das Chriſtenthum wie

von einer antiquirten und verbrauchten Maxime spricht: Börne tödtet die Keime künstlerischer Ausbildung, mit deren Blüte vielleicht die nächste Zukunft unseres Vaterlandes bedacht ist, wenn er eben so von den Bestrebungen, über die Schönheit neue Bestimmungen festzusetzen, geringschätzig redet. Es ist ein großer Despotismus, sich selbst zum Maßstabe der Zeit zu machen. Börne's Autorschaft, welche so abgerundet und vollendet, so zusammenhängend und einig vor uns steht, braucht freilich nur Consequenz, braucht nichts von den Fragen der Gegenwart. Es ist grausam, junge Autoren, die gewiß in ihrer Liebe zum Vaterlande uneigennützig sind, nur auf jene isolirte politische Thätigkeit hinzuweisen, wo die Einseitigkeit der Grundsätze eben so sehr die Tendenz wie die Individualität ruinirt.

Man kann nicht in Abrede stellen, daß Heine's unent-

wickelte Charakterbildung, vor allen Dingen aber die große Leere, welche selbst in genialen Köpfen entsteht, wenn sie in einer so vollen, konkreten und überhäuften Zeit nichts thun, als von ihrem ursprünglichen subjectiven Kapitale leben, diesen Autor zum Kampfe der Zeit im großen, tragischen Style ganz ungeschickt macht. Möge jedes Wort, was **Börne** in dieser Rücksicht gesagt hat, auf ein gutes Feld fallen und in **Heinen** nicht Groll, sondern Entschlüsse hervorrufen! Im Uebrigen aber muß man sich entschieden gegen **Börne's** Prinzipien, so weit sie in jenen Aufsätzen zum Vorschein kommen, erklären, wie gegen alle Insinuationen, die von der rein bürgerlichen Auffassung der Ereignisse herkommen, oder mit einer Meinungsschattirung des Tiersparti, es sei, welche es wolle, irgend im Zusammenhange stehen.

Ludolf Wienbarg.

Wir sprechen von einer der vorzüglichsten unter jenen jungen Hoffnungen unserer Literatur, welche alle das Charakteristische haben, daß sie sich aus der Kritik entwickelten und erst aus den Lavaschichten vulkanischer Zerstörungen ihre Frühlinge keimen lassen. Wie Siegfried die Stimmen der Vögel verstund, als er sich im Blute des Drachen Fafner gebadet hatte, so ging auch bei den meisten meiner jüngern Zeitgenossen der Kampf der Schöpfung voraus. Die Schöpfung, die Stimmen der Vögel, das Verständniß der säuselnden Blätter im Walde, kurz die Poesie selbst kam erst nach dem Siege über die Ungethüme der Zeit. **Ludolf Wienbarg**, der in der Vorrede zu seinem Buche: Zur neuesten Literatur mit naiver Emphase vom Abschluß seiner ersten Periode spricht,

steht gegenwärtig auf der Halbscheid dieses Ueberganges vom Blute Fafner's zu den Stimmen der Vögel, wie seine hier gesammelten Kritiken selbst verrathen. Denn wie viel zerbröckelte Poesie ist in ihnen verschwendet! Wie viel Phantasie und Intuition muß hier dazu dienen, gegen gewisse ordinäre Vorurtheile und über einige mittelmäßige Erscheinungen unserer Literatur anzuknüpfen! Fensterglas wird hier von Diamanten zerschnitten.

Wienbarg gab einen großen Theil der in jenem Buch enthaltenen Aufsätze in einer Hamburger Zeitung. Wahrlich, man konnte ihm prophezeien, daß er diese Verzettelung seines Genies nicht lange aushalten würde; denn es gehört eine Resignation zur Kritik, welche man in dem Augenblicke nicht kennt, wo man von der Kritik eben zur Poesie übergehen will. Jene schönen Bilder, jene architektonisch edeln Sätze sollten werth sein, von dem

Strome der Journalistik fortgespült zu werden? Alle Tage neu zu sein, an das fliegende Blatt seine tiefen Urtheile zu übergeben, das Zubrod zum Frühstücke der Philister zu werden: verdienen wir es? Verdient es die Literatur, daß Alles, was in ihr neu ist, durch seine tägliche Präsentation zur morgen wieder abgelösten Tagesordnung wird? Nein, so erklärlich es ist, daß **Wienbarg** von seiner mit so viel Vorbereitung, Rüstung und Geist ausgefüllten Stellung an den literarischen Blättern der Börsenhalle abtrat, so dankbar muß ihm das Publikum sein, daß er hier die Einzelnheiten seiner kurzen journalistischen Laufbahn sammelte und mehrere Artikel hinzugefügt hat, welche an den Besorgnissen der Hamburger Behörden gescheitert waren.

Aber es ist nicht allein die Schönheit, das poetische Element, das Hineinragen jener neuen schöpferischen

Entwicklung **Wienbarg's**, welche sein Buch so anziehend macht; sondern in demselben Maße die Tiefe und Schärfe seiner Urtheile und der literarhistorische Werth, welcher objectiv in ihnen liegt. Man weiß nicht, soll man mehr die Wahrheit oder die Schönheit dieser klassischen Aufsätze bewundern. Fast möcht' ich diesmal der Schönheit den Preis geben; denn dafür, daß unsere Urtheile richtig sind, können wir kaum. Jeder Schütz sagt Euch, daß wenn Ihr Euern Arm öffnet und das herausquillende warme Blut Eures Lebens mit dem Pulver mischt, Euch keine Kugel fehlen wird. Jede trifft.

Wienbarg ist besonders reich an Ideen, welche perspektivisch sind, und zu einer Gedankenreihe anreizen, die belebend auf uns wirkt. Rupfen wir z. B. aus seinem ersten Aufsatze: **Göthe und die Weltliteratur**, die schöne Feder heraus: „Die jetzige deutsche Literatur soll

sich der Rückwirkung nicht schämen, welche sie von Seiten der französischen und englischen empfängt;" so gerathen wir in einen Flug von Abstraktionen, der unserm Scharfsinne die seligste Beschäftigung gibt. Eben so Anderes. Die beiden Artikel über den Fürsten **Pückler** sind Musterstücke über den Gebrauch des Witzes in der Kritik. Vielleicht wurde **Wienbarg** von seinen demokratischen Antipathien zuweit fortgerissen, vielleicht ist er sogar ungerecht gegen Etwas, was weniger in dem Fürsten selbst, als in seiner Stellung so bemerkenswerth ist; aber Wer könnte dieser edlen Entrüstung widerstehen, mit welcher **Wienbarg** eine laxe Aeußerung des Fürsten über Repressalien verfolgt, verfolgt bis auf's Blut des Mannes, und ihn zulezt durch eben diese Aeußerung in seinem ganzen Wesen zu charakterisiren sucht? Wer je ein anerkennendes Wort über den Fürsten gesprochen, wird durch die Wahrheit, welche

in Wienbarg's Kritik liegt, diesmal schamroth gemacht werden. Derselbe Adel und Stolz der Gesinnung herrscht in dem klassisch geschriebenen Artikel: Raupach und die deutsche Bühne, obschon wir nicht so eifrig, wie Wienbarg, das Nationale urgiren, und uns bereden, von der Vermählung des Vaterländischen mit der Kunst viel erwarten zu dürfen. Die Deutschen haben keinen historischen Sinn, und werden ihn am wenigsten durch ihre eigene Geschichte zu stählen lernen. Der Aufruf des Kunstrichters kann immer nur der sein: Gebt Leidenschaften! Die Leidenschaften reißen hin, und völlig indifferent ist es, ob sie in einer historischen Begebenheit oder in einer Anekdote, welche der Dichter sich selbst verdankt, zum Vorschein kommen. Das Historische machte Schiller's Wallenstein nicht zur Nationaltragödie, wie sie Wienbarg nennt, sondern Alles, was hier drum und dran ist an Ehrgeiz, Astrologie,

Sentimentalität, und militäriſchem Spektakel. Schon deßhalb ſoll eine Kritik, die die ſchöpferiſche Kraft wecken will (das iſt das geheime Band, welches mich mit den äſthetiſchen Anſichten **Wienbarg's** verknüpft), ſoll jenen allgemeinen und vagen Rath über die Benutzung der Hiſtorie nicht geben, weil er am leichteſten mißverſtanden iſt. Der Aufſatz über **Karl Immermann** erläutert im Detail einige Behauptungen des vorangehenden Artikels und läßt viel Hübſches über rhetoriſche Darſtellung lernen. Ueber **Heinrich Heine** ſpricht **Wienbarg**, wie billig, mit Entzücken, nur vergißt er eine Regel zu beobachten, welche für das Lob dieſes wunderbaren Autors unerläßlich iſt, nämlich die: ſich die Hinterthür offen zu laſſen. Man kann von **Heine** nie etwas Entſchiedenes behaupten; denn ſeine poetiſche Natur wird ſich und Andere immer Lügen ſtrafen. **Heine** mag ſchreiben, was er will, ſo muß es ſchön ſein.

Soll er nun die Kritik am Gängelbande leiten und achtbare Männer und Männer, die, wie **Wienbarg**, für sich selbst stehen, verführen, Inkonsequenzen zu begehen? Man soll **Heine** nie ohne Cautelen loben und seinen Eifer immer im Schach zu halten suchen. Anders ist es mit dem Autor, welchem **Wienbarg** in dem lezten Artikel so liebe und freundliche Worte sagt. Der wird nie üppig werden und aufhören, an sich zu feilen und zu raspeln. Der wird nie sein hohes Ziel aus den Augen verlieren: nämlich der Menschheit ein Schauspiel zu geben, das sie tröstet, erhebt und ihrem Auge eine grüne, lachende Weide ist. Ihm kann man schon etwas Ermunterndes sagen; denn er wird immer glauben, es geschähe nur, um ihn auf seine Fehler aufmerksam zu machen. Ich bin dies selbst. —

Dichter im Reime.

Wir erleben seit einiger Zeit wieder die Erscheinung sogenannter Naturdichter, welche aber mit **Maus**, **Hiller**, **Karl Müchler** und **Kudraß** wenig Aehnlichkeit haben. Die Gedichte von **Niklas Müller**, einem Schriftsetzer in Stuttgart, werden, gefeilt von **Gustav Schwab**, im Morgenblatte bekannt gemacht. Ein Däne, Professionist, Namens **Johann Grüne**, durchwanderte Italien und Deutschland, und ich habe meisterhafte Gedichte

von ihm gelesen, welche zum Theil in einem norddeutschen Blatte publicirt worden sind. In Hamburg dichtet ein nicht minder in der Gesellschaft tiefgestellter Mann unter dem Namen **Clemens** (er hat sich jezt in einen gefährlichen Kampf gegen den Mysticismus geworfen) ganz vortreffliche Sachen, welche er mit einer Tabakspresse mühsam druckte. So mag es noch Manchen geben, der im Musen-Almanache seine Stelle verdient.

Der Reiz dieser Dichtungen ist der frische Quell des Schaffens, die göttliche Unmittelbarkeit, und das Sichherauswinden und Läutern aus den Schlacken der Materie. — Was unsere gelehrte Lyrik als Nachhall ihrer Gedichte verlangt, jene Naturempfindungen, die uns süß und heimatlich anwehen, und die aus dem Wuste unserer anerzogenen Bildung oft recht gewaltsam hervorbrechen, das ist jenen braven Sängern aus dem Handwerksstande das Nächste,

davon gehen sie aus, darin leben sie. Dieses Ringen nach Klarheit, diese Wissenssehnsucht äußert sich immer poetisch. Man hört das Hämmern der Seele, man kann die ganze Mystik der Gedankenerzeugung belauschen, wie Alles ringt und hinaufstrebt, und sich zu Gestalten formen will; die tiefste Poesie ist immer das Resultat einer solchen natürlichen Philosophie.

Woran leiden wir? An fertigen Gedanken, an strikter Logik, an einer objectiven Wissenschaftlichkeit, welche nur unser Gedächtniß und unsere Auffassungsgabe beschäftigt. Die fertigen Gedanken! die Reminiscenzen! Die Namen, die bei den Gebildeten gleich für Alles gefunden sind! Sie sind ihres Stoffes Alle so gewiß, die Dichter von heute, sie stehen so erhaben über ihm, sie lassen sich zur Poesie nur herab. Was ist ein Gedicht? Ein Gedanke, der sich klar werden will. Aber eure Gedanken sind alle so hell,

so durchsichtig, in der Geburt schon so fertig; man hört und sieht es nicht, wie die Erzblumen der Poesie in euch aufschießen. Wenn man selbst gestehen muß, daß Uhland's Gedichte lyrischen Inhalts doch alle mehr oder weniger nur epigrammatische Einfälle sind, so scheint es, als solle die Lyrik nur auf Das reduzirt sein, was man einen guten Gedanken haben nennt, als solle der Zufall der Genius sein, da doch die wahre Lyrik, wie bei Rückert, Dichterleben ist, und sie Alles in Gedichte umzaubert, was sie nur anhaucht. Will man ein guter Lyriker werden, so soll man sich nur recht klein und unzulänglich vorkommen, und soll sich stellen, als wüßte man von Gott und der Welt Nichts, weder von der Geschichte noch von der Wissenschaft, trage aber nach Allem ein recht sehnsüchtiges, dringendes Verlangen. Dann wird man zu neuen Bildern kommen, und weder an der Gedankenleere ihrer- und der Gedanken-

vorwegnahme andererſeits ſchmerzhaft leiden, wie wir jezt Lyriker haben, welche bei einer neuen Idee auf die Knie fallen, und aus Desperation, daß ſie ihrem Rufe nicht immer gerecht werden können, in die mittelmäßigen Saiten greifen.

Da es mir daran liegt, einige eingeriſſene poetiſche Mißbräuche, welchen ſich ſelbſt ausgezeichnete Talente nicht entziehen, zu rügen, ſo will ich hier auf den bekannten Romanzenkranz von **Anaſtaſius Grün**, der lezte Ritter, der viel Aehnliches veranlaßte und den Sinn für Verſe wieder belebte, zurückgehen.

Der lezte Ritter iſt **Maximilian**, ein Kaiſer, den ſeine Stellung einengte, deſſen Thatendrang durch ſie gelähmt war, der aber hoch ſteht als der Träger einer Zeitrichtung und hiedurch eine poetiſche Beleuchtung erhält. Es iſt oft der

Fall, daß die Geschichte der historischen Charaktere zu viel zu haben scheint, und manche Phänomene aus den beengenden Jahreszahlen herausfallen läßt, welche dann die Poesie auffängt, und durch ihren Mund verewigt. Clio ist stumm von den Thaten orientalischer Völker, doch können die andern Musen desto mehr von ihrem Leben und Geist berichten.

Anastasius Grün stellt an Maximilians Wiege Leben und Tod. Das Leben disputirt den Tod hinweg. Das ist nicht fein erfunden, denn diese Allegorie würde für jeden dichterischen Helden passen. Soll aber Maximilian der lezte Ritter sein, so mußten zwei Genien an seine Wiege treten, die Vergangenheit und die Zukunft; sie mußten sich nicht einander zu vertreiben suchen, sondern sich über des Säuglings Haupte den Kuß der Versöhnung geben. Gab uns **Anastasius Grün** den ganzen Max? Nein, sein Gedicht läuft nur neben der Geschichte wie

Noten zum Texte einher, es ist eine Sammlung poetischer Exkurse über merkwürdige Momente aus Maxen's Leben, und die Einheit darin keine andere, als eine chronologische. Ich will diesen bescheidenen Tadel noch weiter verfolgen, und werde dabei Gelegenheit nehmen, Beispiele der vortrefflichen poetischen Diktion hervorzuheben. So zwingt eine sonderbare Genußsucht anmuthige Kinder zum Weinen, weil sie dann noch schöner aussehen, als wenn sie lachen.

Die Frage ist die: Durfte der Dichter mit seiner Leier durch einen Saal, in dem die Bilder von Maxens Thaten aufgestellt sind, wandern, und vor jedem ihm zusagenden Halt machen, um es zu besingen? Warum nicht? Aber dann mußte er keine Romanzen dichten, nicht mit der epischen Muse verkehren, nicht das gedehnte Nibelungenversmaß brauchen. Hören wir ihn selbst. Er ruht auf dem

Friedhofe der Weltgeſchichte, träumt auf einem Königsgrabe, die Poeſie kränzt das Grab und er ergreift die Leier.

Was ſoll das ſtille Lämpchen bei goldner Sonne Glut?
Was ſoll die ſcheue Taube im Horſt der Adlerbrut?
Wer hört ein Lied, wenn ehern des Schickſals Würfel rollt?
Wer ſieht durch den Wald von Sceptern der ſcheuen Leier Gold?

So ſpricht der Dichter; aber die Poeſie erwiedert:

Nicht ſinge jenes Helden erhabene Herrſcherthaten,
Wie er gelenkt die Völker, im Fürſtenſaal gerathen,
Den lezten vom Ritterkreiſe nennt ihn die Weltgeſchichte,
Als lezten Ritter preiſe ihn liebend im Gedichte!

Allerdings nennt ihn ſo die Weltgeſchichte, nicht das Gedicht allein. Darum mußten aber auch alle ſeine Herrſcherthaten unter dieſem Geſichtspunkte gefaßt werden. Der Dichter durfte nicht ſpäter Alles aufzählen, was nicht in ſeinen Plan gehört, und dann fortfahren:

Dies alles muß verſchweigen wohl meines Liedes Ton,
Denn horch, es tönt gewaltig ein andres Lied davon!
Du ſingſt dies Lied, dies hohe, dies Lied der Ewigkeit
Auf deiner Rieſenharfe, Gigantenmutter Zeit. — —
Dir, königliche Ceder, nah' ich mit ſtillem Gruß,
Und lege meine Harfe an deines Stammes Fuß;
Da ſoll ſie ruhn und ſchweigen, ein todter Liederſchwan,
Von deinen grünen Zweigen umrauſchet und umfahn.

Unmöglich! Clio muß ſich beim Dichter bedanken, nicht er bei ihr. Er Allein kann ihn ja nur als lezten Ritter verſtehen, und als Kind, als geliebtes Kind der Mutter Zeit wieder zuführen.

Ich komme immer wieder auf den lezten Ritter zurück, weil dieſer Titel gar zu ſchön und prägnant iſt. Max war Ritter, denn Frauenhuld, Ehre und perſönliche Tapferkeit gehen ihm über Alles. Warum war er aber

nicht der zehnte, zwanzigste Ritter, sondern der lezte? Es ist einleuchtend, daß der Gegensatz seines Ritterthums hervorgehoben und scharf bezeichnet werden mußte. Nun wär' es aber durchaus unkünstlerisch, die Anfänge der neuen Aera, die in Maximilians Lebenszeit fielen, zu Gegenständen eigner poetischer Darstellung zu machen; z. B. der schon ganz weltlich gewordene Kampf des Pabstes mit den verbündeten Mächten, wo der Pabst nicht mehr als geistliches Oberhaupt, sondern schon als weltlicher Souverain gilt; ferner das Erwachen der wissenschaftlichen Opposition gegen die Bildung des Mittelalters und vor allem die kirchliche Reformation Luthers. Alle diese Verhältnisse mußten dem Lezten Ritterthum Maxens als Folie dienen, und die Geschichte bietet wirklich den herrlichsten Ausweg in dieser Hinsicht dar. Wir denken an Niemand anders, als an Herrn Kunzen von der Rosen,

Maxens lustigen Rath. Er ist zwar im Gedichte meist immer lustig und macht sich gern einmal einen Spaß, aber er ist zu sehr ein treuer Diener seines Herrn, dilettirt nicht genug auf eigene Hand, mit einem Wort, um Maxen als lezten Ritter darzustellen, mußt' er die weltgeschichtliche Ironie des Mittelalters werden. Der Narr ist kein Begriff, den das Mittelalter erzeugt hat, er lebt auch noch nicht in der Prosa und dem trocknen Verstande der kommenden Zeit, aber er fühlt diese Zeit voraus. Der Narr ist kein Kind der Gegenwart, aber auch die Vergangenheit ist für ihn nicht, er kennt nur sich selbst und seinen Humor. So hätte ihn der Dichter der gläubigen, liebenden, hoffnungerfüllten Natur Maxens gegenüberstellen müssen, er hätte dann nicht nur den Max des Gedichts, sondern auch den der Weltgeschichte geschildert. Wenn Kunz bei ihm lustig wird, so ist er es nur seines Herrn wegen. Wenn Max

mit trüben Ahnungen erfüllt iſt, ſo iſt der Grund nur der Gedanke an den Tod und die Flüchtigkeit des Lebens. Des Lebens? In einem Epos? Was ſoll an der Wiege des Knaben, den wir als Helden erſt kennen lernen wollen, ſchon der Sarg? In ächt mittelaltrigem Sinne hätten dort allenfalls Frau Minne, Frau Milte, Frau Aventür u. ſ. w. erſcheinen können, nur nicht der Tod und der Sarg. Ja, Marens Leben ſoll umflort ſein, aber Kunz mußte dieſen Flor lachend weben.

Maximilian hat gegen die Schweizer gekämpft. Welche Verlegenheit für den freiheitsliebenden Dichter! Hat er ſie überwunden? Wir hören ihn ſelbſt.

Was treibt auch wohl ihr Fürſten ſtets in die Schweizergaun?
Wollt einmal doch im Leben ein freies Land ihr ſchaun?
Wollt ihr das Scepter tauſchen um einen Hirtenſtab?
Ha, oder wollt ihr finden in freier Erd' ein Grab?

Seht auf das Land hernieder von hoher Alpenwand!
Da liegt's gleich einem Buche, geschrieben von Gottes Hand,
Die Berge sind die Lettern, das Blatt die grüne Trift,
Sanct Gotthard ist ein Punkt nur in dieser Riesenschrift.

Wißt ihr was drin geschrieben? O seht, es strahlt so licht!
Freiheit steht drin, ihr Herren; die Schrift kennt ihr wohl nicht?
Es schrieb sie ja kein Kanzler, es ist kein Pergament,
Drauf eines Volkes Herzblut als rothes Siegel brennt.

Mit einer so schönen braven Sprache und Gesinnung wird die Schilderung des freien Schweizerlandes weiter ausgeführt. Neben diese Freie wollen sich nun die Ritter stellen. Warum nicht? Es ist so Ritterart. Doch nein, einen Despoten sollte der Dichter zum Gegenstande seines Liedes machen? Unmöglich! Er gibt daher Maxen folgende Stellung:

— — Dort sieht man König Maxen knie'n,
Mit Schwert und Feuer soll er das Schweizerland durchziehn,

Als König bringt er Ketten dem freien Schweizerbund,
Als Mensch drückt' alle Freie er gern an Herz und Mund!

Als Mensch! Seit wann wäre in den Begriff eines königlichen Ritters dieser Dualismus gekommen? Wie kann er als König anders denken, denn als Mensch? Hier thut er es wirklich. Er bleibt ein Freund der Freiheit, und um seine Hände in Unschuld zu waschen, schickt er den Fürstenberger ab, dessen bekannter französischer Wahlspruch hier so übersezt wird:

"Des Königs soll mein Leben, die Seele Gottes sein,
Mein Herz den Frau'n ergeben, die Ehre bleibe mein!"

Ebenso cavalierement mußte Maximilian als Ritter auch denken. Er mußte den Schimpf seiner Ahnen, König Albrechts und Herzog Leopolds Niederlagen rächen wollen. Er mußte getrost sein Vertilgungsheer entsenden, dabei aber nicht sagen:

„Doch will mein Schwert ich färben nie mit der Freiheit Blut.“

War es dem Dichter darum zu thun, den Charakter seines Helden mit seinem unabhängigen Sinnen und den Ansichten unserer Zeit auszugleichen, so mußte er sich Kunzen kommen lassen und ihn zum Chore, gleichviel ob zum sophokleischen oder aristophanischen, machen. So aber bleibt der Dichter und sein Gedicht eine unaufgelöste Dissonanz.

Dies Gedicht veranlaßte nun eine Menge von Nachahmern. Eduard Duller gab die Wittelsbacher in einer fließenden, aber häufig zu modern sentimentalen, und theatralischen Sprache. Die Wittelsbacher ahmte wieder Herr Frankl nach in seinem Habsburgsliede, bis sich zulezt zwar der Gegenstand dieser Dichtungen, die Hausgeschichte der deutschen Fürsten erschöpft hatte, ihre Form jedoch auf etwas Neues warf, für welches Anastasius Grün wieder den ersten lieblichen und harmonischen Ton

anſchlug. Die Spatziergänge eines Wiener Poeten wiederholten ſich zahllos, und arteten zulezt in eine ſo widerliche Monotonie aus, daß ich mich veranlaßt fühlte, eine Produktion dieſer Art: Harfentöne aus dem Ungarlande von G. Treumund, durch folgende Verſe zu perſifliren.

Als der liebe Anaſtaſius Grün in Wien ſpaziren ging,
Machten viel langweil'ge Menſchen flugs ihm nach das leichte Ding.
Hielten feſt ſich an den Versmaßbarrieren der Niebelungen,
Daß ſie in der beſten Meinung viel Proſaiſches geſungen.

O wann werden denn in Oeſtreich dieſe Gänſedärme bleiben!
Wann in ihnen Erbſen ſtatt Ideen kein klappernd Spiel mehr treiben?
Wird kein kritiſcher Wurmſaame ſich denn endlich kaum geniren,
Die Bandwürmer der Rhetorik ohne Zagen abzuführen?

Allerdings, man liebt die Freiheit, möcht' auch Niemand, der ſie nimmt,
Sagen: Lieber, dein Geſchmack iſt nüchtern, biſt ein lallend Kind!

Deshalb freu' ich mich, daß ich der Freiheit auch nicht thue weh,
Wenn ich tadle, denn Herr Treumund iſt ein Mann vom Jüſte-Milieu.

In der Weltgeſchichte Fugen klingt ſein Harfentempo ein,
Daß doch die Regierung möcht' auf die Chauſſeen bedachter ſein,
Daß die ungriſchen Magnaten mit den ſchwarzgewichſten Bärten
Doch im Lande bleiben möchten, und daſſelbe redlich nährten!

Wie? fragt ihr: wie? um Chauſſeen, um den Peſther Frau'n-verein,
Um ein Dampfſchiff auf der Donau muß man ſo geſchmacklos ſein?
Um ſo zahme Dinge muß man ſo viel ſchlechte Verſe ſpenden?
Und dem Jüſte-Milieu ein ſtrohern Kiſſen ſtopfen mit den Händen?

Auch beſitzt Herr Guſtav Treumund in der Verſe langem Reigen
Ganz den Stolz und die Grimaſſe, die den ſchlechten Dichtern eigen,
Nennt ſich immer einen Harfner, deſſen Lied weithin erſchalle,
Der obſcur und pſeudonym und weinend durch die Länder walle.

Doch hat er am Eig'nen, was er bietet, nicht einmal genug,
Parodirt ſogar noch Uhland's ſehr bekannten Sängerfluch

Und spricht höchst naiv: „Ich saß als Gast bei manchem Adelsmahl,
Aber — nach der zwölften Schüssel stahl ich stumm mich aus dem Saal!“

Nach der zwölften Schüssel! O du schnöder ungebetner Gast!
Also erst nachdem du satt dich an dem Tisch gegessen hast,
Fluchtest du dem, der dich ehrte, im Gedichte fürchterlich?
Gehe hin, du Undankbarer, gehe hin und bessre dich!

Besonders leid thut es uns, daß ein so feuriges, phantasievolles und die Sprache meisterhaft beherrschendes Talent wie Freiherr von **Gaudy** sich von diesem Metrum, welches für Reflexion und asiatische Wortfülle ein Lotterbette ist, nicht trennen kann. Seine **Kaiserlieder**, welch schlagende Kraft des Wortes auch in ihnen walte, werden durch die Monotonie dieses romantischen Alexandriners unausstehlich.

Da dieſes Gedicht von Seiten einer leidenſchaftlichen Kritik heftigen Widerſpruch gefunden hat, ſo müſſen wir zuerſt zugeſtehen, daß wohl Niemand, der, wie Napoleon, ſo tiefe Furchen in die Felder der Geſchichte zog, erſt die Nebel der Erinnerung und den Duft der Sage abzuwarten brauchte, um von der Poeſie in ſeine Rechte eingeſezt zu werden. Napoleon iſt ein vollſtändiges Gedicht, das, geſchloſſen von Anfang bis zu Ende, die Harfe des Sängers herausfodert. Schwebt von dieſem hohen Liede nicht jeder begabteren Phantaſie ein Ideal vor? Wie zuerſt mit epiſcher Einfachheit der Held aus der ſtürmiſchen Zeit ſich heraus entwickelt, wie er dann die Alpen überſchreitet und die erſten Siege feiert, wie er in das Land der Räthſel und der Gräber ſchifft; dann der 18te Brumaire, Marengo, die Kaiſerkrone, und immer neue Siege bis zum Brande von Moskau? Dieſen Zügen ſollte ein deutſcher Dichter nicht folgen

dürfen? Gewiß, wenn er seine Darstellung nur bei Moskau schließt, und den Untergang Napoleons in einer Vision zusammen faßt, welche aus der brennenden Czarenstadt hervorsteigt. Noch lassen sich die Collisionen der poetischen Gerechtigkeit mit der Vaterlands- und Freiheitsliebe in diesem Betracht nicht ausgleichen. —

Wenn Gaudy nur die Begegnisse des Kaisers gibt, so hat er doch vergessen, ihn auch mit seinem Sagenkreise vorzustellen, und mit den unzähligen Massen, die seine Erscheinung erst möglich machen. Es sind auch diese Massen und mannichfachen Interessen, welche der Geschichte ihren Charakter geben, und Reiz und Leben einem jeden Heldengedichte. Wir sehen bei Gaudy nur immer den Enthusiasmus, nur immer jenen kleinen Corporal, der überall mit seinem Hut und grauen Rocke spukt, und am Schlusse der Gesänge sich mit verschränkten Armen in bekannter Weise

aufpostirt. Rein militärische und anekdotische Auffassung ist des großen Helden nicht würdig. Im Hotel der Invaliden würde ein alter Grenadier den Kaiser so besingen, wie es **Gaudy** thut. Die Auslassung der Massen und Historie rächt sich auch an dem Dichter bitter, denn wer kann läugnen, daß die Kaiserlieder von **Gaudy** sehr langweilig sind?

Auch stell' ich im Allgemeinen einige Einwendungen der patriotischen Kritik nicht in Abrede, wo sie Napoleon in absteigender Linie betreffen. Nur in aufsteigender, da sich nach dem Brande von Moskau der Poesie Napoleons die Poesie des Vaterlandes entgegenstellt, kann ihn der epische Dichter besingen, wenn er ein Deutscher ist. Nur der Tragiker hätte noch das Recht, selbst wenn er ein Deutscher wäre, in seinem Feldlager zu bleiben, doch ist Napoleon noch kein tragischer Stoff und wird, da so viel

epiſche Maſſen und Völkerſchickſale an ſeiner Erſcheinung kleben, es vielleicht niemals werden.

Immermann hat in neuerer Zeit den Verſuch eines komiſchen Heldengedichtes gemacht, **Tulifäntchen** iſt der Held deſſelben, ein fingerlanges Weſen, das mit einem Federmeſſer als Schwert, mit einem Silberlinge als Schild und einer ausgehöhlten Nußſchale als Harniſch hinauszieht in die Welt, um ſeinen Thatendurſt zu ſtillen. In ein Land gekommen, welches nur von Weibern bewohnt wird, umging er die Gefahr, getödtet zu werden, durch den glücklichen Schlag, welchen er einer Brummfliege verſezte, die die Königin des Landes ſchon lange gequält hatte. Doch Tulifäntchen ſucht Abenteuer, Rieſen, Drachen, verwünſchte Prinzeſſinnen, und will das Land des Pantoffels verlaſſen. Da erklärt ihm die Königin, der Rieſe Schlagadodro

habe ihre Tochter Balsamina geraubt, nicht, weil er sie liebe, sondern weil er sich durch ihren Unterricht und ihre Kenntnisse civilisiren wolle. Tulifäntchen zieht aus, und erblickt den Riesen, wie er von seiner großen Mauer aus Gußeisen die langen Beine herunterbaumeln läßt. Tulifäntchen erweis't durch seine Absicht, den Riesen zu bekämpfen, der Prinzessin nicht einmal einen Gefallen, denn sie, eine mystische Theetrinkerin ist in ihren Räuber wirklich verbliebt; warum? Romantik, Genialitätssucht, Kraftgenie. Schlagadodro will von süßer Minne, Räthselnacht, Labyrinth der Liebeswege nichts wissen, sondern hält sich so lange an den Realismus eines tüchtigen Rinderbratens, bis Tulifäntchen mit Hilfe einer ihn schützenden Fee die Gußmauer in tausend Stücke zerbricht. Der Riese saß bei diesem Experimente gerade auf der Mauer, und geht jämmerlich unter, aber mit ihm, da das Schicksal ein Opfer

haben will, auch Tulifäntchens Schimmel. Der Sieger führt Balſaminen als ſeine Braut heim, die Vermählung kömmt zu Stande, aber eben ſo wenig wie ihre Gliedmaßen, verſtehen ſich ihre Herzen. Sie ſperrt den inzwiſchen König gewordenen Däumling in einen Vogelkäfig, deſſen Gitter er öffnet, weil er aus Schaam ſich in einen Abgrund ſtürzen will. Er fällt und fällt, da fangen ihn die Wolken und Libellen auf, er heirathet ein in ihn ſterblich (oder da ſie eine Göttin iſt vielmehr unſterblich) verliebtes Seefräulein und zieht nach Giniſtan, in einer ſehr ſchön dargeſtellten Verflüchtigung unſeres Helden.

Tulifäntchens ritterliches Pathos, und des vierfüßigen Trochäus ſteife Grandezza ſtimmen recht drollig mit einander überein, doch glaube ich, Immermann hat ſich den Effekt ſeines Gedichtes koloſſaler gedacht als er ausfällt. Die Anſätze zur Satyre beweiſen, daß er jenen Effekt nicht

würde verschmäht haben, aber die kleinen Personen, die er zu Trägern seiner Laune macht, sind zu schwach, etwas Tüchtiges zu tragen. Durch einen naiven, spielenden, tändelnden Ton kann das Zwerchfell nicht erschüttert werden.

Immermann beging in dieser sprachlich-klassischen Dichtung einen Fehler, den in seinen komischen Mährchen **Tieck** immer vermieden hat. Es fehlen der Dichtung die gemeinen Gegensätze des wirklichen Lebens, die in ihm handelnden Personen sind zu luftartig hingestellt, und sind schon im Auftreten von Natur so, wie sie im Abtreten erst durch Tulifäntchens Gegensatz geworden sein sollten. Das eigentliche Mährchen, wie es die poetische Kindheit des Volkes liebt, besteht deßhalb aus Unwahrscheinlichkeiten, weil es für Alles den Glauben verlangt, weil in ihm Alles unmöglich ist, und doch Alles geschieht. So ist die Mährchenpoesie das freieste Spiel der Phantasie; selbst im

Wunder kennt sie keine Wunder. Weit anders das komische Mährchen, sei es als Erzählung, wie bei Hoffmann, oder als Drama, wie bei Tieck, oder als Heldengedicht. Hier muß dem Reiche des Zaubers ein ungläubiges Reich der Philisterhaftigkeit gegenüber stehen, Wunder darf es hier nur geben, in so fern man sich in der That darüber verwundert. Das Alles fehlt hier bei Immermann; der Held ist klein, aber er könnte auch groß sein, da er gegen seine Umgebungen durchaus nicht contrastirt. Schlagadodro wird überwunden, und das Komische wäre gewesen, daß ihn Tulifäntchen erst bekämpft hätte. Balsamine heirathet Tulifäntchen, aber das Komische wäre wiederum gewesen, daß er ihr erst seine Liebe gestanden hätte. Tulifäntchen lebt immer nur außer sich und das ist nicht komisch, weil ja so Vieles, was klein ist, sich in der Welt bewegt. Witzig wäre es gewesen, wenn der

Dichter ihn auch innerlich lebend dargestellt hätte, denn daß so ein kleiner Wicht auch ein Herz habe, glaubt man nicht. Um Das, was sich Immermann entgehen ließ, zu bezeichnen, brauche ich nur an Hoffmann's Klein-Zaches zu erinnern.

Ich würde den Frühlings-Almanach von Nikolaus Lenau hier nicht aufführen, wenn sich an die einzelnen Gaben desselben nicht einige Bemerkungen über unsern Gegenstand anknüpfen ließen.

Carl Mayer muß von der Lyrik sehr verworrene Begriffe haben, wenn er glaubt, daß seine kleinen Spaziergangseinfälle, die noch überdies in einer geschraubten und unnatürlichen Sprache auftreten, seinen Lesern irgend eine poetische Befriedigung geben könnten; ich möchte wohl wissen, welche Seite des Gemüthes durch Mayer's Liederchen

vibrirt werden sollen. Die Naturbeschreibung hat in der Poesie eine Gränze, und diese liegt gewiß da, wo sie Naturgötzendienst wird, und nur mit einem Compendium zur Hand verstanden werden kann.

Die Salomonischen Nächte von **Gustav Pfizer** kündigen sich sogleich widerlich genug durch die Niebelungengänsedärme, das Versmaß der Reflexion an. Die Ausschmückung der Scene ist asiatisch überladen, und man sage nicht, daß dies im Gegenstande liegt; unsere Phantasie ist von Hause aus mit orientalischen Nächten längst vertraut, und jede weitläufige Beschreibung derselben muß kalt lassen, da sie nur unser Gedächtniß beschäftigt. Die Philosophie, welche Salomo in seinen Zwiegesprächen mit der Königin von Saba ausspinnt, leidet daran, daß sie auch unhistorisch ist, denn Salomo war nicht so im Unklaren über das Ende und den Anfang der Dinge, wie **Gustav Pfizer**,

sondern er philosophirte epikuräisch, und mit dem indifferentistischen Refrain: Alles ist eitel. Dies ist wahrlich kein Refrain der Unklarheit und Verzweiflung, sondern einer zufriedenen und unbekümmerten Resignation.

Wenn ich nun an den Faust von **Nikolaus Lenau** komme, so denk' ich zuerst an **Göthe's** fragmentarischen Faust des ersten Theils, in welchem die Morgenröthe des neuen Jahrhunderts waltete. **Kant's** Kritik der reinen Vernunft war für die in Deutschland ausbrechende Revolution der Geister die Berufung des Parlamentes. Faust war die Tragödie des Dings an sich. Da stand die alte Welt mit ihren verrosteten Sätzen der Scholastik, mit ihrer conventionellen Tyrannei der Formen und der Sitten, und war ohne Trost und Erquickung für die denkende Seele. Von Außen sehen wir alle Dinge, daß sie grau, weiß, daß sie rund, von Holz oder von Eisen sind; was ist ihr Kern?

Wie ist die Stellung des Subjektes zu dem Prädikate? Wie gleichen die Eigenschaften der Dinge sich unter einander aus? Woher die Materie? Woher das Licht in die Finsterniß? Woher der Zufall? Wie die Freiheit des Willens bei der Nothwendigkeit des Schicksals? Ach, es muß schier das Herz verbrennen, daß wir Nichts wissen können! Dies die Wehklage des neuen Jahrhunderts, und bei dem ersten Funde, der der Menschheit glückte, beim Ding an sich, doch immer der Schmerz, daß man nur tiefer wußte, daß man Nichts wissen kann. —

Wir sind fünfzig Jahre jünger, aber dem Ziele nicht näher. Noch quillt in mancher dunkeln Nacht unser Auge von Thränen der Verzweiflung. Noch wissen wir nicht, wie wir kommen, gehen und stehen, wie die Welten geschaffen wurden, wie Zeit und Raum, das sichtbar Unsichtbare, über die Dinge und Thaten sich ausspannte. Es ist der

alte Schmerz; eine glänzende Philoſophie hatten wir, welche fünfzig Jahre hindurch die Geiſter beſchäftigte und dennoch kein Problem gelöſ't hat; ſie iſt nur da geweſen, den Schmerz zu verhüllen, und durch bunte Erfindungen unſern gierigen Augen einige ablenkende und zerſtreuende Nahrung zu geben.

Die Philoſophen und Dichter, Jeder wählte eine eigene Farbe, das Ding an ſich, dies erſtarrenmachende Gorgonenhaupt zu einem holderen Blicke zu nöthigen. **Kant** ſchuf eine ordinäre praktiſche Philoſophie, und ſelbſt **Göthe**, wenn er auch im erſten Theile nur die baare Thatſache hinſtellte, fühlte doch, daß er einige Verſöhnungsmittel geben mußte. Dies waren bei ihm die Poeſie, der Glaube, das Menſchliche und ein ergreifendes Ereigniß. **Göthe** gab uns Contraſte, hier Fauſt, der ausgebrannte Vulkan, dort Mephiſtopheles, die Lava-Aſche, die ihn mit glühendem

Spotte umströmt; dann das halb böse, halb gute Reich der Naturkräfte und der Zauberei, Thatsachen der Wirklichkeit, Religion, Unschuld, und zulezt die Mischung aller dieser Elemente, Himmel, Erde und Hölle in dem wahnsinnigen Kindsmorde eines Engels. Diese Tragödie des ersten Theils sollte nicht belehren, sondern nur schildern; die Poesie ist immer ohne Resultate, **Göthe's** Faust ist ein Bericht, die Dissonanz ist seine Harmonie.

Weil die Wahrheit nur im Jenseits erschaut wird, und die Faustfrage bis dahin eine ewige ist, so läßt sie sich täglich von Neuem aufnehmen. Ungescheut durfte **Nikolaus Lenau** nach **Göthe** noch einmal die Unmöglichkeit ihrer Lösung aussprechen; doch muß es uns für einen hochbegabten Dichter schmerzen, daß ihm sein Versuch gänzlich mißlungen ist. —

Lenau verstand die Frage des **Faust** nicht. Er wußte

wohl, daß der Teufel Fauſten noch immer nicht geholt hat; aber er vergaß, daß ein halbes Jahrhundert ſeit der Verſchreibung an den Teufel hingegangen iſt; daß der Kontrakt verjährt war und auf's Neue eingegangen werden mußte, unter neuen Bedingungen. Lenau wußte nicht, daß die Völker ſeit dem gerittenen Weinfaß in Auerbachs Keller auf Sturmroſſen flogen, daß ſtatt kleiner Weinbäche aus eichenen Tiſchen Rieſenſtröme aus Felſenwänden ſprangen, Lenau kannte die Revolution nicht, Napoleon nicht, die Entfeſſelung eines neuen Welttheils, die zahlloſen Keime neuer Entwickelungen nicht, welche merkantiliſch, induſtriell, moraliſch, politiſch, religiös, unſeren Planeten bevorſtehen. Lenau wollte Fauſt unter modernen Verhältniſſen vorſtellen. Wozu macht er ihn? Zu einem Maler. Das iſt freilich ſehr modern!

Nach einer unpaſſenden Einleitung, worin Fauſt mit

einem verflogenen Schmetterling, d. h. der Cölner Dom mit einer abgebrochenen Pfeife verglichen wird, beginnen jene alten Klagen über Verzweiflung. Warum iſt Fauſt in Verzweiflung? Warum auch dieſer neue Fauſt? Wer iſt überhaupt dieſer neue Fauſt? Was will er? Was hat er?

Lenau's Fauſt ſoll nur ein verflogener Schmetterling ſein. Da ſcheinen uns denn dieſe trivialen Zweifel, über welche er miaut, ein wahres Lirum larum jener alten bei Göthe ſo naiv und ſchön begründeten Seelenſtimmung zu ſein. Der Lenau'ſche Fauſt iſt nur deßhalb verzweifelt, nicht weil er nichts weiß, ſondern in der That, weil er nichts gelernt hat. Wer die Geſchichte überſehen, und nicht einmal die Schriften von Kant, Fichte, Schelling und Hegel geleſen hat, der beſizt auch gar kein Privilegium, zu zweifeln. Ich glaube doch jene großen Geiſter unſerer Nation, jene Männer, welche die politiſche Schmach

unſeres Vaterlandes ſeit dem Beginne des Jahrhunderts mit ſo viel wiſſenſchafflichem Ruhm vergoldet haben, hätten doch einiges Recht, beachtet zu werden, hätten doch auf manches Antworten abgegeben, an welchen man meinetwegen verzweifeln mag, wo aber die Verzweiflung anders herauskommen muß, als es bei Lenau geſchieht. Nach ſo vielen Fortſchritten, die in unſerer Zeit der menſchliche Geiſt gemacht hat, jezt plötzlich einen Maler auftreten zu laſſen, der, wie jener Herkules in dem alten Stück ſeine Keule vor ſich her auf die Bühne wirft, gleich von vorn herein über ſeine Zweifel ungeſchickt ſtolpert, iſt ſehr trivial. Heut zu Tage müſſen dieſe alten Floskeln, Wiſſensſehnſucht, Erkennen u. ſ. w. anders motivirt werden, denn die Wahrheit ſelbſt, nämlich Das, was man dafür nehmen darf, hat eine andere Phyſiognomie bekommen. Für die Idee, Philoſophie, für die Menſchheit, iſt der neue Fauſt

von **Nikolaus Lenau** gänzlich unzurechnungsfähig. Ueber einige politische Brocken, die sehr grob, und geradezu hingestreut sind, über eine Invektive gegen die Censur kann man sich ergötzen. Das ist aber auch Alles, was in diesem Bereiche vom Dichter geleistet worden ist. —

Ueber die neue Fabel, welche **Nikolaus Lenau** seinem Versuch zum Grunde legte, läßt sich erst urtheilen, wenn sie vollständig da ist. Bis jezt erblickt man einen Gebirgswanderer und Selbstmörder, den der Teufel vom Sturz in den Abgrund rettet, Faust, einen Doktor, der mit Wagner conversirt, eine Verschreibung auf Leben und Tod, einen wiedergefundenen Jugendfreund, eine Verführung in der Dorfschenke, einen geprellten Pfaffen, eine politische Scene zwischen einem Minister und Mephistopheles, einem plumpen Schabernack bei Hofe, eine lüsterne Schmiedsfrau, ein Wiedersehen des verführten Mädchens,

einen Kindesmord; Faust wird Maler, liebt das Porträt, erschlägt den Bräutigam der Dame, die ihm saß; Faust besucht das Grab seiner Mutter, Anstalten zu einer Reise, Faust zögert, Mephistopheles scheint allein zu gehen, — so weit sind wir. Wir wiederholen, daß wir über dies Alles noch kein Urtheil haben; gestehen aber, daß sich das Vorliegende ziemlich verworren an einander reiht. Faust ist ein Schatten, wenigstens eine Figur ohne Consequenz. Er verführt die Unschuld, und weint. Mephistopheles ist ein grämlicher Gesell, der himmel- oder vielmehr höllenweit von Göthe's Auffassung entfernt ist, der sich nur darauf beschränkt, seinen Meister zu verspotten und zu äffen. Er ist blos Dämon; nicht wie Göthe's Mephistopheles zugleich ein Blick in's Innere der menschlichen Natur, kein Repräsentant einer originellen Weltansicht. Mephistopheles ist hier nur Samiel: so wie Faust viel

Aehnlichkeit hat bald mit Max, bald mit Caspar im Freischützen. Der Waldgeruch, die Jägerei, also ein wirklicher Vorzug der Lenau'schen Muse unterstützt diese Aehnlichkeit.

Die äußere Form anlangend, so tritt die neue Dichtung als Gemisch epischer und dramatischer Behandlung auf. Die Mängel der eigenthümlichen Lyrik Lenau's sollten auf seine Vorzüge in der dramatischen Kunst gespannt machen. Sowohl im Ausdruck, wie in der Auffassung, leidet Lenau's Lyrik an einer forcirten Plastik. Er arbeitet immer in halb ausgemeiseltem, halb erhabenem Style; er gibt statt Empfindungen immer nur malerische, oft plastische Unterlagen und Stellvertreter derselben. Es ist bei Lenau, und einigen schwäbischen Dichtern, die ihm nachahmen, Manier geworden, schrotig und körnig im Ausdruck zu sein, so daß wir auf dem Wege sind, eine neue Art von beschreibender Poesie zu bekommen mit Redens-

arten, welche oft auf genialen Bildern ruhen, aber immer dazu beitragen, das einfache, lyrische Element der Empfindungen zu stören. Ich hätte nie daran gezweifelt, daß sich **Lenau** deßwegen zur dramatischen Gestaltung besonders qualifiziren müsse. Aber diesen Glauben bewährte sein Faust nicht. Da ist wenig Handlung und Scene, wenig Situation. In diesem ängstlichen Placiren der Figuren verräth sich keine Schöpferkraft, keine Beherrschung des Stoffes, die ordnet, sichtet und Alles an einen schlagenden Ort stellt. Ja **Lenau** gibt Stellen, die ein auffallendes theatralisches Ungeschick verrathen: z. B. läßt er Bedienten, die Erfrischungen in die Gesellsaftszimmer bringen, ordentlich das Wort ergreifen, und legt ihnen eine Entschuldigung in den Mund:

Verzeihen, Herr Minister, hohe Gnaden,
Daß ich ein Störer, bei des Abends Schwüle

Aufmerksam dienend, mich gedrungen fühle,
Zu einiger Erfrischung einzuladen.

In welchem Salon, auf welcher Bühne ist je von Bedienten so gesprochen worden.

Dagegen ist **Friedrich Rückert** ein Poet durch und durch, ein Poet, der nicht dichtet, wenn er einmal einen guten Gedanken hat, sondern der nur anzusetzen braucht und immer gute Gedanken hat. Ueber den neuen Blumenflor, welcher sich im Frühlingsalmanach ausbreitet, weht der ganze Hauch der **Rückert**'schen Muse; hier waltet eine elegische Stimmung, durchblizt von lächelnden Blicken, Blicken der Hoffnung, von Ironie über die Welt, ja von Ironie über den Dichter selbst. Hier ist ein Dichter, der in seiner kleinen Siedelei doch die ganze Welt umfaßt. Der Schmerz, daß der Dichter in zu kleinem Kreise wohne, um das Große der Begebenheiten im Ganzen mitzuleben, daß

er zu sehr an der Idylle kranke, um in Hymnen zu singen, wie schön steht er ihm! Und dennoch schwingt sich oft des Dichters Weltbetrachtung auf, und athmet glühende Liebe zur Menschheit und eine so unversiegte Hoffnung auf den Himmel, wie sie sich in dem Rückert'schen Cometenliede ausspricht, das auf den ergreifenden Gedanken gebaut ist, falls der Comet in die Bahn der Erde träte, so würde sie dem wirren Meteor jenen Kern geben, der ihm fehlt, und den er von unserer großartigen Historie entlehnen muß.

Aermlicher als je fiel im lezten Jahre der von Schwab und Chamisso besorgte Musenalmanach aus. Vögel genug im deutschen Dichterwalde, aber diesmal so viel Spatzen, daß man auf die Vermuthung kömmt, die zählbaren Nachtigallen suchten nach einem mittelmäßigen Hin-

tergrunde für Klänge, welche auch an ihnen diesmal wie aus der Mause gekommen sind. Einige Ideen sind interessant, wie die Vergleichung Anast. Grün's mit dem italienischen Improvisator; doch fehlt es überall an den rechten Ausführungen. Chamisso rührt, wenn er sein Alter erwähnt; frisch und poetisch sind nur die Gemälde Freiligraths, dieses deutschen Victor Hugo; der in kurzer Zeit Alle überflügeln wird. Kalt, nüchtern, unlesbar sind die Lieder aus Rom von G. Pfizer, die mit arroganter Geschwätzigkeit hingeworfen, ein römisches Leben affektiren, was sich in keinem Verse als in der That genossen, umarmt, glühend umarmt herausringt. Selbst Nikolaus Lenau bleibt dem Ziele fern, das er durch eigene Kraft sich früher gesteckt hat. Ein Ruhm ist leicht verscherzt. Unter aller Würde sind die Versifikationen Wolfgang Menzels, die ein gemeinschaftlicher Name: Magdalena zusammenhält.

Weniger hart beurtheilen wir ſie, wenn man den Maßſtab der Oper an ſie legt. Für dieſes Genre der Dichtung beurkunden ſie ein zwar nicht ſeltenes, aber immer achtungswerthes Talent. Man höre:

Ihren Augen zu begegnen,
Stößt den Nachbar man zurück,
Roſen läßt ſie niederregnen,
Sie zu haſchen — welch ein Glück!

Ferner:

Zürnend ſpricht er: meine Töne
Seid verſtummt, verſtummt mein Schmerz.
Dieſe zauberiſche Schöne
Hat in ihrer Bruſt kein Herz.

Schikaneder würde ſich nicht beſſer ausgedrückt haben, auch im Folgenden nicht:

Da mit leichtem Nymphenſchritte
Kommt die Liebliche daher,

Sieht sich von des Weges Mitte
Nach ihm um von Ungefähr.

Schlug ein Bliß so plötzlich nieder,
Oder war es nur ein Blick?
Heftig zittern ihre Glieder,
Und — dahin ist all' ihr Glück!

In diesen trivialen Phrasen geht es fort. „Diese schöne Liebeskranke lässest du in Gram vergehen?" „Barbar, du bleibst so kalt?" „heiße Liebesqual" „bittre Liebespein." Sollte einst Herr **von Lichtenstein** aufhören, die Texte der französischen Opern in's Deutsche zu übertragen, so werden wir uns freuen, Herrn **Menzel** in seine Stelle rücken zu sehen.

Brunold, Ferrand, Hagendorff, Jäger, Kossarsky und **Nebenstein** — das sind die stolzen

Namen eines neuen Hainbundes, einer jüngſt etablirten Sängerſchule, die uns nicht übel deuten möge, daß wir ſie ſtatt der Märkiſchen die Pommerſche nennen! Bei den Märkiſchen Dichtern wird man ſogleich an die Muſen und Grazien von Werneuchen erinnert, an den Feldprediger Schmidt, an blöckende Kühe im Stalle, an Buttermilch, und das Quaken der Fröſche im Röhricht der Havel. Man wird an Karl Müchler, den preußiſchen Grenadier von 1806, erinnert, an die Wadzecksanſtalt und ähnliche Inſtitutionen, welche gänzlich auſſer dem Bereiche der Pommerſchen Dichterſchule liegen. Nach Pommern verſetz' ich ſie, weil einige ihrer Mitglieder in der That von dort gebürtig ſind, weil ſie in ihren Seeliedern ſehr ſtarke Erinnerungen an Swinemünde und Heeringsdorf hervorrufen, und weil zulezt Vor- ſo wie Hinterpommern ein Land iſt, das dichteriſche Staffagen hat. Wer ſieht nicht mit Entzücken

die grünen Oderbrüche mit den weißen Stämmen hellgrüner Birken! Wie blüht die Linde dort so schön! Man muß auch nicht ungerecht sein.

Unter den sechs mir bis jezt bekannt gewordenen Dichtern der neuen Schule herrscht eine freundliche Verabredung. Man sagt, daß sie Alle nur ein und dasselbe Mädchen besingen, welches ihre Hand dem talentvollsten unter ihnen geben wird. Sie wartet, wer von ihnen zuerst das schönste Bild über sie hat. Aber ach sie wartet schon mehrere Jahre und noch immer bleibt das Gleichniß aus, der kühne und siegreiche Trope kommt nicht. Bilder genug, aber keine schlagenden, keines, das fünf Nebenbuhler in die Flucht schlüge!

Dies ist das Geheimniß der pommerschen Dichterschule. Wie sie nun nach ihrem Ideale ringt, wie sie die Sprache beschwört, und alle alten Lieder heraufcitirt!

Vergebliche Mühe! Sie bringen es nicht weiter als bis zu den gewöhnlichen Gleichnissen: immer dieselbe Leier, die die Alten schon anschlugen. Der Geliebten Auge ist ein Spiegel meiner Seele. Ihr Auge ist mein Himmel mit den zwei freundlichen Sternen. Ihr Auge gleicht einer gewissen, erst neulich entdeckten Blume, Vergißmeinnicht genannt. Die Geliebte ist meine Sonne, ich bin ihr Mond. Die Geliebte ist meine Wonne, die sich verlohnt. Die Geliebte ist mit einem Worte Alles, nur nicht Das, was noch nicht da war.

Die hohe Braut der Pommerschen Dichter lächelt und schüttelt ihr lockiges Haupt, wie **Brunold** sagen würde, ihr Lockenhaupt, wie **Ferrand** sagt, ihr gelocktes Haupt, wie mit einem Wortwitze **Hagendorff** sagen würde, ihr lockendes Haupt, wie schmelzender **Jäger** sagt, ihr flockiges Haupt, wie **Koffarsky** sagt, ihr lockiges Haupt endlich,

wie **Nebenstein** sagen würde, wenn **Brunold** es nicht schon gesagt hätte, also ihr flockenlockiges Haupt, wie er zuletzt wirklich sagt, um die Andern alle zusammenzufassen. Sie verzweifeln: sie werden nicht erhört.

Ferrand, im Grunde der König dieses dichterischen Kreises, gibt eine List an. Sie anatomiren die Schönheit ihres Idols und Jeder nimmt sich einen einzelnen Theil desselben, um ihn mit Muße zu besingen. Der Eine schildert ihren Kopf, der Andere ihre Brust, Der schildert sie sitzend, Der liegend, der Eine schlafend, der Andere strickend und nähend. Zwirnsfaden, Teppiche, Netzarbeiten und dergleichen Strickereien werden oft erwähnt und lassen hier entweder auf eine Putzmacherin, oder eine Näherin schliessen. Singt doch **Ferrand** selbst, der Meister:

Hier unter diesen Bäumen
Hab' ich so oft gesäumt.

Oder wie **Hagendorff** gleichſam von der 7ten Stunde vom Feierabend der Griſetten ſpricht:

Doch wenn die Glocke geſchlagen hat,
Verläßt ſie dieſes Haus!

Verzeihung! Ich denke nicht daran, eine geiſtvolle Dame ſo herabzuſetzen; ich wollte die Dichter nur warnen, in ihren Bildern vorſichtiger zu ſein, und keine Ausdrücke zu wählen, welche eine lächerliche Deutung zulaſſen. Warum zu ihrem Unglück noch dieſes fügen? Ja, ſie ſind unglücklich; aber faſt möcht' ich ſagen, weniger an den trivialen Gleichniſſen, weniger an der Sprödе ihres Mädchens, weniger an den philiſterhaften Eltern, die Dichtern keine Töchter geben, als an der Nachahmung. **Heine** heißt ihr Unglück.

Es hat einmal einen Dichter gegeben, (er ſtarb als er anfing, in ſeiner eignen Manier zu dichten), der mit

Waſſerlilien, Meerfeyen, Mondſcheinnächten, Seemöven, mit einigen Ausdrücken, wie: charmant, ennuyant, mit Piſtolen, die nicht geladen waren, und ähnlichen Artikeln ungemein viel erreicht hat. **Heine** iſt nicht ſo groß geworden durch den Schmerz, den er empfindet, als durch den, den er affektirt. Denn das war ſchon rührend, ſich ohne Grund zu quälen und Empfindungen zu erſinnen, für welche eben nichts da war, als die Grimaſſe. **Heine** iſt durch unbeſtrittene Phantaſie, durch die inwohnende Dichterkraft klaſſiſch abgerundet. Er war ſo unglücklich, ein zahlloſes Heer von Nachahmern auf ſich zu ziehen, die jeden albernen Einfall durch **Heine's** claſſiſche Thorheit entſchuldigen wollen. Unſre Pommern gehören dazu.

Lüderlich und geiſtig abgeriſſen iſt Niemand von ihnen; ſie affektiren nur das Gegentheil ihres beſcheidenen blonden Weſens. Ihr drittes Wort iſt der Schmerz, ihr viertes

sind Thränen; diese Pommern sollten zu jener Poesie der Blütenräume und Unschuldsträume schwören, zu den schwermuthsvollen dummen alten Leuten, die vom bemoosten Kirchenthurme herabfallen; was haben sie mit Heine's Schmerz zu thun? Hütet euch doch! Ihr werdet so lange an euerm gesunden Fleische ritzen, und etwas von Heine's ansteckendem Wesen hineinwischen, bis ihr an irgend einer Seuche untergeht; oder es geschieht wohl gar eine Tragödie um eure Narrenspossen, und eine Stieglitz ermordet sich, um euch wirklichen, veritablen, ächten Schmerz zu verursachen.

Zwei Gedichtesammlungen liegen mir vor, und geben zu Voranstehendem die Veranlassung: Gedichte von Hugo Hagendorff und Gedichte von E. Ferrand. Neue Sammlung. Die Gedichte von Hagendorff sind kindischer, als die von Ferrand. Er gefällt sich noch in der

imaginären Seelenwanderung, bald ein Vogel zu sein, und an Liebchens Fenster zu fliegen, bald ein Röslein ohne Dornen, und sich ihr an die Brust zu stecken, bald ein Tropfen Wasser, was weiß ich Alles! Diese Unschuld zeichnet sich beinahe vor den Liedern **Ferrand's** aus, die schon viel gemachter sind. Der junge Mann hätte aber recht gethan, wenn er das nicht unterlassen hätte, was er S. 72 sagt:

Meine armen Verse warf ich
Zürnend in das Flammenreich.

Ferrand, der Meister, glaubt höher zu stehen, steht aber tiefer als sein Schüler, dessen nackte, feuchte Unschuld rührend ist. **Ferrand** wird noch viel dichten. Ich will ihm drei Regeln geben:

1) Weniger eifrig von seinen Liedern und von seinen Versen in den Liedern und Versen zu sprechen!

2) Sich wenigstens metrischer Vollkommenheit und Abwechselung zu befleißigen, weil das Versmaß immer noch hilft, wo auch der Gedanke trivial ist. Es ließt sich doch!

3) Sparsam zu sein in den Beiwörtern. Die Beiwörter machen die Gedichte malerisch und anschaulich; aber ihre Ueberhäufung wirkt wie Klexs. Z. B.

Am Strande steht ein kleines Fischerhaus,
Ein hübsches Mädchen blickt von seiner Schwelle
Ins weite, schaumbedeckte Meer hinaus;
Fast schlägt an ihren bloßen Fuß die Welle.
Aus niederm Schornstein wehet dünner Rauch, —
Weit leuchten hin des Hauses weiße Wände,
Am kleinen Fenster steht ein Rosenstrauch;
Und Weinlaub rankt am braunen Wandgelände.

Hier rührt sich das ganze Bild wie zu einem Brei zusammen. Aber was läßt sich thun? Herr Ferrand wird diese Rathschläge gewiß verachten.

Theater.

Es ist eine sehr gewöhnliche Meinung in Deutschland, daß unsere Zeit für den Flor der Bühne nicht geeignet sein soll. Diese Meinung sollte man endlich einmal abschließen, und dem Sachverhältnisse, was ihr zum Grunde liegt, näher treten. Thut man dies, so wird man finden, daß diese Meinung sehr bequem ist; bequem für das Publikum, bequem für die Dichter, bequem für die Schauspieler; jezt ist sie auch unwahr.

Der Dichter hat mit der Bühne einen langen Prozeß geführt. Jener hielt diese für seine angetraute Braut, und verfolgte bitter, erst mit Satyre, zulezt mit Verachtung die Treulose, welche sich seinen Nebenbuhlern, der Musik, dem Tanze, dem Maschinismus, den englischen Reitern, ja selbst den unvernünftigen Thieren hingab. Dies war der Rausch einer kurzen Zeit, von welcher wir jezt nur noch in dem Nachhall leben; die Bühne, so vielfach benuzt, scheint erschöpft zu sein. Nur die Oper ist noch der lezte Gegner, welchen der Dichter zu besiegen hätte. —

Aber selbst die Oper ist matt geworden. Sie hat eine flüchtige Glanzperiode erlebt und so unübersehbar täglich die Zahl der Dilettanten wird, so spärlich ist der Nachwuchs an tüchtigen Sängern wie an Componisten. Die weiße Dame, die Stumme von Portici, Fra Diavolo, Zampa, Robert der Teufel — das hat sich alles schon akklimatisirt, und

uns so bekannt geworden, wie „ein freies Leben führen wir.“ Herold, Boyeldieu, Bellini, sind todt, Rossini prozessirt gegen die französische Oper in Paris, und wird nicht eher componiren, bis er seinen Prozeß gewinnt; Auber nimmt langweilige und censurwidrige Sujets; Meyerbeer gibt niemals etwas aus einem Gusse, sondern studirt lange, lange an den einzelnen Piecen seiner Compositionen; unsere deutschen Componisten endlich — vor denen sind die Dichter und Schauspieler sicher.

Mit den Handlangern der Oper steht es nicht besser, Schröder-Devrient — herrlich! Aber Fischer-Achten; Kraus-Wranitzki, Sigl-Vespermann, Pohl-Beisteißer, Franchetti-Walzl — das ist Alles so um den Anfang unseres Jahrhunderts herum geboren, und die jungen Nachkömmlinge, welche sich jezt auf unseren Bühnen vordrängen, gehören nicht mehr zur Nachtigallenperiode der

Sonntag, ſondern es ſind zwitſchernde kleine Grasmücken, mit niedlichen Köpfen, jungen Leidenſchaften, verſchämter Tournüre, Stimmen ohne Bruſt, keine Domglocken mehr, ſondern Alpengloͤckchen, allerliebſt unter vier Augen, aber auf der Bühne nur zweite Partien.

Bei den Männern findet ſich Baß und Bariton noch genug, denn dieſe können alt ſein, für ſie gibt es keine Mittagslinie, allein wie ſtark iſt die Nachfrage nach Tenoren? Ein erſter Tenoriſt iſt das zerbrechlichſte Requiſit einer Bühne. Sie muß ihn hegen und pflegen, denn er iſt ſenſitiv wie ein Kameel; ſie muß ihn mit der Baumwolle mütterlicher Sorgfalt umgeben; und doch wollen die Tenore nicht mehr gerathen, Froſt iſt über ſie gekommen, ſie gedeihen kümmerlich.

Das ſind die Ausſichten, welche ſich für die Oper eröffnen! Wahrlich, ſie ſind ſo glänzend nicht, daß man ſie

immer bei der Hand haben sollte, wenn von den Hoffnungen des deutschen Theaters die Rede ist. Nicht die Rivalität ist es, welche die dramatische Literatur zu fürchten hat; sondern in höherem Grade die Stellung des Theaters in der Gesellschaft, die Schauspieler und der Rest der Thätigkeit, der sich für die Bühne bei einigen Schriftstellern noch erhalten hat. Kaum weiß man, welches das gefährlichste von diesen drei Hindernissen zu nennen ist. Ich glaube, am leichtesten für eine Revolution des Theaterwesens ließen sich noch die Schauspieler gewinnen; denn nicht alle unter ihnen sind so verderbt und flach, daß nicht ein Funke von Poesie noch in ihnen zu finden wäre. Sie sind angewiesen auf den Beifall der Menge, und werden vom Ehrgeize gespornt, so daß sie nach der Seite hin wohl nachgeben müßten, wo der bisherige Schlendrian ihres Treibens einen frischen Impuls erhielte. Dennoch bleibt es beklagenswerth, daß eine Reform

des Theaterwesens nicht denkbar ist, ohne den freiwilligen Beitritt so zahlloser Schauspieler, welche die Regie des deutschen Theaters an sich gerissen haben, nach lebenslänglichen Anstellungen geizen, und zu träge sind, oder zu hochmüthig, um sich dem Dichter mit Liebe und Bescheidenheit hinzugeben, seinen Vorschlägen Gehör und seinen Produktionen wenigstens ihr Gedächtniß zu leihen. Von allen Seiten ist hier der Dichter schlecht berathen; wo er Herr sein sollte, da spielt er eine ärmliche und zurückgesezte Rolle.

Weil die Reform des Theaterwesens in den Gesetzen unseres literarischen Progresses liegt, so kann man ihr durch viele Dinge vorarbeiten, welche den Intendanzen, Regisseuren und Schauspielern gesagt werden müssen. Wir wollen den Anfang damit machen, uns an die Dichter zu wenden.

Die Literatur ist von den Verhältnissen, durch welche das heutige Theater bedingt wird, so sehr mißhandelt worden, daß sie in der That gar nicht mehr weiß, was sie dem Theater bieten soll. Die Kritik ruft ihr fortwährend zu: Es ist nicht zeitgemäß, es fehlt die großartige Bewegung, die Theaterperiode ist vorüber — und Wer diese Entmuthigungen überhört, Wer es wagt, seine Gedanken an Könige, Feldherren, Verschworne, erste und zweite Kammerherren, an die Charaktere, welche ihm irgend eine Fabel bietet, zu vertheilen, der hört auf der andern Seite, auf der Seite des Theaters: Läßt sich nicht aufführen, Bühnenunkenntniß, unwirksam, und was dergleichen Beschönigungen der Faulheit und des Hochmuths mehr sind. Da soll sich die Literatur mit dem Maschinisten befreunden. Aber der Maschinist sagt, er kenne die leeren Ausflüchte der Herren; er, als Maschinist, vermöge Alles, man schreibe

ihm nur vor! Dies Gerede von Nichtaufführenkönnen, womit man z. B. **Grabbe** zurückgeschreckt hat, ist wahrhaft perfid; denn umsonst haben doch die Maschinisten seit zehn Jahren nicht so ungeheure Dinge in den Melodramen und Opern geleistet; sie haben uns feuerspeiende Berge, die Cyclopen-Schmiede, die Wolfsschlucht, auffliegende Pulverschiffe, lebende Bilder, tausend perspektivische Täuschungen gegeben. Aufführen läßt sich Alles, und die Sache ist nur die, daß die Literatur hier mit vornehmen unwissenden Behörden, und mit gedächtnißfaulen, dickbäuchigen Schauspielsinekuristen zu thun hat.

Auch mit dem ewigen Verlangen nach **Effekt** ist die Literatur überrumpelt worden. Nach Frankreich wird gezeigt: Tableaux, Melodramen, Coups, Schläge auf Schläge, Dinge, von denen unsere arme naive Literatur Nichts weiß, vor denen sie erschrickt, und lieber hingeht, den Mond zu

beſingen, als ſich an ſo Ungeheures zu wagen. Dies iſt die traurige Wirkung eines Urtheils, das es gut mit der Sache meint, und dem deutſchen Lande gewiß recht viel Ehre und Vorzug gönnt. Nein, man rufe der Literatur nicht zu: Gib uns Effekt! ſondern: Gib Leben! Der Effekt iſt, wenn er für ſich allein erzielt wird, hölzern, ohne Fleiſch, ohne Leben; aber das wahre Leben iſt immer effektvoll. Nicht einmal auf Charaktere, auf Situationen ſollen eure Ermahnungen dringen, ſondern nur auf Leben; denn wo Leben iſt, da fällt ihm alles Andere zu: Leben iſt nie ohne Charakter, nie ohne Situation. Geht ihr immer auf das Reſultat, auf den Zweck, auf das Ende aus; Wer könnte dann den Anfang wagen! Ein Rechenexempel von Effekten, ein Combiniren von Situationen: das gibt nie ein lebendiges Bild; es kann erſchüttern, aber nur die Nerven, nicht die Seele. Warum bleiben die

Deutschen kalt bei Maria Tuder? Die Sache ist einfach: weil wir noch Sinn für Wahrheit und Schönheit haben; weil wir Knochen verschmähen, wenn kein Fleisch daran ist. Dies Laufen und Rennen in den Effektstücken, dies Thürzuschlagen, dies Maskenvornehmen, dies Vorhangwegziehen, dies Pressen der Contraste machen Angst und Wehe; man kommt keinen Augenblick zur Ruhe, man ist überladen mit Handlung, man möchte des Teufels werden.

Ich glaube, man traut mir zu, daß ich jene ausgeführten, lyrischen Dramen unserer **Raupach, Oehlenschläger** u. s. w. nicht in Schutz nehmen will; jene Tragödien, wo sich der Held die Zither geben läßt, und uns seine Empfindungen vorsingt; jene Sehnsüchteleien: O Enzio, eine deiner Locken sende mir! Allein Malerei des Motives muß da sein, was in den französischen Stücken fehlt, ein lyrisches Element, das zur Sache gehört, Nachdenken und

Sichbesinnen. Das deutsche Publikum will in die Handlung aufgehen, es verlangt nicht blos Thatsache, sondern auch eine objektive Dialektik derselben. Vor dem Zuruf: Effekt! erschrickt jeder wahre Dichter; sagt ihm, er solle nichts als Leben geben, und gestattet ihm, seine Motive auszumalen; dann kann man hoffen, daß sich endlich die Furcht vor den Bretern der Bühne bei unsern Dichtern legt.

Ein Effektstück, das vor drei Jahren in Paris an der Tagesordnung war, Richard Darlington, ist in's Deutsche übersezt worden. In Paris spielte Frederic Lemaitre, der Talma des Melodram, den Richard, einen politischen Charakter, der sich von der Volksgunst getragen, zum Coryphäen der Opposition aufschwingt, von dem Ministerium bestochen wird, und zulezt an der Verwickelung seiner

in jenen Verrath hineingezogenen häuslichen Verhältniſſe untergeht. Daß Richard Darlington auch zulezt der Sohn des Henkers ſein muß, iſt blos die Tyrannei des Melodram, welche auch jezt bei den Franzoſen zu herrſchen aufgehört hat, denn ſie lachen, wenn jezt noch in der lezten Scene des Stückes dem Helden die Maske abgenommen wird, und die blutigen Endworte kommen: le Bourreau*).

*) Der Schauplaz des Richard Darlington iſt zwar England, doch der Geiſt des Ganzen ächt franzöſiſch. Wir befinden uns in jenem Paris, wo Induſtrie, Politik, Käuflichkeit und Phraſe ſich durchkreuzen. Thomſon mit ſeinen Anerbietungen, ſeiner Unterhändlerſchaft, in dem Prozentabzug von Vortheilen, die er Richard einräumt, iſt eine ganz franzöſiſche Figur, die man in den Spielhäuſern des Palais royale zu Dutzenden findet. Dies politiſche Schauſpiel erklärt uns recht die Miſere, welche ſich in Paris um ſechswöchentliche Portefeuilles balgt, und ſich auf Syſteme beruft, die ſie gar nicht zu haben pflegt. Man ſieht, daß es einen Coincidenzpunkt aller Debatten gibt, nämlich den, wo das Geld geſchrotet wird. Ja dort wollen ſie alle eine Weile ſtehen, ſo lange bis ſie für die Zukunft genug zuſammengerafft haben, dann opfern ſie Alles

Von den Stücken des Herrn von Zedlitz, wurde in neuerer Zeit Kerker und Krone am meisten besprochen. Die beiden ersten Akte dieser Fortsetzung des Tasso sind jedenfalls auf der Bühne wirksam; die drei lezten jedoch können es nicht sein, und dies liegt in dem verfehlten Gegenstande. Jede Tragödie muß anschwellen wie ein Segel, das, je höher es in See sticht, sich immer weiter und voller blähet; aber Kerker und Krone schreitet dekreszendo fort, mit jeder Scene könnte das Ganze ein Ende nehmen. Diese Tragödie ist ein Grabgesang, ein Leichenzug, ein allmäliges Entschlummern. Die sanfte Rührung, mit der sie lind die Seele anhaucht, dauert auf der Bühne zu lang, man liest das Stück als eine Elegie.

---

auf, und nichts leichter, als die eigene Ehre. Es herrscht wenig Tugend und verborgene Größe in Frankreich, und wenn wir Deutsche blos demüthigere Augenwimpern haben, so ist es bei uns nicht besser.

Die Belagerung von Mästricht, von Hauch, fand bei Kunstrichtern einigen Beifall, allein auch dies Stück hat kein steigendes Interesse. Trotz des Kanonenlärms und Schwertgeklirres ist der Verlauf still und fast unhörbar, es ist nicht ein einziges Motiv in dem Stücke. Einige Scenen sind als Episoden wirksam, doch wenn sie fehlten, würde das Ganze darum doch nicht weniger verständlich sein. Uebrigens glaub' ich, daß dieser Verfasser Talent für das Theater hat, denn seine Sprache ist einfach, natürlich, und ohne Reminiscenzen. Er würde niemals mit Raupach sagen: Wer wollte die Schnecke zur Hüterin des jungen Aars machen! und ähnliche Tollheiten, womit der russische Professor die Erhabenheit eines Shakspeare's zu erreichen glaubt. Schöne Sprache! Wer hat nur den Leuten dies über Raupach eingeredet! Wenn Zedlitz gleich auch nur den oberen Schaum gibt, den die reißenden

Jamben aufführen, so herrscht doch bei ihm durchgehend Grazie und Süße des Ausdrucks. Wenn die Sprache des Tragödiendichters keine andere sein soll, als die, welche aus der inneren Leidenschaft des Gedankens sich von selbst herausbildet, so taucht **Zedlitz** seine Gestalten wenigstens in poetische und wahre Anschauungen, in einen zwar immer schon gezogenen Kreis des Ausdrucks, in dem aber Sinn, Poesie und Zusammenhang ist; allein **Raupach** hat Nichts als sinnlose Worte, verrückte Bilder, einen Apparat von vereinzelten Phrasen, welche seine Figuren im Dialoge zusammenleimen. Dies ist sehr beklagenswerth; denn daß **Raupach** theatralisches Geschick hat, ist unläugbar; seine Combinationen übertreffen die des Herrn **Zedlitz** bei weitem.

Wenn man einige neuere Lustspiele von **Raupach** liest, **Zeitgeist**, **Nasenstüber**, so wird man immer

wieder auf Till und Schelle stoßen. Schelle avancirt, er ist schon Bataillons-Chirurgus, wird vielleicht Medizinalrath und wird dann vielleicht nicht mehr auf dem Theater geduldet. Dies ist die einzige Hoffnung, auf den Komödienzetteln eine Personage zu verlieren, welche nachgerade ekelhaft wird. Schelle, von Holberg entlehnt, hatte einen guten Fond. Schelle war Poltron, Schwätzer, Hasenfuß, ein completer Narr. So lange sein Wahnwitz für den Zusammenhang einer guten Intrigue paßte, unterhielt er. Jezt, wo Schelle nicht mehr originelle Situationen, sondern nur sich spielt, wo er selbst im Zeitgeist sich auf die Schleichhändler, im Nasenstüber sich auf den Zeitgeist beruft, da gleicht er bereits dem Volkskasperle, der sich im Puppenspiele immer mit denselben Melodien trällernd hinter der Scene ankündigt und dann mit tollen Kapriolen vor'm Publikum eine Reverenz macht. Manpach wollte eine

solche Figur schaffen, eine Art von komischer Tradition; aber es ist nur zu bekannt, daß sein Schelle eines mittelmäßigen Schauspielers wegen so oft erscheint, der auf dem Berliner Theater in den Schleichhändlern einmal Glück gemacht hat. Herr Gern ist ein Schauspieler, der mit einem gewissen Grunzen jedes seiner Worte begleitet, der deßhalb im Ausdruck der Gemeinheit klassisch ist, und durch eine ganz anomale Art zu spielen das Zwerchfell des Publikums zu erschüttern im Stande ist. Durch ihn ist Schelle ein würdiges Seitenstück zu Angely's Hähnchen geworden: nur mit dem Unterschied, daß Schelle studirt haben will, und einen Pli affektirt, der ihn retten könnte, wenn er etwas witziger wäre.

Auch Till droht am Witzbankerutte unterzugehen. Es war eine Figur, die sich unter geistreicheren Umständen recht stattlich ausnahm. Till war ein märkischer Mephisto-

pheles, Einer, der, wie man bei mir ſagt, immer aus dem Mauße kommt, ein Topfkiecker, Mutterſöhnchen, Hemkengrieper, ein Drömer, ein ganz nichtsnützer Schlingel, der ſich nur überwinden ließ, wenn man ihm herzhaft zu Leibe ging. In Till's Eulenſpiegeleien iſt Wahrheit, nur hat er das Unglück gehabt, wiederum auf dem Berliner Theater von einem ſehr einſeitigen Komiker dargeſtellt zu werden, der in der Rolle gefiel. Herr Rüthling iſt die Veranlaſſung, daß Till immer matter wird. Raupach beſizt den Fond nicht, ſeiner Schöpfung immer wieder den Anſtrich der Neuheit zu geben. Schelle und Till ſpielen eine verkümmerte Rolle und haben nur noch die alten Grimaſſen und Geſtikulationen, welche beleidigen, weil ſie auf die Spize getrieben ſind.

Der Junker Kaspar im Zeitgeiſt iſt Niemand anders, als Siegfried von Lindenberg, der edle Krautjunker.

Raupach pflegt bei solchen Plagiaten immer vorauszusetzen, daß er nicht Shakespearen und Schillern, sondern diese hier und der alte Gottwerth Müller ihm nachgeahmt haben.

Mehrere Lustspiele von J. E. Maud sind nicht ohne Beifall über die deutschen Breter gegangen. Sie sind gut angelegt, sie verwirren sich, indem sie uns belustigen, und enden nach alter Manier mit Gruppen, wo zwei, drei, vier glückliche Brautpaare vom Parterre ihre ersten Gratulationen annehmen. „Sein Onkel und ihre Tante" ist ein artiger Scherz, welcher auf Verwechselungen beruht, und durch einige komische Charaktere belebt wird.

Die Räuberbräute, ein fünfaktig Lustspiel, schweift bei weitem mehr aus. Verkleidungen wirklicher und vorgestellter Räuber, Aehnlichkeiten mit Raupach's Schleichhändlern, gehören zu den Hebeln dieser in der Hauptsache übertrieben

unwahrscheinlichen Erfindung. Die beiden Liebhaberinnen führen einen Charakter durch, von welchem man sich keine ernste Vorstellung machen kann. Es müßten doch sonderbare Ehemänner sein, in welche sich ihre Frauen als Mädchen, nicht als Das, was sie sind, sondern als etwas Abenteuerliches, das sie vorstellten, verliebten, und welche damit auch auf alle Zeit zufrieden sein könnten. Jedoch es gibt solche Mädchen nicht, wie sie hier auftreten. Den Franzosen würde eine Fabel, wie die hier durchgeführte, recht ungereimt vorkommen, und wir wollen uns keineswegs die Blöße geben, sie in Schutz zu nehmen.

Den größten Theil einer von J. E. Mand begonnenen Sammlung seiner Lustspiele nimmt eine Vorrede ein, in welcher der Verfasser mit einer am Lustspieldichter auffallend schwerfälligen und ungewandten Sprache und in dialogischer Form eine Menge von Fragen abhandelt, welche

das deutsche Theater betreffen, und zum großen Theil nur dem Kenner der Bühnenverhältnisse in Berlin verständlich sind. Ich sehe nicht ein, warum die Anwaldschaft der vernünftigsten Dinge in diesem Gespräche gerade einem verrückten Professor übertragen ist? Sollte man in Berlin nicht ohne Gefahr aussprechen dürfen, was daselbst gegen die Verwaltung der Theater von Einsichtsvollen eingewandt werden kann? Dieser Dialog würde weit genießbarer geworden sein, hätte der Verfasser ihn durch die Grillen eines verrückten Mitredenden nicht pikanter machen wollen. Alle hier mitgetheilten Thatsachen beruhen auf einer traurigen Wahrheit, allein der Verfasser thut Unrecht, sie durch den Geist unseres Publikums, durch die Zeitumstände und unser Jahrhundert zu entschuldigen. Er hält das Geld für eine Nebensache, allein das Geld ist niemals Nebensache. Würden die Theater den dramatischen Schriftstellern mehr

Geld gesehn, so würden sie selbst weniger unnational werden. Hundert Köpfe mehr würden sich versucht fühlen, ihren Fleiß dem Theater zuzuwenden, wenn sie voraussetzen könnten, daß er auch angemessen belohnt werde. Allein es gibt hier Nichts zu verdienen. Die Kleidung einer Prima Donna kostet mehr, als zur Hälfte genug sein würde, die Foderung eines dramatischen Schriftstellers zu befriedigen. Ehre also Dem, welcher sich entschließt, für das Theater zu schreiben quand même! —

Seit einiger Zeit sucht sich ein sehr talentvoller Schriftsteller **Sigismund Wiese** dem Theater zu nähern; allein er kommt im Interesse der Philosophie und Theologie zu ihm. Die Intendanten werden hierüber erschrecken, doch finden wir drei von **Wiese** erschienene Trauerspiele

sehr beachtenswerth. Sie sind mit Fertigkeit angelegt, die Sprache ist rapid und edel, der Dialog keusch und frei von Reminiscenzen, die Erfindungen selbst sind nicht überraschend neu, aber anziehend und durch ihre Behandlung spannend. Durch alle zieht sich übrigens ein religiöses Interesse, welches ihnen ein ganz besonders originelles Colorit gibt.

Die Wilden und die Ansiedler behandeln den Kampf der Ureinwohner Nordamerika's und der englischen Kolonisten, welche mit Feuer und Schwert, mit List und Christenthum die wilden Horden besiegen mußten. Die Charakteristik der amerikanischen Häuptlinge ist ausgezeichnet gelungen, und würde auf der Bühne von großer Wirksamkeit sein. Dabei fehlen nirgends die Ruhepunkte des Effekts, die Akte schließen spannend, die Situationen sind malerisch. Nur die doppelte Wiederholung eines Schusses,

der das erstemal überraschend ist, möchte ein Mißgriff sein. Der Verfasser konnte diese Wiederholung vermeiden, wenn er überhaupt diesem Stücke einen andern Schluß zu geben beliebt hätte. Mußte nicht das Ganze abgerundet und eine Art poetischer Gerechtigkeit am Schlusse hergestellt werden? Konnte dies besser geschehen, als wenn der englische General im Augenblick seines Sieges von der Regierung wäre abberufen worden, und er nun da gestanden hätte, resignirend und das für ihn Vergebliche seiner blutigen Saat betrachtend? Ich glaube, dies hätte einen erhabenen Eindruck zurückgelassen.

Die Märtyrer schildern in einer Weise, die mit Calderon verwandt ist, die Verfolgungen, welche das Christenthum in Aegypten vom Staat, vom Volke und den Priestern, von esoterischen und exoterischen Interessen zu dulden hatte. Die ideelle Grundlage dieser Erfindung wird

mit Geist ausgesprochen? Der Verf. dachte über die Religion nach. Wäre der Gegenstand nicht so schmerzlich ernst, so würde sich dies Trauerspiel sehr gut zu einer Oper umgestalten lassen. Der mystische Apparat der Tempelreligion macht es zu diesem Zwecke empfehlungswerth.

Lothar und Sulamith liegt etwas zu baar auf der Oberfläche. Man sieht hier die theologische Tendenz des Verfassers überdeutlich hervortreten. Warum mußte Sulamith so plötzlich vom Geiste ergriffen werden? Dies ist für die moderne Zeit unnatürlich. Heute geht bei den Frauen der Weg zu den Ideen nur durch die Liebe. Daß Sulamith Lothar liebte, konnte mit dieser Plötzlichkeit geschehen, nicht aber, daß sie Christin wurde. Auch ist die Vergiftungsintrigue matt, und läßt kalt, da Alles vor unsern Augen geschieht und wir die Helden nur als Schlachtopfer sehen. Aber die ästhetische Spekulation wird

nichts deſtoweniger durch dieſe Arbeit angeregt; wir werden überzeugt, daß ſich die Behandlung der modernen Verhältniſſe des Chriſten- und Judenthums mit Rekapitulationen der Vergangenheit in der Poeſie ſehr gut ausnehmen müßte. Die Eingangsſcene auf den Kirchhöfen der Juden und Chriſten, das gegenſeitige Klagen und zur Rache Rufen iſt vortrefflich gedacht, und bis auf den verunglückten Humor der Todtengräber mit kunſtvoller Behandlung durchgeführt.

Ich freue mich aber, noch eine andere ausgezeichnete Hoffnung für das Theater erwähnen zu dürfen, die in mir durch Danton's Tod, von Georg Büchner, angeregt worden iſt.

Dies treffliche Drama entwickelt vor unſern Augen

eine tragische Katastrophe der französischen Revolution. Die Autorität Robespierre's ist im Steigen, und die zweite Reaktion gegen die Revolution beginnt. Die erste Reaktion war der Sturz der Gironde, die zweite ist der Sturz des Moderantismus. Wie Saturn verschlingt die Revolution ihre eigenen Söhne. —

Aber schon unterscheiden sich die verschiedenen Klassen dieser Rückwirkung. Die Girondisten waren Männer, welche nicht durch Absichten und Pläne in die Revolution hineingerissen wurden, sondern durch Sympathien, Prinzipien, und durch den erhabenen Enthusiasmus, welcher in jenen sturmvollen Zeiten alle Gemüther ergriffen, und sich endemisch wie ein Fieber fortgepflanzt hatte. Die Girondisten starben mit ihren blumenreichen Reden, mit dem nobeln Ernste, und der vornehmen Geringschätzung, welche einmal die Doktrine in der Theorie und oft sogar das

Juste-Milieu in der Praxis zu begleiten pflegt; sie starben, weil sie die Revolution ohne die Massen wollten. Die Dantonisten dagegen hatten an den Händen schon Blut, das Blut des Septembers, das nicht vergossen wurde, um zu strafen, sondern um zu schrecken. Als die Dantonisten, durch die Aristokraten in der Stadt, die Könige vor den Thoren, in eine fast chirurgische Entzückung versetzt waren, daß sie mit lächelnder Miene ein faules Glied am Staate grausam amputirten; da hatten sie der Revolution in der That mehr sich selbst zum Opfer gebracht, ihr Gefühl, ihre Humanität, ihre durch ein ruhiges Gewissen geweihten Mächte. Sie hatten so Ungeheures gethan, ihrer angebornen Herzensgüte zum Trotz, daß sie nicht glauben konnten, die Revolution verlange noch neue Opfer. —

Allein Robespierre reichte zwei Anklagen gegen sie ein, auf übertriebene Mäßigung die eine, auf Unsittlichkeit

die andere. Die Dantoniſten waren den Girondiſten durch Kopf und Herz verwandt, jene waren die Römer der Revolution, dieſe ihre Griechen; hatte man früher die Charaktere guillotinirt, ſo wollte man jezt die Genialität guillotiniren; denn Danton war Alcibiades, und Camille Desmoulins lebte nur in Athen. Alle ſeine Anſchauungen gingen vom Illiſſus aus; das Palais royale war ihm Ceramikus; er wollte eine Republik, worin man patriotiſch wäre, wie Demoſthenes, weiſe wie Sokrates, und in den Sitten genial, wie jene Kreiſe, die ſich um Aspaſia ſammelten. Dieſe zweite Phaſe der Revolution kämpfte mit der dritten, wo die Revolution ein Cultus geworden war, und ihre Altäre, ihre Dogmen und Ceremonien hatte, wo dem Blut-Meſſias, wie Camille Robespierre nannte, St. Juſt zur Seite ſtand, die Apokalypſe neben dem Evangelium.

Nichts bezeichnet die drei blutigen Epochen der franzöſiſchen Revolution beſſer, als die Begriffe, die zu verſchiedenen Zeiten über die Revolution herrſchten. Die Gironde hielt die Revolution für Etwas, das man erſetzen könne, Danton für Etwas, das man abſchließen könne, Robespierre für eine Offenbarung, welche ganz außer dem Bereiche des menſchlichen Willens liege, alſo für die Vorſehung und die Gottheit ſelbſt. Aber alle ſahen die Revolution als etwas Fertiges, Abgegränztes über ihrem Haupte: die erſten als eine Laſt, die zweiten als ein Hinderniß, die dritten als eine Idee, wie die Meſſiasidee, in welche ſie ſich hineinſchoben, wie auch Chriſtus nicht anders that, als eine Vorſtellung ſeiner Nation adoptiren, und ſich ſelbſt zum Subſtrat und Subject einer äußeren Thatſache machen. Eine Idee despotiſirte hier die Menſchen, die Menſchen waren nur die Beamten eines Begriffes. Alle

beriefen sich auf die Revolution wie auf eine unsichtbare Gottheit. Dies war entsetzlich; denn sie hatten doch wahrlich die Revolution in Händen und konnten aus ihr machen, was sie wollten. —

Georg Büchner's Auffassung der französischen Revolution verräth eine tiefe Kenntniß derselben. Seine Charakteristiken der Tendenzen und der Personen sind meisterhaft. Seine Gemälde sind skizzenartig hingeworfen; aber die Umrisse der Kohle sind so scharf, daß unsere Einbildungskraft sich von selbst eine Welt vorzaubert. Danton, Robespierre, St. Just, Camille Desmoulins sind vortrefflich gezeichnet — so wie in allen Nebenpartien, in den Volksscenen und dem Gespräche der untersten Klassen sich die Vertrautheit mit seinem Gegenstande zu erkennen gibt. Warum sollte dies auch nicht? Unsere Jugend studiert die Revolution, weil sie die Freiheit liebt, und doch die

Verbrechen vermeiden möchte, welche man in ihrem Dienſte begangen hat.

Man darf ſagen, daß in **Büchner's** Drama mehr Leben als Handlung herrſcht. Die Handlung ſelbſt iſt, als der Vorhang aufgeht, ſchon abgeſchloſſen und vorhanden; der Stoff iſt ſo undramatiſch, wie Maria Stuart. Auch **Schiller** wollte eine Tragödie geben, und gab die Dramatiſirung eines Prozeſſes; **Büchner** gibt ſtatt eines Drama's, ſtatt einer Handlung, die ſich entwickelt, die anſchwillt und fällt, das lezte Zucken und Röcheln, welches dem Tode vorausgeht. Dieſen Mangel der Handlung jedoch, den Mangel eines Gedankens, der wie eine Intrigue ausſieht, läßt die Fülle von Leben, die ſich hier vor unſern Augen noch zuſammendrängt, weniger ſchmerzlich entbehren. Wir werden hingeriſſen von dieſem Inhalte, welcher mehr aus Begebenheiten, als aus Thaten beſteht, und erſtaunen über die

Wirkung, welche eine Aufführung dieser Art auf dem Theater machen müßte, eine Aufführung, die bei jetzigen Umständen unmöglich ist, weil man Haydn's Schöpfung nicht auf der Drehorgel ableiern kann.

Wenn wir uns dem besonderen künstlerischen Verdienste dieser Produktion nähern, so müssen wir gestehen, daß sie uns die Auffassung des Stoffes noch bei weitem zu übertreffen scheint. In Bildern und Antitheſen zucken hier Blitze von Geist und Eleganz. Keine verrenkten Gedanken strecken ihre langen Gestalten gen Himmel, und schlottern wie gespenstische Vogelscheuchen am Winde hin und her, keine ungebornen Embryonen umstehen uns in Spiritusgläsern, und beleidigen durch ihre Unschönheit das Auge, sie mögen auf noch so tiefe Entdeckungen zu deuten scheinen. Es ist Alles ganz, fertig, abgerundet, Staub und Schutt, das Atelier des Geistes sieht man nicht, und ich wüßte

nicht, worin anders das Kennzeichen eines literariſchen Genies beſtünde. Als ein ſolches muß man **Georg Büchner** mit ſeiner Ideenfülle, mit ſeiner erhabenen Auffaſſung, mit ſeinem Witz und Humor begrüßen.

Man muß hier unwillkürlich an **Grabbe** erinnert werden, der gegenwärtig in Düſſeldorf lebt. Er ſelbſt geſteht, daß ihn **Immermann** wieder in das rechte moraliſche Geleis der Exiſtenz gebracht hat, und drückt ſich in einem Vorworte zu ſeinem neuen Drama: Hannibal faſt ſo aus, als wäre er durch **Immermann** wieder zu einem Menſchen geworden. Dies iſt ein Geſtändniß, um welches wir **Grabbe'n** bemitleiden, denn an **Immermann** war es, das Wiedererſcheinen der **Grabbe'ſchen** Muſe, die er vor längerer Zeit in ſeinem Reiſetagebuche ſo kühl behandelte, wieder anzukündigen. Er hätte der weichen und

gerührten Stimmung Grabbe's zuvorkommen müssen, da einmal preisgegebene Menschen, wenn sie sich aufrichten, und der Gesellschaft wiedergeschenkt werden, gemeiniglich so gedehmüthigt sind, daß jedes ihrer Worte zittert, und sie alle Welt umarmen möchten. Wäre es nicht entsetzlich, wenn Grabbe vor dem Publikum noch mehr stammelte, als er schon gestanden hat? Nein, Immermann mußte seinen Schützling ankündigen, Immermann, der es ohne Erröthen hätte thun können, da er selbst neulich die Umkehr von seinen früheren ästhetischen Urtheilen ausgesprochen hat.

Das dramatische Mährchen Aschenbrödel erreicht durchaus nicht jene Stufe, welche Grabbe's würdig ist. Hier haben wir weniger, als Platen in seinem gläsernen Pantoffel geleistet hat; um ein Mährchen dieser Art auszuführen, bedarf es eines Witzes, wie er Tieck zu Gebote

ſtand, und einer Poeſie, wie ſie **Menzel** in ſeinem **Rübezahl** und **Narciſſus** wenigſtens durch eine Art poetiſirender Scholaſtik zu erſetzen ſuchte; jedenfalls aber einer ſaubern und netten Hand, die nicht, wie **Grabbe**, Alles über den Haufen wirft. Zum Mährchen hat **Grabbe** weder den Beruf des Witzes noch der Lyrik. Seine Verſuche im Witze ſind pritſchenhaft plump; ſeine Leiſtungen in der Lyrik ſind nur die Beſtrebungen des Vogelſtellers, der auf einem Baumblatte die Nachtigall lockt; aber die Nachtigall kommt nicht.

Erſt in der Tragödie **Hannibal** ſehen wir den früheren **Grabbe** wieder. Da ſind die Situationen maleriſch ſchön, die Charakteriſtik iſt rapid und bis auf's Aeußerſte pointirt, der Dialog iſt ein Muſter von Kürze und ſchlagender Gedrängtheit. Hier ſtürmen Sprache und Phantaſie, die Alpen erfrieren jedoch oben, wie dies **Grabbe'n** immer

charakterisirt hat, zu einer eisigen Crystallisation. Es sind die alten großartigen Bilder, von denen zwei Drittel immer so originell sind, und das lezte Drittel immer so steif, irdisch und ungelenk.

Hannibal steht vor den Thoren Roms, wir sehen ihn in Capua, zwischen den Bergen, in Afrika, bei Zama, zulezt bei Prusias, einem Könige, den Grabbe mit zu vieler Ironie zeichnet, da er die Exequien und die poetische Gerechtigkeit des fünften Aktes zu verwalten hat. Zwischendurch Karthago mit seinen Parteien, Rom mit dem schwankenden Senat, Spanien mit Numantias rauchenden Trümmern. An klassischen Details fehlt es hier nirgends, sei es nun, daß Grabbe den Krämergeist Karthago's zeichnet, oder die innere Hohlheit des Cato Censorinus, oder die gutmüthige Eitelkeit eines Terenz, des Begleiters der Scipionen, oder die kleinliche Größe des Fabius

Cunctator. Hier iſt Grabbe immer originell und überraſchend, und erhält uns den Glauben an eine Muſe, welche ein olympiſches Recht zu zürnen hat, wenn ſich ihr nicht das öffentliche Intereſſe mit aller Theilnahme hingäbe.

Doch woher kommt es wohl, daß Grabbe's Dramen in Rückſicht auf ſeine Perſönlichkeit uns ſo wohl thun, objectiv aber niemals die Billigung des Kunſtrichters erhalten haben? Auch wenn man Hannibal als ein Ganzes läßt, und zugleich an das Einzelne einen äſthetiſchen Maßſtab legt, ſo mißbehagt auch dieſes Trauerſpiel. Es iſt nur eine Veranſchaulichmachung und Dramatiſirung der Hiſtorie. Es findet ſich kein Steigen und Anſchwellen des Stoffes; die Begebenheiten ſelbſt ſtehen über dem Haupte des Dichters, und bleiben immer noch groß genug, um ſein Werk auf ein Verdienſt als eine Skizze zu verweiſen. Grabbe's Werk iſt feſt in den Knochen; die Muskeln,

Flechsen und Arterien winden sich um das starre Gerippe herum; aber der Rest fehlt, das Fleisch, die schöne Bekleidung der Haut, die blühende Farbe der Natur, des Lebens und der Wahrheit. Man wird uns zutrauen, daß wir nicht nach Schiller'schen Jamben und Reflexionen fragen: aber die Malerei der Motive, von der wir oben sprachen, dürfen wir nicht aufgeben. Die Menschen sind nicht so, wie sie Grabbe schildert, selbst in den verzweifeltsten, äußersten Lagen sind sie anders, sie sind immer noch etwas neben und außer der That. Dieser ganze Bereich fehlt bei Grabbe und wird ihm überall im Wege stehen, wenn es sich darum handelt, sein Studium den Massen zu empfehlen. Während man kaum zeigte, wie kühn er im Sattel des Pegasus sizt, wird man rufen, daß ihn das Roß schon wieder abgeworfen. Grabbe hat Immermann dafür gedankt, daß er ihm Muse zum Dichten verschafft habe;

vielleicht iſt es möglich, daß Immermann ihm auch ſeine Ruhe einflößt.

Ich würde in dieſer Verbindung der Leiſtungen eines Schauſpielers nicht Erwähnung thun, wenn ich nicht glaubte, daß ſich an Carl Seydelmann mancherlei Ausführungen und Vermuthungen anknüpfen ließen, welche vielleicht durch ihn ſelbſt nicht beſtätigt werden, aber für einige oben ausgeſprochene Hoffnungen als Grundlagen oder wenigſtens als Anknüpfungspunkte dienen können.

Die Bewunderung, welche man für Carl Seydelmann haben muß, wird durch eine Empfindung getrübt, welche in den Umſtänden liegt, unter welchen dies Genie auftritt. Welch' eigenſinnige Zeit für eine Perſon, die an die Maſſe angewieſen iſt! Wir reden nicht von dem Bedürfniß des Schauſpielers, daß er ſeine Zuſchauer habe,

nicht von dem Gemeinsatze, daß die Nachwelt dem Mimen keine Kränze flechte, sondern von einem Genie, das sich nach einer großartigen Bewegung sehnen muß, nicht um sie einzufangen, und aus eigenen Mitteln zu bestimmen, sondern nur, um in ihrem Zug hineingerissen zu werden, und, ihr hingegeben, sich als Moment einer großen öffentlichen Thatsache zu fühlen. Was Seydelmann braucht, ist eine großartige Regung des Theaters, eine Kritik, die auf der Höhe seiner Leistungen steht, und einen Zug des Interesses, der auf eine Tendenz hinauskommt.

Wie Garrick gespielt hat, wissen wir nicht; aber er spielte unter dem Einflusse einer literar-historischen Bewegung. Er war es, der den Stein von Shakespeare's Grabe wälzte. Sein Spiel hatte einen Sinn, der sich in Worte fassen ließ; denn er stürzte den Roscius der Reifrocksperiode, er stürzte Quin, den Heros der französischen

Tragödie, und er war es, ohne den Shakeſpeare nicht von der Vergeſſenheit, Undankbarkeit und pedantiſchen Kritik erlöſ't werden konnte. Er war in das Geheimniß einer großen Nationalverſchwörung gezogen worden, er war der Todenerwecker eines Vergeſſenen, und ſein Spiel hatte ein Fundament, das über den lügenhaften Tag eines Theaterabends hinausreichte; ſo, daß man nicht Shakeſpeare nennen kann, ohne zugleich dem Andenken Garricks ein Opfer zu bringen. Und dieſer Kultus iſt um ſo geheimnißvoller und ſchöner, da wir nicht mehr wiſſen, wie Garrick geſpielt hat. Das Perſönliche vergeht, und die Tendenz erhält ſich.

Was Garrick für England war, bleibt Schröder für Deutſchland; denn wir verſtehen nichts mehr von dem Entzücken unſerer Großväter, die uns Schröder's Spiel beſchreiben wollen; aber wir wiſſen, daß er den Deutſchen

gezeigt hat, was Helden sind, Helden durch und durch, Helden der Poesie, nicht der Staatsaktion. Wir haben die Paragraphen unserer Literaturgeschichte zur Hand, und können aufweisen, wie Schröder gewesen sein muß; denn wir wissen, welche Gestalten **Gerstenberg**, **Leisewitz**, **Lessing** und **Göthe** nun zu schaffen anfingen. Wir haben Fleck nicht mehr: wir geben sein Spiel hin: wir bleiben kalt bei den Entzückungen alter Berlinischer Theaterroues und **Tieck's**; wir wissen nicht einmal, ob uns Alles so, wie es gegeben wurde, gefallen hätte, aber wir haben **Schiller**, wir haben Wallenstein, wir haben einen Typus, der unvergeßlich ist, weil er der Literaturgeschichte angehört. Iffland's Spiel war unstreitig ganz auf den momentanen Eindruck des Theaterabends berechnet; aber wir können es noch immer zergliedern, ohne daß wir jene kleinen Details der Menschennaturnachahmung, jene

berechneten Coups der Charakteristik und das ganze Haché von einzelnen Manieren selbst gesehen haben. Denn wir besitzen Dramen, die er zufällig selbst geschrieben hat, wir kennen die literarische Periode der Familiengemälde, kennen die psychologische Richtung des Zeitgeistes, wir kennen die Böswichter und Präsidenten, die ganze Revolution der Sitten und Meinungen, wie sie die Wendung des alten und neuen Jahrhunderts so prägnant bezeichnet hat. Die wahren Maßstäbe dauernder Mimengröße sind die Tendenzen der Zeit; und melancholisch ist es, ein großer Schauspieler sein, ohne eine große Bewegung, welche ihm in die Hände arbeitet.

Wir haben in neuerer Zeit einige vortreffliche Schauspieler gehabt; subjektive und objektive. Zu jenen gehört Ludwig Devrient, den eine weniger göttliche als dämonische Natur begünstigte. Zu diesen gehören hie und da zerstreute Künstler, welche sich durch einen gewissen Eclekti-

cismus auszeichnen, oder durch die Gewandtheit, ſich in die klaſſiſche Tradition einzelner Rollen hineinzudenken, durch die Kunſt, es einem Schröder, Eckhof oder einem unbekannten Originale, das gerade für dieſe oder jene Rolle wie dafür geboren ſchien, gleichzuthun. Aber dieſer Maßſtab langt für die Größe Seydelmann's nicht zu: denn dies iſt kein hiſtoriſches Spiel in dem Sinne, daß Seydelmann hier an Garrick, dort an Poquelin, in einem andern Fache an Iffland erinnern will. Daß er manche Rollen ſo geben mag, wie ſie Iffland gab, iſt einleuchtend; denn es ſind dieſelben Worte und Geſten, die ihm der Dichter (dann Iffland ſelbſt) vorſchrieb, und die nicht verrückt werden dürfen. Aber Seydelmann iſt ein Ganzes, ein abgerundetes Genie, eine Fundgrube ſeiner ſelbſt, eine ſolche Objektivität, daß er jedes Stoffes Meiſter wird. Seydelmann iſt Schöpfer, und vielſeitig, nicht

traditionell oder eclektiſch, ſondern aus innerer ſprudelnder Kraft, aus einem Ideale, das in ihm wohnt, an dem er jede Rolle ihre Probe beſtehen läßt. Seydelmann ſpielt die alten Helden, die alle ſchon einmal da geweſen ſind: er kann ſie neu machen, aber nur für den Theaterabend und für die Kritik ſeiner Perſönlichkeit; denn es ſind alte Helden, es iſt ein altes Repertoir, das er ſpielen muß, und dies iſt die Melancholie dieſes Künſtlers. Er ſucht eine Bühne, welche von einem großen Intereſſe geleitet wird. Wo iſt ſie? Wo iſt die Literatur, die ihm in die Hände arbeitet? Wo iſt das Vehikel, das ſein Genie einſchlöſſe, uns es dauernd machte mit Dem zugleich, was durch ſein Genie veredelt iſt? Hier iſt Alles matt und krank. Hier iſt wenig Hoffnung. Die Bühne iſt eine Anſtalt der Gewohnheit geworden, ſie füllt drei leere Stunden des Tages aus; der Staat pflegt ſie „zum Vergnügen der Einwohner.“

So muß sich Seydelmann auf den Trost beschränken, eine gesunkene Institution wenigstens äußerlich zu Ehren, wenigstens die Achtung vor der Kunst wieder in Schwung zu bringen, und der Oper und allen Surrogaten der Langeweile zwischen 6 und 9 Uhr Abends gegenüber, das Schauspiel in ein Gleichgewicht zu setzen, daß das matte Publikum doch wieder zu ahnen beginnt und wenigstens — erschrickt. Seydelmann ist nur auf sich angewiesen, auf den verzeihlichsten Egoismus, auf eine innere Genugthuung, die sich schmerzlich lächelnd auf seinem bleichen Antlitz malt.

Aber diese ganze Misere wird eine andere Wendung nehmen. Seydelmann ist jung (die ewige Kunst verjüngt). Seydelmann wird der Held einer Periode werden, die im Anzuge ist. Die Reform des deutschen Theaters kann nicht ausbleiben; denn Dinge, über die man sich klar ist, kommen von selbst.

Die deutsche Literatur hat hier nicht die geringste Rolle zu spielen. Es liegt in ihrem eigenen Interesse. Warum klagt ihr denn immer, daß sich für euern Kram jezt gar kein Publikum, keine großartige Theilnahme findet? Warum habt ihr immer Schiller und Göthe im Mund, und könnt nicht begreifen, wie zwei Menschen eine Religion haben stiften können? Dies ist ganz einfach: die alte Literatur vermittelt sich mit dem Publikum durch das Theater, nicht durch die Leihbibliothek. Es gab eine Zeit, wo sich zarte Frauen schämten, ihre Lektüre aus diesen Winkelbuden, die oft unter dem Schutz eines ganz unwissenden Buchbinders stehen, zu holen. Es gab eine Zeit, wo sich auf den Tischen anständiger Häuser keine fettigen Bücher antreffen ließen, die sich ihren Weg durch die Vorstädte und verrufenen Gassen mit abscheulicher Unverschämtheit in gute Gesellschaft bahnten. Es gab eine Zeit, wo man sich schämte, nur Das

zu lesen, was gerade in einer Bibliothek zu Hause ist, wo man sich entblödete, nachdem seine Jugend an klassischen Mustern Bildung eingesogen hatte, nun jene geistlosen Fabrikate durchzulesen, die man oft erstaunt, in den Händen geistreicher Frauen anzutreffen. Die Kritik macht hier nicht Alles, das Publikum ist zu bequem und zu geizig. Man kann es nur noch durch das Theater locken, durch einen Ort, wo der neue Shawl, die Koketterie und die Lorgnette ihre Rolle mitspielen dürfen. Das Theater muß gleichsam die buchhändlerischen Geschäfte übernehmen. Der Vortheil ist groß; denn vom Munde zum Auge ist auch vom Munde zum Herzen. Die Literatur wird runder und deutlicher werden, und jener Fluch wird aufhören, daß euch der Lesepöbel (Leute von 10,000 Thalern Revenuen gehören oft erst recht zu diesem Pöbel, und besonders Damen, obschon sie die Cavatinen aller neuen Opern singen können) mit offenem

Munde anstarrt und euch gar nicht versteht, daß ihm Alles so sonderbar und auffallend, und der Gebrauch, den ihr von der deutschen Sprache macht, ganz böhmisch vorkommt. Werdet praktisch, werdet, wie die Alten waren, und belauscht das Spiel eines Seydelmann!

Ich weiß, woran die Noth liegt: an der gesellschaftlichen Stellung des Theaters. Die Oberaufsicht unserer Theater ist in die Hände adlicher Hofchargen gekommen. Der Hoftheaterintendant rangirt mit dem Oberjägermeister. Der Hoftheaterintendant ist Kammerherr, und der Schlüssel, den er trägt, schließt selten das Geheimniß der Kunst auf. Gott sei's geklagt! Es gibt Hoftheaterintendanten, welche es in der deutschen Literatur schon bis zu Gellert's Fabeln gebracht haben, Hoftheaterintendanten, welche berühmte Dichter für Schauspieler halten, und wenn ihnen die Ankunft Immermann's gemeldet

wird, rund weg, und kavalierement erklären — sie könnten ihn nicht spielen lassen. Welche Herren werden zu Hoftheaterintendanten gewählt? Diejenigen, welche als Kammerherren zu wenig Gehalt haben, und noch einer Gehaltszulage bedürfen, um ihrem alten feudalen Namen Ehre zu machen; oder auch solche, welche ein so reichliches Einkommen besitzen, daß sie auf die kleine Entschädigung für diese Charge nicht viel geben, und doch den Glanz des Hofes vermehren helfen können. Diese Herren dienen zulezt dazu, Privatleidenschaften, das Ballet, eine Arie aus Robert dem Teufel, die Orgel, Gebetsscenen recht oft auf das Repertoir zu bringen, die Kunst aber zu Grabe.

Jene schöne Zeit, wo Madame Koch, Madame Golzig, Madame Döbbelin die deutschen Hoftheater-Intendanten waren, wo es keine lebenslänglichen Pensionen gab,

wo man wanderte wie Thespis, da ſtand es beſſer um das Genie des Schauſpielers und um das Intereſſe der Literatur. Die Banden hatten ihre Dichter, relegirte Studenten, wegen Freimüthigkeit abgeſezte Prediger, aber helle Köpfe, liederlich, dem Trunk ergeben, aber praktiſche Menſchen, und wenn nicht ſelbſt Poeten, doch Repräſentanten deſſen, ohne das dieſe Theater nichts waren, Repräſentanten der Literatur. Da ſchleppte man keine Tamtams mit ſich, und keine gläſernen Zauberpaläſte, keine Dekorationen des Veſuvs, die eigens in Neapel verfertigt waren. Es war Alles beſſer: namentlich die Schauſpieler, und die Stücke, welche geſchrieben wurden. —

Ich weiß, wie ſich die Dinge wenden müſſen, wenn eine Theater-Reform aufkommen ſoll. Die Hoftheater-Intendanten müſſen Achtung vor der Literatur bekommen; wenn nicht vor den poſitiven Schöpfungen, doch vor der Kritik.

Gewöhnt, mit kleinen Lokalbellern zu zanken, und dem obscuren Journalisten das Freibillet zu entziehen, der es gewagt hat, ihre Anordnungen für schlecht auszugeben; werden sie gedemüthigt werden, wenn sich die höhere Kritik, wenn sich die Creme der Literatur auf ihren Kram wirft und sich eine öffentliche Meinung in Theatersachen bildet. Solche Erscheinungen, wie des unterrichteten und eleganten Dramaturgen **Lewald** Theater-Revue kommen hier zur rechten Stunde. Eine Phalanx von thatsächlichen und imponirenden Meinungen wird sich zusammenschaaren, und die vornehmen Herren zwingen, das Theater als eine Sache des Volks, nicht der Privatlaune anzusehen. Man wird sie öffentlich nennen, die Hoftheater-Intendanten, die **Immermann** für einen Schauspieler halten, und sie zwingen, sich weniger um den Theaterschneider, als um die Literatur zu bekümmern. Es muß noch Schauspieler geben, welche für die Reform zu gewinnen

sind. Seydelmann selbst fühlt, daß sein Name bestimmt ist, nach einer langen Periode des zwecklosen Treibens eine neue Schöpfung zu bezeichnen. Er fühlt, daß er sich an eine großartige Bewegung lehnen muß, und wir werden noch öfter darauf zurückkommen, zu beweisen, daß diese nicht ausbleiben wird. —

Ich nannte voranstehende Herzens-Ergießung damals, als ich sie schrieb, eine Phantasie, und sie scheint es, was die Persönlichkeit, welche sie veranlaßte, betrifft, bleiben zu wollen. Um Alles abzuthun, was in dieser Hinsicht noch gewünscht und gehofft werden konnte, so will ich mich durch August Lewald's Monographie: Seydelmann und das deutsche Schauspiel zu einem kurzen Fortspinnen der voranstehenden Gedankenverbindung anregen, und durch sie auch darin entschuldigen lassen. Die Wendung der Literatur ist von dem Schauspieler ungbhängig, eben so wie ich

die Hoffnung habe, daß Herr Birch-Pfeiffer und Madame Raupach nicht auf ewige Zeiten das deutsche Theater beherrschen werden. —

Es war im Mai 1835, als ich dem Musikfeste in Heidelberg beiwohnte. Die hinreißende Situation des mit Menschen überfüllten Schloßhofes veranlaßte folgende Fortsetzung meiner Phantasien über Seydelmann:

Im Angesicht der Sonne, unter dem freien Himmel feierten die Griechen ihre dramatischen Spiele, so daß gegen die unsterblichen Werke ihrer Musen nur zuweilen der Regen Einspruch thun konnte. Der Apparat war der einfachste, so einfach wie ihn fast Shakespeare noch hatte. Nur eine Art Flugmaschine, das Encyklema, diente dazu, die Götter auf die Erde zu bringen, oder in der Komödie den Euripides oben aus seinem Studirzimmer sprechen zu machen. Das Meiste, was noch übrig blieb, hatte sich die Phantasie

der Zuſchauer ſelbſt auszumalen; man kann daraus ſchließen, wie ſchwer damals die Aufgabe des Künſtlers war, da er auſſer ſeinem Charakter auch noch die Umgebung deſſelben zu verwirklichen hatte.

Ein abgelegener Winkel des Vaterlandes, ein Thal im bayriſchen Hochgebirge beſizt einen ganz antiken religiös dramatiſchen Cultus. Eine ernſte würdige Feier ſoll die Paſſion in Mittenwalde ſein, ein Schauſpiel, das ſeinem heiligen Gegenſtand angemeſſen in Scene geſezt und von den gewandteſten Landleuten der Gegend nicht ohne künſtleriſche angeborne Weiſe ausgeführt wird. Tauſende von Zuſchauern prägen das Ganze tief in ihr Herz ein. **Auguſt Lewald** iſt als langjähriger Theater-Praktiker gegen die dramatiſche Illuſion gewiß nur ſpröde, und doch ergriff der Vorgang ihn ſo ſehr, daß er dramatiſche Congreſſe empfiehlt, und die Dichter auffordert, für ſolche Feierlichkeiten Stücke zu ſchreiben.

Mehrere Monate vor der Aufführung der Stücke würden die Rollen ausgeschrieben und an die besten Schauspieler versandt, welche theilnehmen wollen und dann zur Zeit den nöthigen Urlaub erhalten müssen. Die Scene wäre am lichten Tage auf einer Riesenbühne ohne übertriebenen Coulissenschmuck, rings müßte Raum sein für Tausende, die aus allen Gegenden herbeiströmen. Da würden sich große Stoffe in das Herz der Völker schreiben, nationale Gefühle würden die Brust anschwellen, und großartige Entschlüsse auf der Ferse nachfolgen. Unser Leben erhielte einen genialen Impuls. Nehmt drei, vier solcher Vereinigungen, im Frühling oder Herbste, nach allen Himmelsgegenden, nur immer fern von den räucherigen, von Lampenqualm rußigen Theatern, wo euch so viel Lüge und Thorheit gespendet wird. Der Anstoß könnte von Seydelmann ausgehen, irgend ein humaner Fürst wird ihn unterstützen.

Die Schrift von August Lewald über Seydelmann hat viel Widersprüche, und sogar ungegründete Verdächtigungen erlebt, doch ist sie das competente und entscheidende Urtheil eines gründlichen Theaterkenners. Mit der eigenthümlichen Grazie seines Styls, und der Rapidität seiner Darstellungsweise zeichnet Lewald seinen Gegenstand, so daß kein Zug an ihm verfehlt ist. Bei Lewald's technisch-literarischem Standpunkte mußten sich in seiner Schrift besonders scharf die Digressionen über Seydelmann's mimischen Apparat und das Interesse dieser Erscheinung für die Literatur hervorheben. Ich füge nur hinzu, daß man in Dem, was hier über Seydelmann's physische Gestaltung mitgetheilt wird, noch einen Schritt weiter gehen und sogar behaupten kann, daß Seydelmann gegen Manches, was ihm die Natur gab, durch Kunst zu kämpfen hat. So charakteristisch des Künstlers Organ ist, so wird

man sich doch daran gewöhnen müssen. Sein durch Schnupfen stockigter, von der Zunge in einem gehöhlten Munde eifrig unterstützter Ton frappirt sogleich bei seinem ersten Auftreten, gibt jedoch bald der Illusion eine angenehme Beschäftigung, und hat Seydelmann oft nur um so interessanter gemacht.

Sollten sowohl **Lewald**, wie ich, ein Uebermaß von Hoffnungen an Seydelmann geknüpft haben, so wäre es dies, daß wir geglaubt haben, eines Künstlers Laufbahn könne auch für die Literatur den Weg ebnen. Hievon sind wir so weit zurückgekommen, als Seydelmann sich nicht an dem Platze befindet, um für die Literatur ein Mann wie Schröder und Iffland zu werden; aber dennoch wird man ihn gegen die zahlreichen Anfechtungen seiner Gegner als Künstler mit bestem Gewissen immer vertheidigen können.

Den Werth des Zeitgenössischen wird die Vergangenheit immer verkürzen, es werden immer Leute kommen, die schon Alles einmal gesehen haben. Aber wir sagten schon früher, daß Seydelmann mit jenen vorangegangenen Mimen unserer klassischen und romantischen Zeit nicht dürfe verglichen werden, und daß es lächerlich ist, sich ihn als einen Nachahmer von Menschen zu denken, die er nie gesehen hat. Wo Seydelmann eine Copie Ifflands ist, da liegt die Nothwendigkeit davon in der Rolle, welche Iffland selbst vorgeschrieben hatte und so gezeichnet wissen wollte, wie es von ihm geschah. Seydelmann ist nicht auf Advokaten und Präsidenten beschränkt, und würde, wenn er Werner's Luther hätte spielen müssen, niemals, wie Iffland, ein allgemeines Gelächter erregt haben.

Devrient war durch seine Natur in vielen Rollen

origineller als Seydelmann, allein eben so viel Charaktere, in welchen Seydelmann glänzt, versagten ihm. Die Vielseitigkeit war die erste Stadie, wo nicht der Tadel, sondern das Lob hätte beginnen sollen.

Die Aufgabe des Mimen ist kopirende Plastik. Er ist eben so sehr Sklave wie Meister seiner Schöpfung. Jede seiner Leistungen wird sich in zwei Hälften, die sich wechselweise integriren, zerspalten müssen: in die Auffassung des Allgemeinen und die Treue jeder vereinzelten Nüance. Iffland war nur Charakterspieler und zwar nach der Seite des Zerrbildes hin. Er mußte Naturen wiedergeben, welche sich nur durch Beobachtung erkennen ließen. Iffland war stark in Rollen, welche die Wirklichkeit niemals aufzuweisen hatte, in Rollen, die aus einzelnen psychologischen Beobachtungen zusammengesezt waren. Iffland spielte mustviſch. Seydelmann ist nicht weniger reich an

kleinen Beobachtungen, wenn sie auch nicht bis auf die Rockknöpfe oder Schleifen der Haarbeutel gehen, in denen Iffland niemals Etwas ohne Absicht gelassen hat. Aber kann Seydelmann ein Gemälde geben ohne Pinselstriche? Wie darf er die Beobachtung verschmähen und den Charakteren nicht ihre Aeußerungen ablernen? Die Berliner, welche gern in der Luft schweben, sind gleich bereit, von Verstandesabstraktionen zu sprechen. Sie glauben, daß Phidias seinen Jupiter durch bloße Inspiration, durch einen phantastischen Wunsch erschaffen habe, und sehen über die Blöcke, Stricke, Modelle und den Staub eines Bildhauerateliers hinweg. Die Mimik ist lebendige Plastik, ihre Zauberformen entwickeln sich. Die Meisterschaft ist nur, daß sich die Vereinzelung dem Ganzen unterordnet. Seydelmann's Spiel eine Zusammensetzung aus einzelnen Beobachtungen zu nennen, ist die böswillige Benutzung

einer Formel, die leider fast überall bei den bessern Schauspielern, nur hier nicht am Platze ist. Denn von dem keuchenden Seufzen des Mephistopheles an bis zu der ganzen satanisch-blasirten, stolz-gemeinen Darstellung des Widersachers ist jeder Zug an Seydelmann wesentlich und harmonirt mit dem Bilde, das ihm vorschwebt.

Der Schauspieler kann nie mehr sein wollen, als Künstler. Nachahmung ist sein vornehmstes Prinzip. Wer auf den Bretern das Wenigste hat von der Natur, und durch Kunst doch das Meiste gibt, das ist meisterhaft. Der beste Schauspieler ist von Natur eine rasirte Tafel, auf welche die Dichtkunst schreiben mag, was ihr beliebt. Er ist wie ein Seiltänzer, der in jedem kleinsten Gliede schöpferisch, gestaltend ist, und doch im Zustande der Apathie da liegen kann, überall zerschlagen, zusammenknickend, ohne Haltung. Dies ist Anlage zur Mimik. Das zweite ist

universelle Prädestination, die Fähigkeit für Alles, Verständniß aller Dinge und Verwandtschaft mit allen Dingen. Man hat die rasirte Tafel bei Seydelmann zugestanden, aber diese Verwandtschaft in Abrede gestellt und sich nicht gescheut, damit eine Unwahrheit zu behaupten.

Roman.

Ehe wir für das prosaische Epos allgemeine Grundsätze aufstellen, möge hier eine bunte Reihe von deutschen Novellisten und Romandichtern aufgeführt werden; sollten wir auch keinen andern Vortheil davon haben, als die Verworrenheit und Gesetzlosigkeit auf diesem Gebiet unserer Literatur kenntlich zu machen.

Wenn ich im Ganzen von **Bechſtein's** Romanendichtungen acht Bände geleſen habe, ſo möchte ich vielleicht im Stande ſein, über ſie ein gegründetes Urtheil zu fällen. Er gibt liebe Erfindungen, einfache Motive, natürliche Behandlung, zuweilen etwas gezirkelte und gezierte Sprache; aber immer gemüthliche Anſchauung, keine Ausſchweifung ohne Verſöhnung; kurz er iſt ein Autor, der die Ermattung auffriſchen, und ein verwundetes Herz heilen kann. Wenige deutſche Novelliſten haben ein ſo beſtimmtes Gepräge. Die Kreiſe, in denen wir uns bei **Bechſtein** bewegen, ſind klein, aber reinlich und wohnhaft. Auch ſeine Charaktere mögen zuweilen outriren, aber ſie haben eine Folie der Wirklichkeit, auf welcher der Leſer ſie mit Muße betrachten und ihrem Treiben mit Beſonnenheit folgen kann. Es iſt hier nichts ſo verſteckt und unheimlich, nichts ſo mittelalterlich und unwahr, daß nicht ein wenig Blau des Himmels übrig

bliebe, dem Auge zur Erquickung, nicht ein leiser Zug von Bergesluft, welche bei Bechstein immer aus dem Thüringer Walde kommt. Die violettblauen Conturen der deutschen Binnengebirge winken und grüßen in allen Erfindungen Bechstein's: Fuhrleute im blauen Hemde fahren ihre knakkenden Frachtwägen durch die großen, im Herzen Deutschlands sich durchkreuzenden Straßen: Vogelfänger ziehen mit ihren großen Papagenokäſten aus in alle Welt, die an einem Kanarienvogel noch Freude hat: Sagen nnd Mährchen flattern von einer Ruine zur andern und zeigen oft bedeutungsvoll in die blauen Gebirgsſtröme, welche im tiefſten Bette Goldſand führen ſollen: und wenn man ſein Auge anſtrengt, erblickt man durch dieſe ganze Herrlichkeit einen mäßig gebauten Wandrer, mit einer grünen Kapſel auf der Schulter, und einem Stabe, womit er die Kräuter ſondirt, welche er für ſein Herbarium ſammelt — dieſer Wanderer ſelbſt iſt

Bechstein. Die Botanik ist sein Realismus, seine Göthische Objectivität, der Hintergrund für viele seiner Erzählungen, von denen wir bezeugen, daß sie immer die besten sind. —

Man konnte den früheren Erzeugnissen dieses Dichters vorwerfen, daß ihre Form oft allzu unsicher, ja die Erfindung alltäglich war. Die Darstellung verlor sich zuweilen in die redseligste Weitläufigkeit, und gefiel sich in einer Schilderung von Umständen, die für das Ganze nicht immer wesentlich sind. Auf die einfachsten Dinge legte die Erzählung Nachdruck, wie ich mich z. B. erinnere, bei Bechstein die Vorbereitung zu einem Schwure gelesen zu haben, die darum so entsezlich lästig war, weil sie sich in nichts von den uns Allen wohlbekannten Zurüstungen zu einer feierlichen Scene dieser Art unterschied. —

Doch versöhnt man sich bald mit der Armuth der

Erfindung, wenn man sieht, wie es **Bechstein** versteht, jeder derselben eine wohlthuende, die Empfindung erwärmende Richtung zu geben. Von falschen Romanentugenden, genialen Unsittlichkeiten, von lügenhaften Gefühls-Affektationen wird der naturgetreue, unverdorbene Sinn hier niemals beleidigt; in den Leidenschaften, die **Bechstein** schildert, herrscht Wahrheit, Einfachheit und jene Wärme der Theilnahme, die von der gleichgestimmten Empfindung des Erzählers immer auf seinen Gegenstand übergeht.

Bechstein scheint sich ein bestimmtes Feld von Erzählungen abgesteckt zu haben, traumartige Phantasien, und tragische Catastrophen, die allerdings seinem Genius am meisten zusagen. Nirgends ist dabei das Pathos gereizt, es sind nicht Verbrechen, die sich über einen Unglücklichen häufen, nicht die Furien der Reue und Verzweiflung, die dem Uebelthäter auf der Ferse sitzen, sondern meist unvorher-

geſehene Schläge des blinden Schickſals, die den eingeleiteten Fiktionen eine plötzliche Wendung geben, und den Leſer weniger mit Schrecken, als mit Wehmuth erfüllen. Ueber ſolche einfache Darſtellungen weiß **Bechſtein** einen ſo unwiderſtehlichen Zauber der Sprache und des Gefühls zu verbreiten, daß es ſchwer hält, die hervorquellende Rührung zu bemeiſtern.

Wenn man dagegen etwas recht Fades leſen will, ſo nehme man eine hiſtoriſche Erzählung von **C. von Wachsmann**, und man wird ſich immer befriedigt finden. Es gibt Augenblicke, wo man zu lachen wünſcht, wo der eigene Witz nicht ausreicht, und fremder nicht bei der Hand iſt, dann wird ſich **C. von Wachsmann** immer meiſterhaft bewähren. Die Sache iſt nur die, daß er das Zwergfell kitzelt, ohne es zu wollen.

C. von Wachsmann bewegt sich fortwährend mit schalkhaften, fingerdrohenden schmunzelnden Redensarten. Doch seine handelnden Personen werden auch zuweilen ernsthaft, sehr ernsthaft, und beginnen Verhandlungen nach folgendem Schema. Es wird eine Frage aufgeworfen über Raupach's Genie und Heine's Zerrissenheit. „Heine ist ein mit Gott und der Welt zerfallener Dichter," sezt ein Referendär als Thema. „Das kann man doch wohl so eigentlich nicht behaupten," entgegnet ein aus Milch zusammengeronnenes Fräulein. „Weit entfernt, so Etwas behaupten zu wollen," — fällt eine ältere Dame ein, deren weitere Ansicht wir verschweigen wollen. Dann versezt wieder ein Anderer: „So ganz ist dies wohl nicht der Fall" und ein Anderer: „Damit will ich indeß gar nicht behaupten" und noch ein Anderer: „Ich gestehe nicht läugnen zu können" und endlich ein Lezter: „Meine Herren, Sie sprechen,

als stünde es über allen Zweifel bereits entschieden.“ Man kann bei diesem Behaupten, Nichtläugnen, Weitentferntseinwollen rasend werden. Herrn von Wachsmann's Dialogen sind Muster für diesen semmeligen, milchigen Theestyl. Ja sogar eine junge Dame, die er ihre Liebe eingestehen läßt, beginnt: „Warum sollte ich es läugnen!“

In diese dialektische Grundsuppe läßt nun der Dichter seine historischen Helden hineinplumpen. Ankarström, Karl XII. Olden Barneveldt, der Stallmeister Froben („Brandenburgs Decius“) müssen sich durch diese Fluth wässeriger Redensarten durcharbeiten, und stehen triefend vom faden Naß vor uns. Man kann sich denken, wie die Charaktere, die Empfindungen dieser Sprache „des Läugnens“ entsprechen. Ankarström läßt sich z. B. durch eine auf dem Klavier gespielte Fuge zum Mord Gustavs entflammen.

In der Schilderung der Schwindsucht, des Nervenfiebers, der Kinderkrankheiten, und der kleinen Hausmittel dagegen, war die selige **Therese Huber** unübertrefflich. Niemand hat so wie sie auf den Menschen in den Windeln, im Pohlrocke, im Hochzeitskleide gelauscht, sie war einzig in ihren Erfahrungen, vertraut mit einem großen und merkwürdigen Zeitraum der Geschichte, den sie erlebt, unterrichtet über Sitten und Gebräuche und selbst einige Vorurtheile ihrer Zeitgenossen und dabei immer bewandert in den friedlichen Kreisen der Familie und der Haushaltung. Frau **Huber** gehört keineswegs unter die klatschende Theesippschaft unserer nervenschwachen, schreibenden Damen, man hat an ihr etwas Kompaktes, etwas Wirkliches, man sieht, daß sie Kinder gehabt hat, daß sie bemüht war, ihnen eine gewissenhafte Erziehung zu geben, und daß sie sich auf ihre eigenen Lebensschicksale berufen durfte, wenn Andere wegen

eines Beispiels für ihre guten Lehren in Verlegenheit sind. —

Aber **Therese Huber** hat auch ihre Fehler gehabt, die wir zu verschweigen gar nicht geneigt sind. Bekanntlich kommen alle Thorheiten unserer literarischen Damen darauf hinaus, daß sie sich gegen ihre Bestimmung, nämlich gegen die Ehe, wie gegen das Uebel sträuben. Hier hat sich **Therese Huber**, eine zweimal verheirathet Gewesene, einen großen Namen erworben. Alle alten Jungfern, alle glücklichen Wittwen und unglücklichen Ehegattinnen haben sich bei ihr Trost und Muth geholt. Sie hat den ehelosen Stand, wie die kühnste Vertheidigerin des Cölibats, in ein System gebracht, zu dem man selbst die sonderbaren Ehen, die sie in ihren Schriften statuirt, rechnen möchte. Je älter, je weniger reizend, desto gereifter wurde sie in diesen Lehren, und unter ihren Erzählungen findet sich eine, in der die

Wuth der Männerfeindschaft bis aufs Höchste gestiegen ist. Die alten Amazonen schnitten sich doch nur die Brust ab, um besser gegen die Männer kämpfen zu können, hier reißt sich die moderne Vorkämpferin der Andromachie selbst das Herz aus, um keiner Versuchung zu unterliegen. In der Erzählung: „drei Abschnitte aus dem Leben eines guten Weibes" hat die selige **Huber** Alles aufgeboten, was den Zauber des bräutlichen und den wahrhaften Werth des ehelichen Lebens nur vernichten kann. Es herrscht darin eine so gränzenlose Erbitterung gegen Alles, was den männlichen Namen trägt, daß man sich erzürnen könnte, wenn man dies über ein schwaches Weib darf. Die Liebe wird hier für Contrebande erklärt, die Ehe zu einem Kontract zwischen zwei willenlosen Parteien gemacht, der zulezt darauf hinausläuft, die Ehe nur als eine Versorgung für die Hilflosigkeit darzustellen. —

Dieſe Lehren werden nun dann vollends lächerlich, wenn ſich die prüden Damen ſelbſt genöthigt ſehen, dagegen zu verſtoßen. Die Romane, welche nicht mit vollkommener Entſagung ſchließen, pflegen mit einer ſolchen zu beginnen, ſich aber dann wahrhaft niederträchtig aufzulöſen. Die edlen Weiber nämlich, die ſich erſt mit Caprice von ihren Anbetern wegwenden, dann einem Andern in die Arme werfen, ihm gewöhnlich ihre Schönheit und Unſchuld verkaufen, kommen darauf zu jenen erſten Verſchmähten reuevoll zurück, ſeinen Schutz, d. h. in einem polizirten Staate immer ſeine Hand erflehend. In ſolchen Darſtellungen, gegen die ſich Sittlichkeit und Ehrgefühl empört, und die in der Wirklichkeit vergebens nach Beiſpielen ſuchen, iſt Frau Huber ſehr bewandert geweſen. In der Familie Seldorf namentlich kommt Alles auf dieſe ſittenloſen Grundſätze zurück. Hier jagt eine Unnatürlichkeit die andre. Wie kann Tugend

mit so viel Laster, Männlichkeit mit so viel Schwäche bestehen? Wo gibt es ein Mädchen von der Bildung, wie sie Sara genossen haben soll, das sich so im Vorübergehen verführen läßt, wie diese selbe Sara? Wo gibt es einen jungen Mann, der bei so viel Edelmuth und Charakterstärke, wie Roger besitzt, zugleich ein solcher Simpel ist, daß er eine Schamlose noch immer lieben kann, sogar mit ihrem Kinde spielt, und zulezt sich noch bereitwillig findet, sie zu heirathen? Solche Gemeinheiten würden empörend sein, wenn sie nicht unmöglich wären!

Ein Autor, mit dem ich mich mannigfach beschäftigt habe, ist **Willibald Alexis**. Das Studium seiner Schriften wurde mir weder durch Unterhaltung noch Belehrung belohnt, sondern nur durch Angriffe. Der einzige Genuß, den ich dabei ernten konnte, war die Aufregung

zu einer harmlosen Satyre, deren Stachel immerhin abgestumpft sein möge, wenn die plötzliche Zurückgezogenheit dieses Schriftstellers die Vorbereitung zu einem Werke sein sollte, das nur einigermaßen die Anforderungen des Kunstrichters befriedigt. Balladen sind von ihm erschienen: ich erschrecke, wenn er glaubt, jene alten Scharten, die er in der Prosa bekommen hat, durch die Poesie auswetzen zu können. Ich kenne nur einen einzigen Versuch, den Willibald Alexis früher mit zarter und lyrischer Poesie anstellte, sein Mährchen Emmerich, allein im Walde des Mährchens war hier Alexis recht auf einen Holzweg gerathen. Er bot alle seine Poesie auf, um Emmerich in die säuselnde Natur verschwimmen zu lassen, aber wenn das Mährchen sehr scharf gezeichnete Gestalten verlangt, zugespitzte Begebenheiten, eckige kantige Thaten, so ist all sein Zauber zerstört, wenn es in ihm anfängt zu flimmern, wenn

die Perſonen neblig verſchwimmen, und nichts drin vorkommt, als ein ewiges Singen und Klingen, Rauſchen und Lauſchen, wie in dem Alexis'ſchen Mährchen.

Alexis hält die Novelle, Acerbi, für ſeine beſte, und in der That hat die Anlage dieſer Erzählung mancherlei für ſich. Doch hätte weit mehr Pathos in ihre tragiſche Wendung gelegt werden können. Acerbi, der exaltirte Vertheidiger der Adelsvorrechte, mußte weniger den Schmerz einer verſchmähten Liebe fühlen, als die Verzweiflung, einem Stande, der ihm über Alles ging, und von dem er glaubte, daß er der ſeine wäre, dennoch nicht anzugehören. Er mußte niemals einen Marquis zum Vater bekommen, ſondern mit der ungeheuern Ironie ſeines Daſeins zu Grunde gehen. Wäre dieſes Moment ſittlicher und tiefer hervorgehoben worden, ſo wäre Acerbi ein tragiſches Seitenſtück zu Tieck's komiſcher Ahnenprobe.

Für seinen Roman Cabanis erhielt W. Alexis eine goldene Medaille, und wir sagen nicht zu viel, wenn diese seltene Huld unsere Erwartung in hohem Grade gespannt hat. Dieser Roman ist durchaus in Berlinischer Sphäre gehalten, es werden darin sogar mir und mich verwechselt, denn im dritten Theile sagt die hochgebildete Gräfin zu ihrer Gesellschafterin: „Amelie, du gefällst dich heut mal wieder recht in Paradoxien.“ Sonst zeigte der Inhalt dieses weitschichtigen Buches, in welches der Verfasser mit wahrer Aengstlichkeit so viel Stoff als möglich hineingerafft hat, daß es ihm um tiefe, seelenvolle Charakteristiken nicht zu thun war. Nicht ohne Talent würfelte er eine Menge von Situationen zusammen, deren Zusammenhang leidlicher ist, und den Zweck der Unterhaltung nicht gänzlich verfehlt. Eine ansehnliche Zahl unter diesen Scenen ist jedoch abgenutzt, und ließ sich nur durch die darüber gezogenen Lokalfarben erträglich machen.

Später versuchte sich dieser Autor auf einem andern Felde, dem der Genre-Malerei. Gebannt an den Schreibtisch, lange beschäftigt mit der Vollendung dieses Cabanis, sonst vielfältig übermannt von Angriffen aller Art, sehnte er sich einmal hinaus in die weite freie Welt, unter Menschen, von denen man geachtet wird, wenn man ihnen ihren Schoppen oder ihr Nachtlager bezahlt, die nicht lange fragen, wer bist du? was glaubst du? unter Menschen, bei denen man gern auf ihr Lob verzichtet, weil man ihrem Tadel ganz unfehlbar ausweicht. W. Alexis zog es nach Oestreich und seiner genußreichen lebensfrohen zerstreuenden Hauptstadt. Wir werden eine heitere Reise mit ihm machen. Der Sonnenschein lacht, die Tage sind lang, die jüngste Ernte ist gut gerathen. Wir werden die Grillen verscheuchen, scherzen, heiter und fröhlich sein.

Aber diese Hoffnung wird uns früh benommen. Noch

hat W. Alexis in seinen Wiener Bildern nicht die erste böhmische Station zurückgelegt, noch hat er nicht Göthe'n zum weltlichen Kur- und Badefürsten von Töplitz (eine merkwürdige Schenkung) gemacht, als er schon jeden heitern Farbenduft von seinen Bildern verwischt. Wer will sich zu einer Reise nach Wien durch alle Erinnerungen an Kotzebue und Sand vorbereiten lassen! Nein, ihr fröhlichen Wiener, schließt Eure Thore vor dieser kleinen, gelangweilten Gestalt, der ein Nichts die Galle aufregt, die sich fortwährend übel befindet, und in jedem Scherze eine Schlange, eine versteckte Anspielung, eine bösgemeinte Andeutung zu sehen glaubt!

Was hilfts, W. Alexis ist in Wien, er ist fröhlich, er jubelt, er springt so hoch wie der Stephansthurm. Wir schwärmen auf der Bastei, wir miethen einen Fiaker, wir lassen im Prater die Beaumonde die Revue passiren, wir

essen Würstl und Händl, und schließen den Tag in Hitzing oder im Sperl, beim Strauß oder im Burgthor. W. Alexis läuft immer mit, und jeden Tag in der Frühe schreibt er sich auf, was er den Tag vorher erlebt und gesehen. Es ist viel von Alexis, daß er in Wien nicht den Berliner spielte, daß er sich noch hingab, an den Gegenständen nicht herumwitzelte, und sie nicht alle vergleichungsweise ansah. Schlesische Gemüthlichkeit (er ist, glaub' ich, ein Schlesier) soll sich unter allen angebornen Eigenschaften am schwersten verläugnen lassen.

Vielleicht war es bisher möglich, mit W. Alexis einverstanden zu bleiben, aber gibt es nicht einen Punkt, wo sich das Blatt wendet? Soll ein Autor von der Prätension, wie sie der unsrige hat, in eine fremde, große, entscheidende Stadt nicht mehr mitbringen, als ein gesundes Auge und einen leeren Magen? Kann man die hundertfach geschilderte

Fröhlichkeit des Wiener Lebens von Neuem mit gewöhnlichen Worten wieder erzählen, ohne sich den Vorwurf der Alltäglichkeit zuzuziehen? W. Alexis nennt seine Darstellungen Bilder, und will sie als einen Beitrag zur Genremalerei, die von trefflichen Talenten gegenwärtig cultivirt wird, angesehen wissen. Aber all seinen vereinzelten Skizzen fehlt das Charakteristische, sie gehen in einander über, und unterscheiden sich durch keine neuen, überraschenden Motive. Das Genrebild ist Kopie, aber nicht jede Kopie ein Genrebild. Bilder, wie sie der Autor geben soll, vereinzeln, sie haben einen kleinen Rahmen, ihre Gegenstände müssen scharf in den Vordergrund treten, und die Menge, das Niveau nebelhaft hinter der Vorgruppe verschwinden. Aber in all den Kapiteln, welche W. Alexis mit den albernen Ueberschriften: Unerwartetes — Ländliches — Bequemes — Was nicht paßt — Etwas Schiefes — u. s. w. ankündigt, wird man diese Regel

unbeachtet finden. Es ist gut, wenn **Alexis** Alles gesehen hat, aber unpassend, wenn er uns Alles wieder erzählt.

Man darf nicht ungerecht sein. Es finden sich mehrere Passagen in diesem Buche, die ohne Widerwillen gelesen werden, **Alexis** spricht recht ergötzlich von der Wiener Küche, vom Wein und ähnlichen Gegenständen. Das sind die kleinen Kunstgriffe der Schriftstellerei, die immer gelingen. Auch wird man die Schilderung einer Donaufarth erträglich finden. Doch gehört zu diesen Genüssen eine längere Gewöhnung, die in Betreff des **Alexis**'schen Styls nicht wenig Mühe kostet. Habt ihr vielleicht das Bild von einer gallertartigen Masse, von Eierdotter oder Aehnlichem, das sich unaufhörlich durch Druck und Gegendruck in einer zitternden, oder, wie der Norddeutsche sagt, bibbernden Bewegung erhält. Dies ist **Willibald Alexis** Styl. Ein Schwall von Phrasen, wo ein Wort das andere herauspreßt,

und sich eins an's andere klebt, ohne daß man einsieht, wo hie oder da der Periode enden soll; eine gemüthliche Frage nestelt sich an die andere, und jedes Wort tritt mit lahmen Lenden auf. Dies sind allerdings Kleinigkeiten, aber das ganze Buch ist aus Kleinigkeiten zusammengesezt.

Die lezte Produktion von W. Alexis ist das Haus Düsterweg, eine Geschichte aus der Gegenwart, wie er sie nennt. Wenn man die Ueberwindung hat, sich hier durch fünfzig Bogen einer ganz nackten Erfindung, durch Briefe voller Raisonnement und Allegorie, durch einen Styl, der wieder auf keinem Beine recht geht, hindurch zu arbeiten, so wird dem Leser immer noch ein Gefühl zurückbleiben, für welches ihm schwer sein wird, Worte zu finden. Es ist nicht die Verwandtschaft dieses Buches mit einigen Schriften von Mundt, welche uns unmuthig macht, nicht die Vergleichung hohler Redensarten mit Mundt's sehr

tief gegründeten Ideen, sondern die heillose, larmoyante Weltansicht, welche uns an diesem Autor zur Verzweiflung bringen kann. Den Schmerz eines Aristokraten, der sich thränenden Auges an **Haller's** Restauration der Staatswissenschaften anklammert, können wir verstehen: den Schmerz eines Constitutionellen, der ein zu kleines Vaterland für sein großes Talent hat, den Schmerz des Republikaners, den Schmerz eines Greisen, der mit **Göthe** lebte, den Schmerz eines jungen Dichters, der mit seinen Idealen früh dem Grabe zureift — das Alles können wir verstehen: Welche Empfindung bleibt uns aber übrig für eine Stimmung, in welcher alle diese Unbehaglichkeiten zusammen auftreten, für ein Malheur, das aus allen diesen desperaten Ingredienzien zusammengesezt ist? Wäre die Welt so elend, wie sie hier zum Vorschein kommt, was lebst du noch in ihr?

Man klagt die neuere Richtung der Literatur an, daß sie zerrissen wäre. Die Anklage ist falsch. Diese Literatur ist sehr im Reinen über ihre Zwecke und Bestrebungen; sie ist heitern Sinnes, und arbeitet singend im Dienste Gottes und der Natur. Die Zerrissenen sind nur jene Schwächlinge, die wie Schatten zwischen den Parteien hin- und herschwanken. Die Zerrissenen sind Diejenigen, welche die Freiheit beschimpfen, und dennoch von den Gegnern derselben dafür nicht belohnt werden, jene Bücklingsmenschen, die überall sich neigen, und überall anstoßen. An all dem Jammer, der sich in diesem Roman mit einer grausamen Redseligkeit ausspricht, ist ein einziger Zug reell, die Klage seines Verfassers, daß das Publikum lau wäre; aber dies ist Alles, und doch Etwas, das man, selbst wenn es wahr ist, nicht aussprechen soll.

Ich bin begierig, wie sich endlich die Formlosigkeit

W. Alexis gestalten, und das unläugbare Talent, welches er besitzt, retten wird. Er hat es mit Scott, Hoffmann und Tieck versucht, mit der Genremalerei, nun auch mit neueren Bestrebungen, Nichts enterte die Theilnahme des Publikums. Was wird ihm gelingen? Wir müssen warten.

Spindler hat ein seltenes Talent der Erfindung. Er überrascht durch die immer neuen und interessanten Situationen, in die er Personen zu bringen weiß, die lebendig, voller Wahrheit vor unsere Anschauung treten. Es sind malerische, farbenhelle, sprechende Attitüden, mit denen er seine Erzählungen beginnt, und er versteht es, diesen Zauber der Illusion durch den Verlauf der dargestellten Begebenheiten immer in Wirksamkeit zu erhalten, ihn fest an die Einbildungskraft zu bannen. Spindler ist sich dieses glücklichen Silberblickes vollkommen bewußt,

und vertraut ihm so sehr, daß man zuweilen wünschen möchte, die nüchterne Idee seiner Sujets wäre früher in ihm entstanden, als die phantasiereichen Gruppen, mit denen er ihre Ausführung eröffnet. Denn nach diesen ersten, klaren, spiegelhaften Expositionen übereilt ihn plötzlich die Fabel, die Begebenheiten fangen an sich zu drängen und zu stören, und der Knoten ist entweder nur schwach geschürzt, oder wird im entgegengesezten Falle gewaltthätig gelöst. Darum zeichnet sich **Spindler** in dem beschränkten Felde der Novelle weniger aus, die Bilder sind für diesen kleinen Rahmen zu umfangreich, und Erzählungen, die auf die einfachste Art ihren Anfang nahmen, schließen gewaltsam und romanenhaft. Wenn es wahr ist, daß der Roman die Begebenheiten mehr als Handlungen, die Novelle die Handlungen aber lieber als Begebenheiten schildert, so erkennt **Spindler** diese Regel niemals an, sondern seine

Personen raffen sich plötzlich von ihrer für die Novelle ganz geeigneten Indolenz auf, gehen nach fremden Ländern, wo sie sich sonderbarer Weise gleich nach der Ausschiffung wieder in den Weg kommen, sie greifen nach der Flinte, und schießen sich wechselseitig todt, mit welchem Knalleffekt die so schön angesponnenen Fäden dann zerrissen sind.

Als vor einigen Jahren **Spindler's** Invalide erschien, konnte man glauben, daß die Tableaux die historischen Novellen verdrängen werden. Wenn man sich früher damit begnügte, durch die Verwirrungen einer romantischen Intrigue zuweilen eine Aussicht in das Feld der historischen Wahrheit schimmern zu lassen, so konnte man hoffen, daß durch die Einführung in die großen Hallen der Zeitgeschichte künftig die Fäden der kleinen Intrigue, die persönlichen Schicksale Einzelner, von der Poesie Bevorrechteter schwächer und bescheidener würden angelegt werden, als

bisher; doch sind die Deutschen immer wieder in ihren alten **Walter Scott**'schen Roman zurückgefallen.

Spindler's Invalide ist eine ungezwungene Aneinanderreihung einzelner Gemälde, die der großen Gallerie der neuesten Geschichte seit dem Jahr 1789 entnommen sind. **Spindler** konnte doch auch hier nicht umhin, seinem Herrn und Meister **Walter Scott** einen Tribut zu zollen; dazu war die Lilie, die weiße Kokarde, das Bocage der Vendé zu verlockend. **Spindler** zeichnet jene feudalistische Romantik in schönen Zügen, ja man möchte behaupten, daß in diesen enthusiastischen Aufopferungen und Vermittelungen der Duft ein zu frischer und thauiger ist, daß er zu viel nach der Lilie und dem Kreuz, und zu wenig nach Pomade und Schminke riecht. **Walter Scott** hatte in seinen holländischen Vendéschilderungen einen Vorsprung, denn die Hingebung der schottischen Häuptlinge an die Persönlichkeit

der prätendirenden Stuarte war um Vieles edler und natürlicher, als die ähnliche Erscheinung in Frankreich. Dort war die Triebfeder des Kampfes nur die Erinnerung an eine geliebte Königsfamilie, die erwünschte Dynastie gab, und die herrschende nahm den Aufführern Nichts; aber in Frankreich mischte sich in die Vertheidigung des Thrones der Eigennutz des Privilegiums. Kurz, in das Erhabene der Vendékämpfe mischten sich Gegensätze, deren Ausmalung Spindler bei seiner parteiischen Vorliebe für den Royalismus unterlassen hat.

Die Schilderung der Republik betreffend, so kann hier der Dichter immer noch höher stehen, als sogar der Historiker; denn er darf die Leidenschaft der Partei durch das menschliche Gemüth entschuldigen. Dem Philosophen mag es vielleicht schlecht anstehen, die Verirrungen der Republikaner aus einer gewissen Verrücktheit der Zeit herzuleiten;

noch ſchlechter dem Hiſtoriker, unläugbare Thatſachen durch eine kalte, dem Geſchichtſchreiber eigene Gewöhnung an Blut und Grauſamkeit zu verſchleiern, aber des Dichters iſt es vor Allem würdig, ſelbſt dem Schrecken mit einem Friedenszweige zu begegnen, und den Gedanken des Furchtbaren zu mildern. Z. B. an die Darſtellung eines Robespierre muß der Dichter mit vieler Vorſicht gehen, ſelbſt wenn er nicht mehr von ſeinem Kopfe und Herzen wüßte, als daß er wegen zu häufiger Erwähnung der göttlichen Vorſehung von den Jakobinern getadelt wurde. Solche einzelne Züge, deren die Geſchichte viel von jenem Schrecklichen aufbewahrt, mag der ſtrenge Hiſtoriker überſehen, aber den Dichter ſollten ſie mehr intereſſiren, als einfache Anekdoten. Spindler ſchildert das Haus Robespierre's, und ſpricht von ſeiner Schweſter. Hätte ihn ſein Vorurtheil nicht beſtimmt, Robespierre nur für einen emphatiſchen

Bösewicht zu halten, zu welcher ergreifenden Scene mußte ihm diese Häuslichkeit der vier Wände Veranlassung geben?

Weit vorzüglicher gelang **Spindler'n** das Gemälde der Consular- und Kaiserzeit. Selbst die Klippe der persönlichen Darstellung Napoleons, an der nicht die Schlechtesten schon gescheitert sind, z. B. **Grabbe** in seinem Napoleon, ist mit vielem Glück vermieden worden. Man weiß, daß Napoleon so gesprochen hat, wie ihn der Verfasser öfters reden läßt; wenn nicht, daß er so hätte sprechen können. Wir sehen ihn in seinem Lager, in seinen Schlachten. Eine Skizze, die blitzesschnelle Erscheinung des von Elba zurückkehrenden Rächers, die Begeisterung seiner Anhänger, des ganzen französischen Volkes, die Schwäche und die Flucht der restaurirten Bourbons vorstellend, ist in meisterhaften Zügen ausgeführt, und dürfte leicht die

vorzüglichste eines Buches sein, das **Spindler** bis jezt noch ohne würdigen Nachfolger gelassen hat.

Ehe wir die deutschen Denkwürdigkeiten von **Rumohr** erwähnen, mögen hier die Memoiren einer Ungenannten genannt werden. Diese Dame will einen deutschen Fürsten zum Vater gehabt haben, der durch Napoleon's Invasion um seine Rechte kam. Man würde den Schicksalen der unglücklichen Prinzessin eine größere Theilnahme schenken, wenn sie nicht so dunkel wären; die Geheimnisse häufen sich so sehr in dem Buche, daß man ungeduldig die Schrift für eine Mystifikation halten möchte, welches sie durchaus nicht ist.

Die deutschen Denkwürdigkeiten Rumohr's sind nun in der That fingirt, und doch sind sie nicht so unterhaltend wie die vorgenannten Memoiren. Wenn

fingirte Memoiren auf eine ganze Zeit gehen, so können sie, da sie ein Werk des Studiums sind, oft treuer sein als authentische, welche nicht selten blos das Werk des Zufalls sind. Diese Denkwürdigkeiten sind fingirt, warum tritt daher das Planmäßige und Absichtliche der Charakteristik nicht überall schroffer und darum anziehender hervor; warum sind die eigenthümlichen Situationen nicht mit mehr Vorsicht und Sorgfalt gewählt, und die Farben lebhafter aufgetragen? Eine Fiktion durfte keine Gelegenheit vorbeigehen lassen, die gespannte Aufmerksamkeit durch die wohlgeordneten Resultate ihrer Studien zu befriedigen.

Nichtsdestoweniger liegt gerade in dieser Einfachheit, wenn sie nur nicht oft Langeweile würde, ein Reiz des Buches. Namentlich beim Anfange desselben wird man über die bescheidene und anspruchlose Manier erstaunen, und bei der glücklichen Wirkung desselben die Hoffnung nicht unter-

drücken können, ob sich nicht durch ähnliche Darstellungen die überspannten und gereizten Nerven unseres Publikums herabstimmen ließen, und man einmal wieder anfangen könnte, das Naive für den pikanten Witz, die Ironie für die herbe Satyre, wie sie der Geschmack des Tages liebt, zu nehmen.

Unsere Alten waren in vielen Stücken sehr liebenswürdig. Sie waren eifrig in den kleinen Bequemlichkeiten des Lebens. Essen, Trinken, Sprechen gehörte zu den Beschäftigungen und Ereignissen des Tages. Selbst eine Reise durfte sie in dem Wohlbehagen ihrer Verrichtungen und Annehmlichkeiten nicht stören; die Pferde machten täglich nur eine Strecke von fünf Meilen, die Wagen waren eingerichtet wie bewegliche Zimmer, jede für Frühstück, Mittagsmahl und Abendessen bestimmte Stunde wurde so genau gehalten, wie zu Hause. Wenn man sich gegen Sonnen-

untergang einem Gasthofe anvertraute, so zog man die Schlafmütze hervor, stopfte sich die Pfeife, und setzte sich auf die steinerne Bank unter der Linde des Gasthofes. Man machte sich's eben bequem; man war überall im Schooß der Genien.

Außer diesen Umständlichkeiten lebten unsere Alten auch in einer beständigen Furcht vor ihrem Blute. Sie hielten dafür, daß dieses sehr hitzig und sehr feurig wäre, sie maßen daher jede Bewegung ab, vermieden jede Alteration, jede auffallende Leidenschaft. Ein volles Rundgesicht, weißgepudertes Haar, eine kurze, wohlgenährte Gestalt, olivengrüne lederne Beinkleider, zwei freundlich wohlwollende Augen, ein sanftes Lächeln in den Mundwinkeln, das sind jene angenehmen Männer, die kurz nach dem Hubertsburger Frieden lebten, und aus deren Bekanntschaft ein so großer Freund des achtzehnten Jahrhunderts, wie Herr v. Rumohr,

für dies Buch ein Studium machen mußte. Alles, was in dieser Beziehung charakteristisch ist, hebt auch das Interesse dieser Denkwürdigkeiten immer wieder aus der Langenweile heraus, und bildet den Reiz eines Buches, von dem man im Allgemeinen doch nicht sagen kann, was man dazu sagen soll.

Ich muß gestehen, daß ich viel Mühe gehabt habe, mich mit den Romandichtungen Leopold Schefer's zu befreunden. Er hat eine Manier, an die man sich gewöhnen muß. Dies Drehen und Wenden, dies oft gedankenlose, und darum doch nicht weniger anspruchsvolle Federkauen, dies endlose Fortführen einer Gedankenreihe, die ohne Plan und Ziel anfängt, und im zweiten Gliede noch nicht weiß, was im dritten stehen wird, ermüdet an diesem Dichter alles Interesse. Jedenfalls hat Leopold

Schefer einen plastischen Blick, und doch nirgends die Kraft, auch plastisch schaffen, gruppiren und abschließen zu können. Alle seine Felsen und Figuren sind in eine unermeßliche Flut von Vorbereitungen und Reflexionen eingetaucht, denn nicht anders als Vorbereitung läßt sich jene lyrische Aufweichung der Stoffe benennen, welche Leopold Schefer's Dichtweise so unpopulär gemacht hat. Es ist die erste Stufe, welche auch wir vom Roman verlangen, aber die, welche nur das Modell aus flüssigem Tone bildet, welche sich dem Auge des Publikums entzieht, weil sie nur Modell ist. L. Schefer macht sich seinen Stoff erst zurecht; das ist herrlich; er knetet ihn, feuchtet ihn an; gut, aber wo ist die Sonne, an welcher der Teig trockne? Das ist die Noth: Schefer's Phantasie glüht nicht, sie erwärmt nur, sie ist mild und linde und hält sich auf einer Stufe der Weltanschauung, welche nie zureichend ist, auf der weiblichen.

Neuerdings hat L. Schefer einen historischen Roman herausgegeben, die Gräfin Ulfeld. Er faßte den Stoff tief und schön. Man kann diese Zwittergattung von Lyrik und Dramatik für keinen wahren Ausdruck der Poesie halten; und doch erreichte Schefer das Resultat der Poesie, die Versöhnung und das milde Wehen einer in den Ereignissen liegenden objectiven Gerechtigkeit. Corfiz und Eleonore würden nicht so ergreifen, und so viel, ich möchte weniger sagen zu schauen, als zu ahnen geben, wenn sie nicht durchweg apologetisch und in sich eben als Mann und als Weib und als Beides in seiner Ganzheit gerechtfertigt aufgefaßt wären. Was läßt Sperling, dieser künstlerisch ganz vernachläßigte Charakter, als Typus und Idee nicht für die innere Intuition und Ausführung eines hingebenden Lebens zurück! Ja, es finden sich Partien im Buche, welche so gedrängt und plastisch rund sind, daß sie

jeden Künstler herausfordern; z. B. der Zug Eleonorens auf das Schloß mit dem Lachen Seheſtedts, der Kampf mit der Meerſchlange, Manches im zweiten Theile und beſonders jene meiſterhafte Scene, wo Ulfeld in das Haus ſeiner Väter zieht und er auf dem Waſſer der geiſterhaften Cavalkade von Särgen begegnet, welche ſeine Ahnen einſchließen; denn der Vater mußte ſein Schloß räumen. Dies iſt ein Stoff für das Genie eines Delaroche oder Düſſeldorfer Leſſing.

Allein um dieſe zählbaren einzelnen Verkörperungen ſchwimmt eine endloſe feuchte Materie, die zur Cruſtation nicht gekommen iſt. Da iſt Alles weich und aufgelöst, weiblich und unpoetiſch. Das Streben nach naive'r Bedeutſamkeit gibt viele Stellen ſo ſehr bloß, daß eine ganz eigens dazu modulirte Stimme, ein gemüthlich-zärtlich-humoriſtiſcher Jargon, ja was noch mehr iſt, Freundſchaft

dazu gehört, sie auszusprechen, ohne Lachen zu erregen. „Sohn! Mensch! Mann!“ so sprechen die Papa's in der Komödie, wenn sie plötzlich in die Lage kommen, eine Rede halten zu müssen. Kurz, die Klippe, an welcher der Dichter scheitert, bleibt seine Sucht nach Zartheit und seine Anbetung des Weibes, als eines ganz abstrakten Begriffes, und im Weibe wieder die Anbetung der Mutter. **Schefer** ahnt vielleicht nicht, daß sein Roman aus diesem Grunde mit einer Betrachtung schließt, die nicht mehr lächerlich, sondern schon widerlich ist. Eleonore, die hochbetagte sieben und siebzigjährige Matrone, stirbt — und sieht im Traume ihre Mutter zu sich kommen, und entschläft an der Mutter Brust! Das ist eine Consequenz der **Schefer**'schen Uterus-poesie, in die sich so viel graue Haare, ein umbartetes Kinn und so viel Husten mischt, daß das Ganze ekelhaft wird.

Gesezt, man wollte dem Dichter den Inhalt seines

Romans wieder erzählen; und nur Das sagen, was er selbst sagte, so würde **Schefer** aufhorchen und fragen: Steht denn das Alles da? hab' ich denn das Alles geschrieben? Diese Ueberraschung wäre ganz in der Ordnung; denn vor Präcision, Kürze und straffem Anzuge bekäme das Ganze des Inhalts eine andere Form. Wir wissen nicht, ob **Leopold Schefer** gesonnen ist, in dieser Materie fortzufahren; nur das ist uns gewiß, daß er dem wahren Ausdruck des Romans näher steht, als irgend einer unserer Romandichter, und daß er klassisch genannt werden dürfte, wenn er seine Intuition nicht in Reflexion, sondern in Plastik ausschlagen ließe, wenn er die Nebenabfälle und Gefühlsabschnitzel bei Seite würfe und sich augenblicklich rüttelte, wenn er fühlte, daß er schon wieder dabei ist, nur halb erhabene Arbeit zu liefern, Reliefs oder Figuren aus Mattsilber.

Nach Lesung einer Novelle, Charlotte Corday, bemerkt ich: Charlotte Corday ist im Grund weder ein passender Gegenstand für das Drama, noch die Erzählung. Man muß den Entschluß zu einer That, wie sie sie ausführte, in keinem Weibe, selbst dem seltensten nicht, entstehen sehen. Sie muß wunderbar, als eine plötzliche Erscheinung in Mitte der Begebenheiten auftauchen; der Kampf, der bei dem Manne einer großen That vorangeht, macht einen andern Eindruck, als der allmälige Entschluß eines Weibes, weil jener nur mit den Rücksichten, dieses aber mit der Schwäche zu kämpfen hat.

Eine Novelle von Eduard Duller, Berthold Schwarz, hat das Pulver nicht erfunden. Das ganze Gemälde ist Grau in Grau gemalt. Eine Beziehung stört die andere. Die Anlage ist ängstlich, der Verfasser hat

nicht Uninteressantes geben wollen, und deshalb alles Mögliche zusammengerafft, um mit jedem Worte etwas zu sagen, was zur Fabel gehört. Aber eine Geschichte, die blos Erkennungsscenen enthält, langweilt, und diese Novelle thut noch mehr, sie peinigt, weil sie jeden Augenblick zu Ende ist, und jeden Augenblick wieder von vorne anfängt. Was geschieht in dieser Erzählung? Man lauft, und rennt, und begegnet sich, und weicht sich aus, man hält entsetzlich lange Reden, erdolcht und vergiftet sich, und es dauert eine geraume Weile, ehe wir begreifen, warum? Schattenbilder gaukeln an der Wand auf und ab, ohne Charakter, ohne Handlungen, nur mit Erzählungen ausgestattet, mit Erinnerungen und überhaupt Dingen, die, wenn sie hier persönlich auftreten, immer schon abgemacht sind. Dazu kommt, daß die ganze Erfindung gar keinen Sinn und kein Interesse hat, daß der Humor des Narren mit seinem hoje, heisa,

luſtig, tralala! eine traurige Rolle ſpielt, und daß die Hauptſache des Buchs von den Dingen, die ein Jeder für die Nebenumſtände halten muß, gänzlich verdrängt wird. Wer ſollte nicht denken, daß in dieſer Novelle das Pulver erfunden wird? und doch riechen wir es erſt auf der lezten Seite.

Dagegen hat **Eduard Duller** ſich in ſeinen Kronen und Ketten, welches ein hiſtoriſcher Roman iſt, andrerſeits von dem Mißbrauch der Geſchichte entfernt halten wollen. Er hat zu beweiſen geſucht, daß die Hiſtorie ſelbſt, wenn man ſie an der Quelle ſtudiert, reich iſt an romantiſchen Elementen, die künſtleriſch benüzt allein ſchon das ganze Surrogat der hergebrachten poetiſchen Rektifikationsmittel unnüz machen. Nicht nur die politiſche Staffage beruht in dieſem Romane auf bewieſenen Thatſachen, ſondern auch Alles, was drum und dran iſt von Liebe, Freundſchaft,

Malheur, kurz an Unterhaltung und Ergötzung. Hier drängt sich Mimili nicht durch die Eisencolonnen der mittelalterlichen Fehden, es ist kein Husarenoffizier von der Garde, der hier plötzlich mit seinem gewichsten Schnurrbarte, mit seiner geschnürten Taille und dem ganzen Ridicül seiner Poltronnerie in einen feudalen Harnisch gekrochen ist, und nun in die öde Nacht des Mittelalters hineinschreit: Auf Ehre! Auf Ehre! Das ist hier Alles nicht. **Duller** wollte nichts als die einfache Thatsache der Geschichte geben.

Jedenfalls ist dies der richtige Weg, um den historischen Roman wieder zu Ehren zu bringen, wenn auch dem Verfasser der *Kronen und Ketten* sein Plan im Ganzen und Großen wieder nicht gelungen ist. Das Mißliche dieser vorliegenden Reaktion gegen die alte Manier liegt in demselben Mangel, der auch die chinesische Malerei nie auf eine Kunststufe erheben wird, nämlich im fehlenden Schatten.

Wenn ich vorhin von **Duller** ſagte, daß er Grau in Grau male, ſo thut er es hier Weiß in Weiß: war er früher zu dunkel, ſo hat man hier nichts als Sonnenſchein, lauter Vorgrund, lauter Repräſentation, keine Abwechslung der Farben. Das Auge ermüdet bei dieſem ununterbrochenen Anblick von Fürſten, Audienzen, Unterredungen, rauſchenden Feſtkleidern. Es wird dem Leſer nirgends heimlich, weil er immer nur zu ſchauen hat; nichts, als klare deſtillirte Begebenheit und ſonnenhelle Thatſache. Man möchte ſo gerne Ruhepunkte haben, die von dem Geräuſche der geſchilderten Begebenheiten fern lägen, und wo man nicht auf jedem Schritte einem Fürſten oder einer hiſtoriſch erweislichen Perſon begegnete; man ſehnt ſich nach irgend einer Baſis durchſchauerter und neugieriger Theilnahme; man arbeitet mit Hand und Fuß gegen Das an, was der Dichter gibt, und zwar als Hauptſache gibt; denn man wünſchte es

nur als Relief, als Hintergrund kennen zu lernen; man möchte immer die mit allerlei wunderlichen Arabesken und mährchenhaften Redensarten gestickten Teppiche seiner Darstellung wegbiegen, und lauschen, was sich hinten begibt, und erschrickt dann, wenn nur dieser große Teppich da ist, und vor und hinter ihm das Unermeßliche und die Todtenstille der Langeweile.

Wenn **Duller** die Hälfte des Weges, den er eingeschlagen hat, um gegen die Manier des historischen Romans zu opponiren, wieder zurücklegte, so träf' er gerade da an, wo für seine Kunst die richtige Mitte liegt. Er hat die Geschichte nicht romantisirt, sondern dialogisirt. Man kann doch den Roman selbst nicht aufgeben! Die Geschichte soll nur die Draperie einer solchen Dichtung sein: nur einige ihrer wesentlichen Daten dürfen sich als rother Faden durch eine Anekdote ziehen, welche der Autor aus seinen Mitteln

beizusteuern hat. In dieser Hinsicht bleibt **Walter Scott** immer das sprechendste Beispiel: es kommt nur darauf an, einige seiner kleineren Fehler zu vermeiden.

Wenn man von **Duller, Bechstein, Storch, Döring** ꝛc. spricht, wird es immer nothwendig sein auf **Spindler** zurückzukommen; denn sie ahmen ihm, was den Roman betrifft, Alle nach. **Spindler** hatte das glücklichste Beobachtungstalent. Er wandte es auf die Zustände des Volkes an, und gab dem Mittelalter in seinen Dichtungen eine Färbung, welche neu war. Er brachte jenen geblümten naiven Styl auf, der die Weise des Mittelalters gewiß zum größten Theile richtig trifft. Alles, was nur alte Volkslieder und die gelehrten Dichter jener Zeit an eigenthümlichen Wendungen charakterisirt, wandte er auf die Menschen an, die er schilderte. Das ist eine Weile recht herzig und allerliebst; aber auf die Länge und namentlich

die Nachahmung hinaus, wird diese Weise unerträglich. Das war eine Mode; aber sonst ist wohl im Allgemeinen richtig, daß wir im neunzehnten Jahrhundert leben und gebildetes, durch unsere Literatur geadeltes Schriftdeutsch sprechen. Die Gewaffen, die Gebreste, die Schönbartspiele, die Strolche werden in Duller's Romanen nicht mehr am rechten Orte sein, eben so wie der alte Nibelungen-Jauchzlaut Hei! der ihm ganz eigenthümlich anzugehören scheint. Ist doch das Fouqué'sche „Um Gott" auch jezt aus der Mode gekommen und „gemahnt" uns nur noch zum Lachen.

Duller's Kunst insbesondere betreffend, so sehen wir ihn auch in diesem Roman noch immer schwanken zwischen dem Drama und dem Epos. Die Mitte zwischen beiden ist recht eigentlich der Roman, und mit dessen Erfordernissen und Gesetzen will sich des Dichters Muse immer noch nicht zurecht finden. Mit wildem flatterndem Haare und tragischen

Geberden ficht sie gegen die Luft und reißt Coulissen. Der Roman soll freilich dramatisch sein, aber nicht theatralisch: er soll es an den Stellen sein, wo Fülle der Handlung vorliegt; aber Duller's Roman ist es auch da, wo Ruhe und Erholung herrscht, ja selbst da, wo einer seiner Helden allein sizt, und er jede Bewegung desselben verfolgt, als wär' es ein Schauspieler. Wäre das Plastik! Aber die Plastik ist ein Hauch, ein Anblick, dessen Kürze uns überrascht, die Plastik ist stumm, sie ist zulezt nirgends, wo Duller's Unerschöpflichkeit Alles unter Worte sezt. Könnte sich diese Uebersprudelung mäßigen, könnte Duller als Herr und Herrscher über den Wassern schweben; dann müßte er durch seine Lebendigkeit und sein Talent für die Bühne recht Genießbares stiften. Dann würde er auch einsehen, daß die deutsche Sprache das Wort heil nur vor fünf Jahrhunderten kannte, als man für die Freude noch

keine rechten Ausdrücke hatte, und daß das Wort ha! in ihr gar nicht existirt, sondern nur in dem falschen Pathos der Komödianten. Es ist für **Duller** schon viel gewonnen, wenn seine Helden nicht mehr ha! rufen dürfen; denn mit diesem ha! werden ähnliche störende Interjectionen, werden die Dialoge und Monologe und Gebete aus seinen Romanen verschwinden. **Duller** wird mehr auf die Oekonomie seiner Dichtungen zu sinnen anfangen. Die Oekonomie des Romans ist aber 1) die Einschachtelung und 2) die Perspective. Ich will die Geheimnisse der Kunst nicht profaniren, nicht die Schallröhren zeigen, durch welche Pythia im Grunde mehr begeistert wurde, als durch den Rauch des Dreifußes; aber die Nennung jener beiden technischen Ausdrücke wird hinreichen, um **Duller** aufmerksam zu machen. Es gilt, Romane zu schreiben, welche mit Schlauheit angelegt sind, welche den Leser cajoliren und spannen, Romane, bei denen

man ſich auf das Ende ſtürzt und immer wieder neue Vorſprünge findet, die man zu umgehen hat, Romane, die ſich nicht wie das Epos aus dem Kern herausſpinnen in's Unendliche, d. h. bis zum Tode des Helden, ſondern die gleich in den erſten Scenen ein Ziel ſetzen, worauf man bis zum Schlußkapitel geſpannt iſt, und das drei Bände hindurch abzuwarten, es immer neuer vorgeſchobener Intereſſen der Neugier bedarf. Iſt einmal der Poet bis zu dieſem Raffinement gekommen, dann ſchwinden auch alle jene Monologe und mitgenommenen Couliſſen, welche niemals darauf Anſpruch machen können, für reine, keuſche und jungfräuliche Poeſie zu gelten.

Es ließ ſich von Duller erwarten, daß dieſer Roman viele einzelne Schönheiten enthalten wird. Sie ſind zahlreich vorhanden; aber niemals im Geſpräch, oder im Ausdruck, ſondern faſt immer da, wo er ſich am kürzeſten faßt.

Aber warum muß man solche Stellen aufsuchen? Sie würden sich überall und von selbst anbieten, wenn **Duller** sich entschließen könnte, mit seinem Talent für mittelalterliches Arabesken-Geschnörkel, für Darstellungen, welche an alte Mönchsschildereien und Legenden erinnern, sich mäßig und enthaltsam auf einen engen Kreis seiner Phantasie zu beschränken, ruhig, still an seinen Gestalten zu zirkeln und sauber und nett im Ausdruck zu werden, dann würd' er zwar nur sehr dünne und sehr wenig Bücher erscheinen lassen; aber sein unverwüsteter Fond, das Saatkorn einer üppig und geil aufgeschossenen Phantasie läßt vermuthen, daß sie dafür desto vorzüglicher sein würden.

So oft ich übrigens an **Eduard Duller** denke, fällt mir **Göthe's** Bemerkung ein: Nichts bringt so Ungeheuerliches zu Stande, als eine Einbildungskraft, der es an Poesie fehlt. **Duller** hat eine bizarre, zerrissene Phantasie,

aber er ist kein Dichter. Er bringt in seine abenteuerlichen Ideen, in seine lebhaften Anschauungen, in seine phantastischen Vibrationen nicht jene Ruhe und Milde hinein, welche nur das Geschenk des Dichters ist. **Duller** ist das Chaos vor der Schöpfung, das Tohuwabohu der Einbildungskraft. Weil er gewiß Kenntnisse besitzt, so weiß er vielleicht die Gesetze und Regeln der Kunst, die todten Abstraktionen der Aesthetik; aber die Natur versagte ihm den Genius, der die Gränzen fühlt, ohne sie gelernt zu haben, der das Gefühl der Gestaltung, Beschränkung, und des harmonischen Ebenmaßes, der Theile, welche ein Ganzes bilden, fast möchte man sagen, schon in den Fingern hat. Es ist entsetzlich, einen jungen Mann gegen das Publikum kämpfen zu sehen, der schon mehr als zwanzig Bände geschrieben hat, und von der Vorstellung getrdstet zu sein scheint, daß das Publikum keinen Sinn mehr für die Poesie

habe. Die Idee macht den Dichter nicht. **Duller** hat Einbildungskraft, aber keine Poeſie.

Was iſt die Folge einer Autorſchaft, welche nichtsdeſtoweniger den Parnaß nicht verlaſſen will? Menſchen, welche Schatten ſind, Reden, wie ſie nie geſprochen wurden, Situationen, welche in der Luft ſchweben. Da ſieht man eine Aufregung, welche den Stoff beſchwört, ohne einen Stoff zu haben, eine fahrende Komödie, wo hölzerne Figuren zu Worten, die der Spieler hinter der Scene ſpricht, die verrenkteſten Geſtikulationen machen. Man ſieht einen theatraliſchen Aufputz, wie an den ſteifen und Furcht erregenden Aktionen, die von Wachsfiguren dargeſtellt werden.

Hätte **Duller** eine Ahnung davon, daß er kein Dichter iſt, ſo würde er zuweilen die Rhetorik zu Hilfe nehmen, um ſeinen Schöpfungen ein Pſeudoleben einzuhauchen. In meinem verſchollenen Roman iſt Jeronimo eine ſo aus

dem Nichts herausgequetschte Figur, die ich brauchte, um Cäsar und Wally in Paris zu vereinigen, und die mir ohne Leben unter den Händen blieb, ich mochte den kleinen Funken, der in ihr liegt, potenziren so hoch ich wollte. Es ging nicht. Jeronimo bleibt eine Romanenfigur, die, so bald der sie am Kopf haltende Faden einer rapiden und diesmal mit der Poesie vergebens um Liebe ringenden Darstellung ein wenig nachläßt, sogleich auf den Boden fällt, und eines hölzernen Todes stirbt. Bei Duller ist aber fast jede Figur so ohne Wesen. Sein neuestes Phantasiegemälde beweist die Behauptung. Es kommen Scenen darin vor, wo der Verstand still steht, wo man nur noch die einmal aufgezogene Sprachmaschine lallen hört, wo man Mitleiden mit einem Manne fühlt, der seit Jahren an dem Irrthume krankt, sich für einen Dichter zu halten.

Was die Verse und den maleriſchen Ausdruck dieſes Autors betrifft, ſo möchte man beide muſiviſch nennen. Bilder, von den ausgezeichnetſten Dichtern gebraucht, kommen bei **Duller** mit neuer Benutzung wieder, köſtliche Bezeichnungen, wie Dom, Phönix, Himmelsbaldachin, Gorgonenſchild u. ſ. w. treten in ſeinem Style auf, aber immer an Orten, wo der Prunk am wenigſten dazu dient, eine beſtimmte Thatſache hervorzuheben. In einer dramatiſchen Dichtung **Duller's**: der Goldmann, ſingen die untergeordnetſten Charaktere, z. B. Beſenbinder, in jenen Weiſen und Versmaßen, in welchen **Göthe** die himmliſchen Genien auftreten läßt. Man ſehe ſo ein **Duller**'ſches Gedicht an, das blizt und funkelt aus ihnen heraus, und ſieht man nach, ſo ſind es böhmiſche Steine. Es iſt ein Unglück, unſere ſchöne deutſche Sprache ſo verbraucht, und das Wort Kraft zumal an ſo viel Schwäche vergeudet zu ſehen.

Duller scheint es zu fühlen, daß er vor seiner Unruhe und Einbildungskraft Rettung haben müßte. Indem er sich aber zu diesem Zweck auf die Kritik geworfen hat, stürmt er über die Literatur mit einem Eifer her, der stets das Rechte will, und doch nichts Gutes schafft. Macht dies nicht eine Kritik schon unbequem, daß sie aus dem Mund eines Mannes kommt, von dem nicht ein einziges gutes Buch existirt?

Duller ist weder Dichter noch Kritiker. Für jenen hat er zuviel wirre Anschauungen und erlernte Formen, für diesen zu viel Schwäche des Gemüths und zu wenig Thatsachen des Studiums. Ich gebe ihn aber nicht auf. Es ist Etwas in Duller, was sich aus ihm entwickeln könnte, wenn er seine frühzeitig aufgeregte Produktion, die in eine Art starrer Krämpfe ausgeartet ist, sistiren, wenn er gänzlich jene Zeit abstreifen könnte, wo ihn der gute

Fortgang der Spindler'schen Muse zu ganz unreifen und knabenhaften Schöpfungen anspornte. Wenn wir wünschen, daß Duller zu einer Klarheit seines Innern kommen und den Mittelpunkt seiner Kräfte finden möchte, so wünschten wir wohl, er könne von Neuem geboren werden. Soll Duller etwas Tüchtiges leisten, so verlasse er zuerst in Betreff seiner Philosophie und poetischen Spekulation die Kreise des Holbein'schen Todtentanzes, aus welchen Duller alle seine Begriffe von Elend, Kronen und Ketten, Antichristen, Freund Hein, Narrenkappen, Mummenschanz u. s. f. zu entlehnen pflegt; sodann in Betreff der Darstellung verzichte er auf die Theaterroutine, die ihn noch immer veranlaßt hat, Helden zu schildern, welche ganz entsetzlich viel mit Worten fechten, und sogar in Romanen seitenlange Monologe halten; sodann auf gewisse Allgemeinheiten, wie Männlichkeit, oder auf die allgemeinste Allgemeinheit

Kraft, die ja immer das ſchwächſte iſt, wenn ſie nicht den richtigen Gegenſtand trifft; zulezt endlich auf ſeinen Sprachſchatz. **Duller** muß auf naive und kindliche Weiſe ſich noch einmal ganz zu bilden ſuchen. Es gibt nur eine Quelle, die ihn heilt, das iſt die Natur. In dieſen Jungbrunnen ſteige er, und neue Welten werden ihm aufgehen! — Seine Muſe werde ein ſchüchtern Kind, das ſpielend, neugierig, und mit klugem Aug in die Welt blickt; er fange an, das Einfachſte zu belauſchen, und mit den einfachſten Worten zu ſchildern; er reſignire völlig auf Das, was er ſchon beſizt, und werfe es von ſich, um die richtige Art zu lernen, es noch einmal aufzuheben. Könnte **Duller** ein Jahr lang die Feder ruhen laſſen, und mit vollkommner Entſagung blos in dem Tempel der Natur, und auf dem Markte des Lebens verkehren, begnügte er ſich, zu ſehen und zu hören, und brauchte, um von den neuen Gegenſtänden Vorſtellungen

zu haben, keinen einzigen seiner ihm aus der dann abgeschlossenen Periode noch anklebenden hochfahrenden und allzeit fertigen Ausdrücke; er würde gesunden, die innere Knospe seiner Poesie würde aufbrechen, und die Literatur einen Jünger gewinnen, der ihr bis jezt noch keinen Nutzen gebracht hat.

Die ausgezeichnetste Erscheinung der neuern deutschen Literatur ist unstreitig der Roman Scipio Cicala. Ein Werk der Bewunderung für **Walter Scott**, übertrifft es doch diesen bei weitem, nicht nur in seinen Fehlern, die hier vermieden worden sind, sondern selbst in seinen Vorzügen. Der ungenannte, jezt aber schon errathene Verfasser, spricht sich in einer geistvollen Vorrede über seine Stellung zu **Walter Scott** aus. Man muß die billige Anerkennung des ehrenwerthen Baronets und Gründers des

historischen Romans an dem Verfasser des Scipio Cicala um so mehr schätzen, als diesen gerade so Vieles zu einem Vorzuge vor seinem Meister berechtigte.

In dieser Vorrede hätte sich aber der Verfasser über die Quellen seiner Geschichte bestimmter erklären sollen. Er spricht von einer alten Handschrift, die die Grundlage des Ganzen bilde, und von mehren Nebenquellen, die er zur Erweiterung seines Planes benuzt hätte. Er scheint an manchen Stellen nur wörtliche Uebersetzungen zu geben, und diese kehren so häufig wieder, daß man auf eine genaue Kenntniß seiner Autorität begierig wird. Bedenkt man, daß solche Stellen gerade die geistvollsten und witzigsten Gespräche, überhaupt eine Zierde dieses Buches sind, so sezt dies eine kunstreich überarbeitete Quelle voraus, über die uns der Verfasser keine Aufklärung hätte schuldig bleiben sollen. Doch läßt sich bald, was dem Verfasser um

jeden Preis eigenthümlich ist, errathen, und man wird keinen Anstand nehmen, dazu die Schilderungen der italienischen Natur, die Frucht einer eigenen Anschauung, und die Ausführung der wunderbaren und zauberhaften Elemente, deren erste Anlage unverkennbar den alten Papieren gebührt, zu rechnen. Und doch ist vielleicht dies Vorschützen von Quellen nur eine Mystifikation, die auf Rechnung der **Walter Scott**'schen Nachahmung kommt.

Die Charaktere der Dichtung sind wahr ergriffen, und lebendig wiedergegeben. Die Sprache ist überaus reich und gewählt, und verräth überall eine seltene Bildung; die anziehendsten Episoden, die den Stempel einer feinen Beobachtungsgabe tragen, wechseln mit geistvollen Bemerkungen ab, dem Resultate einer langen und ernsten Lebenserfahrung. Wir müssen diese Tugenden um so mehr hervorheben, als wir uns später auch eines Tadels zu entledigen

haben, den wir bei einem ſo klaſſiſchen Werke nicht ohne Gegengewicht laſſen dürfen.

Scipio's und Narciſſens Charakter ſind vortrefflich gehalten. Scipio iſt kein Himmelsſtürmer, kein tragiſcher Jambenheld, ſondern eine anſpruchloſe beſcheidene Natur, die im Element der Ehre, Tapferkeit, kurz aller ritterlichen Tugenden einheimiſch iſt. Scipio hat kaum das männliche Alter erreicht, und ſo ſind alle ſeine Begegniſſe einem kindlichen Jugendmuthe angemeſſen. Der Verfaſſer hat dieſe liebenswürdige Unbefangenheit gut zu ſchildern gewußt. Die Vorliebe, mit der er ſeinen Helden behandelt, geht über das Erlaubte nicht hinaus; er läßt ihn immer nach den gebietenden Umſtänden handeln, und den Veranſtaltungen Anderer folgen, die von dem jungen Manne nur Ritterliches und Ehrenhaftes fordern. Dies iſt ein feines Geſetz für den Erzähler, das man aber ſelten

beachtet finden wird. Narciſſa iſt Philine im edeln Styl.

Die Mäßigung des Verfaſſers in Naturſchilderungen iſt um ſo lobenswerther, als er darin einem Geſetze folgt. Man muß lachen, wenn man unſere ſchmutzigen Leihbibliotheken-Romane beginnen hört: Fürchterlich tobte der Sturm, aber fürchterlicher noch tobte es in Alonzo's Bruſt! Es iſt aber ein guter Inſtinkt, der unſere Leibrock und Hildebrandt ſo reden läßt. Eine Naturſcene, die völlig im Widerſpruch mit der Gemüthsſtimmung des in ihr Aufgeführten ſteht, macht eher einen komiſchen, wenigſtens den entgegengeſezten Eindruck, als man beabſichtigt. Der Verfaſſer iſt hierin ſehr berechnet zu Wege gegangen. Die ihm unendlich oft dargebotene Gelegenheit zu italieniſchen Landſchaftsgemälden verſchmäht er gänzlich, wenn ſeinen Perſonen die Stimmung fehlt, die für die

Naturbetrachtung nicht immer dieſelbe iſt. Daran erkennt man die Bekanntſchaft mit einem tiefen pſychologiſchen Geſetze. Die Natur ſteht unter der Herrſchaft des Gemüths, und ſie wird uns nie anders erſcheinen, als wir ſie anſehen.

Nun aber den Tadel betreffend, ſo weiß man, daß die Abneigung gegen **Walter Scott**, die ſo ſchnell den frühern Enthuſiasmus verdrängte, auf Rechnung ſeiner politiſchen Grundſätze kam. Für den Dichter wären dieſe Grundſätze meiner Ueberzeugung nach gleichgültig geweſen, hätte er ſie in dem Leben Napoleons nicht auch politiſch und hiſtoriſch geltend machen wollen; allein an **Walter Scott** bemerkte man nicht ſo ſehr den Legitimitätseifer, als vielmehr einen Ariſtokratismus, der ſich ſogar nicht ſcheute, mit dem Prätendenten die Fahne der Empörung aufzuſtecken. Unſer Verfaſſer kehrt aber dies Verhältniß um, und beklagt

Scipio, daß er sich gegen die bestehende Staatsgewalt auflehnt!

Ueberhaupt stimmt der Verfasser gegen den Schluß seines Werkes einen gar fremdartigen Ton an; er bejammert seinen jungen Helden, wirft ihm seine hochverrätherischen Absichten vor, und bringt diese sogar, wie es ein Prediger thun würde, mit seinem zunehmenden Mangel an christlicher Gesinnung in Verbindung. Es klingt sonderbar, einem Neapolitaner des sechzehnten Jahrhunderts, einem von Kindheit an heidnischen Katholiken, Vorwürfe wegen seines Christenthums zu machen. Der Verfasser spricht in seiner Vorrede so schön über die Wahrheit der Poesie, warum sollen Ehre, Hochherzigkeit, Freiheitsliebe in des Dichters Wagschale nicht mehr wiegen, als die sogenannte bestehende Staatsgewalt?

Ja selbst die Annahme des Turbans hätte den Verfasser

nicht bewegen ſollen, von dieſem Augenblick an über Scipio die Achſel zu zucken; dieſe Verirrung ließ ſich rechtfertigen, und gerade am meiſten durch die Umſtände, die im Vorangegangenen mit ſo vieler Vorliebe geſchildert worden ſind. Auch in Porzien nur den Engel und die beſſere Hälfte Scipio's zu ſehen, iſt ungerecht, vielmehr war die Trennung, die das Geſchick über beide verhängte, die nothwendige Folge dieſes Verhältniſſes, das durch einen Frevel herbeigeführt, eben durch den wahren Ausdruck charaktervoller männlicher Unabhängigkeit wieder aufgehoben werden mußte.

Den Preis zunächſt verdient die hohe Braut, ein Roman von **Heinrich König**.

Etwas Claſſiſches liegt in dieſem Buche; doch ſind nicht auch die alten Hermen claſſiſch? Hermen nannte man jene

Bildsäulen, welche vom Kopf bis zum Nabel eine vollkommene Statue ausdrückten, doch der Arme ermangelten, und nach unten hin sich in einen formlosen Stein verloren. Kein Vergleich möchte den Eindruck dieses Romans passender wieder geben. Läßt sich die Schönheit der Exposition verkennen? Sind die ersten Physiognomien je schöner ausgeprägt worden? Das Haupt, der Nacken, die Brust sind meisterhaft gearbeitet, aber schon oben werden die Arme vergessen, und nach unten lös't sich Alles in einen sinnlosen Block, in eine unausgeprägte Steinmasse auf, an welcher die glättende Kunst des Meißels vergebens verschwendet ist.

Der Titel „Die hohe Braut" erinnert auf eine für das Buch schädliche Weise an das hohe Lied und die doppelte Auslegung der in ihm gepriesenen Braut. Man sieht gleich in den ersten Kapiteln, daß das neue Evangelium, die Freiheit, in dem Romane die Grundlage bildet, und rechnet

fest darauf, Anfang und Ende ziele auf das erhabene Idol der Völkeranbetung. Man glaubt, der Verfasser wolle das „heimliche Klagelied der Junggesellen“ dieser Zeit singen, und den Zwiespalt der bürgerlichen Liebe mit der heiligen und gefahrvollen Sache des Vaterlandes in ein tragisches Licht setzen, allein für die vielen Seufzer, welche diese Trennung zweier Interessen schon gekostet hat, soll der Dichter erst noch gefunden werden.

König's hohe Braut ist nur insofern eine hohe, als sie von einem Schulzensohn geliebt wird, und die Tochter eines Marchese ist; sie würde die hohe Braut nicht mehr sein, wenn sie von Jemanden geliebt wäre, dessen bürgerliche Stellung höher als die ihrige läge. Genug, Blanka ist die Tochter des Marchese Malvi. Ein treuer Diener seines Herrn, des Königs Victor Amadeus von Savoyen, verbietet er Giuseppen das Schloß, seitdem er des jungen

Menschen Neigung für Blanka bemerkt. Er thut dies um so eher, als er in Giuseppen viel revolutionären Ansteckungsstoff zu finden glaubt. Dies war eine Präsumtion, welche keinen Grund hatte. Giuseppe war ein guter Jäger, ein frommer Beichtgänger, ein verliebter Milchbruder Blanka's. Er weiß Nichts von der Revolution, kennt überhaupt die Welt nur bis zum Ende des Horizontes, der sich über seinem Dorfe wölbt, und wird zulezt, wo er mit einigen entarteten Söhnen der Freiheit in Berührung kommt, sogar ein Gegner der neuen Lehre. Schwärmerei, Idealität finden in seine Seele keinen Eingang, und die dämmernde Ahnung Dessen, was sich in seiner Zeit entwickelte, verdankte er nur den Unterweisungen eines Bettlers auf der Landstraße und eines Priesters im Beichtstuhle. Was war ihm die Revolution?

Und doch war er bestimmt, um ihretwillen zu leiden.

Die Meinung, welche er am wenigsten verdiente, verfolgte ihn. In dieser Lage machte er Bekanntschaft mit einem Genuesen, der im Geheimen das Revolutionswerk von Nizza leitete. Er kommt mit den Verschwörern im Gebirg zusammen, unter denen sich auch nicht ein einziger würdiger Repräsentant der neuen Lehre findet. Giuseppe wendet sich ab von diesen Verstümmelungen der Freiheitsidee, welche der Verfasser mit vieler Vorliebe zeichnet, er versagt es kurzweg, sich zu irgend einem Plane brauchen zu lassen. Dennoch zieht sich die Verbindung mit dem Genuesen immer fester zusammen. Es war ein gleiches Schicksal, das Beide in der Liebe theilten. Der Genuese hatte über seinen Stand hinausgewählt, die Tochter des Grafen Rivoli liebte ihn, er entführte sie und lud den Fluch und die Verfolgung der Familie auf sich und seine Geliebte. Die Revolution arbeitete seinen Plänen in die Hand; er rechnete auf die

Abschaffung des Adels und suchte die Zeit, wo er sich mit seiner Geliebten ohne Weitres vermählen durfte, mit Gewalt zu beschleunigen. Giuseppe vermochte diesen Combinationen nicht zu widersprechen, es lag zu viel logische Wahrheit darin, seine Liebe überredete ihn eine Zeitlang, sie auch moralisch zu finden. Doch war noch kein Entschluß in ihm vollkommen reif, der Horizont seines Dorfes verfolgte ihn noch überall. Die Verschwörer im Gebirge bedrohten des Marchesen Leben, und lauerten ihm auf, als er von Turin mit seiner Tochter heimkehrte. Giuseppe warnt ihn und rettet ihm das Leben. Aus Dankbarkeit verspricht ihm der Aristokrat, daß er beim ersten Feste im Dorfe mit seiner Tochter tanzen dürfe. Giuseppe jubelt; was ist ihm die Revolution? Er muß sie verwünschen; denn sie schiebt nur seinen Tanz auf, sie verzögert es, daß er Blanka's Kleid berühren darf. Die verdammte Revolution! Der Marchese

findet keine Zeit, im Dorfe tanzen zu laſſen! Ha, endlich wird getanzt. Aber wie haben ſich die Dinge verändert! Blanka iſt nicht mehr frei, ſie feiert ihre Verlobung, der junge Graf Rivoli iſt der Glückliche, der natürliche Schwager des Genueſen. Giuſeppe findet ſie unter der Linde des Dorfs am Arme eines Andern, dennoch will er tanzen, Blanka fällt in Ohnmacht, Rivoli zieht den Degen, Giuſeppe wird mit Hunden gehezt und entſpringt. Er wüthet; gegen Blanka? Nein. Gegen den Marcheſe? Nein. Gegen Rivoli? Vielleicht; aber nur einen Augenblick; denn er ſieht, wie ſich des Genueſen Zorn gegen dieſen wendet. „Was geht mich Rivoli an!“ ruft er aus, „der mag ſehen, wie er mit ſeinem Schwager fertig wird.“ Des Genueſen Geliebte wird von ihrem Bruder Rivoli mißhandelt, ſie ertrinkt, der Zorn des Genueſen kocht und Giuſeppe wird in die Gährung hineingeriſſen. Er fängt an, für den Augenblick

Einiges zu thun; er weiß ja, daß der Adel und die Mesalliancen abgeschafft werden. Er greift Nizza an, er stürmt die Festung, und wird mit seinem Freunde gefangen. Sie sind zum Tode verurtheitt, Blanka ist ängstlich, sie bittet, man möchte Etwas für Giuseppe thun; sie glaubt, er ist losgesprochen, und fährt nach Nizza, um sich mit Rivoli zu vermählen. Der Zufall befreit die beiden Gefangenen, der Genueſe ermordet Rivoli am Traualtare, Beide fliehen.

Der Faden der Erzählung muß dem Verfasser hier plötzlich gerissen sein, er spinnt ihn von Neuem an. Giuseppe tritt mit anderem Namen auf, er hat den Genueſen und die Republik verlassen, er geht zur savoyischen Armee über. Seine breiten Schultern empfahlen ihn den Umgebungen des Königs; denn er trug die Frau eines Ministers den Mont Cenis hinauf, als diese in Gefahr war, von einer Lawine verschüttet zu werden. Giuseppe schwärmt für die

Sache des Königs; er bekommt die Epauletts, wird Major, erhält den Adel, befreit sich von dem Verdachte, Rivoli ermordet zu haben, tritt vor die erröthende Blanka und darf sie heimführen, seine hohe, jezt erstiegene Braut.

Diese Umrisse des Ganzen geben bei weitem nicht den Eindruck, den der Verfasser durch eine Menge einzelner Schönheiten, durch anziehende Nebencharaktere, durch eine durchweg, wenn auch nicht frische, blutvolle, energische, doch geistreiche und künstliche Behandlung im Ganzen erreicht hat. Allein um ihretwillen ist alles Uebrige da, und, wie sehr auch umrankt von den kunstvollsten Arabesken, treten einige Personen, welche das Ganze auf ihren Schultern tragen, doch entschieden in den Vordergrund. Man muß gestehen, daß die beiden Hauptfiguren, Blanka und Giuseppe, das wenigste Interesse einflößen. Giuseppe ist

ein völlig untergeordneter Charakter, ein Schulzensohn, der sich wenig über seine Geburt erhebt und den Anflug des Adels nur darin blicken läßt, daß er fortwährend unnützen Beschäftigungen nachgeht. Seine Gedankenlosigkeit ist kein poetischer Zauber, der seine Erscheinung höbe. Wo nimmt er den Anlauf, mehr zu sein, als wozu ihn die Natur bestimmte? Was sollte ihn der Liebe Blanka's würdig machen? Seine Gewandtheit, in den Gebirgsteichen Forellen zu fangen? Seine erlegten Eber, die er selbst auf das Schloß trägt? Seine frommen Besuche der Dorfkirche? Seine Jugend, welche Blanka bestimmte, bei den ihn treffenden Beschuldigungen für ihn gut zu sagen? Nein, wir finden nirgends einen Grund zur Liebe des Schulzensohns, den der Verfasser so gut und zahm schildert, daß er ihm unter der Hand das Interesse verliert. Er muß die Erzählung von Neuem wieder aufnehmen, Giuseppen plötzlich in den

Reiz des Geheimnißvollen kleiden, ihm einen falschen Namen geben, und ihn so eben zu halten suchen.

Noch uninteressanter ist Blanka, die sogenannte hohe Braut. Sie zittert, von Giuseppen zu sprechen. Sie fürchtet, der Leser könne ihr Vorwürfe machen, daß sie ihn nicht liebe. Durchaus nicht, meine Schöne! Welches Glück für Ihre Zukunft kann Ihnen denn der Schulzensohn gewähren, der sich einmal in den Kopf gesezt hat, in die Tochter seiner Gutsherrschaft verliebt zu sein? Blanka sieht das auch endlich ein, sie verlobt sich einem ihr Ebenbürtigen. Mußte sie jezt nicht allen Reiz für Giuseppe verloren haben! Für Giuseppe nicht; er liebt sie noch, als sie schon vor dem Traualtare mit Rivoli gestanden, und Blanka, da sie durch Rivoli's Ermordung eine verwittwete Jungfrau geworden, greift immer noch zuweilen an ihren klopfenden Busen, und frägt: „Für wen schlägt denn dies stürmische

Herz?“ Sie gesteht sich denn erröthend: „Für Giuseppe, den Schulzensohn, den du am Traualtare verrathen hast!“ Nein, wir wollen nicht sagen, daß der Verfasser diese Prüderieen beabsichtigt hat; es ist viel Natürlichkeit und Lebensfrische in seinem Gemälde, aber sein Stoff ist ihm in diese fatale Tendenz ausgeschlagen, ohne daß er's wußte. Ich glaube, er hatte seine beiden Leute schon lange aufgegeben, als er noch genöthigt war, an ihnen zu meißeln und zu hämmern, und ihre Erscheinung wenigstens zu einer scheinbaren Vollendung zu bringen.

Auch in den Nebencharakteren befriedigt nicht Alles. Cola, ein Landstreicher, der den Philosophen spielt, und immer da eintrifft, wo er nöthig ist, erinnert an einen widerlichen Typus unserer Romane. In der vortrefflichen Scene zu Eze am Meere behandelt der Genueſe diesen Bettler mit einer solchen entsprechenden Rücksichtslosigkeit, zu

der ſich der Verfaſſer ſelbſt nicht einmal hat erheben können. Die Geſpräche zwiſchen Franzesko und der alten Baronin ermüden, und die Behandlung, welche dieſe zulezt jenem angedeihen läßt, iſt widerlich; denn der Verfaſſer wollte doch mit der ganzen wunderlichen Myſtification, welche ſich die Baronin gegen den Prieſter erlaubt, nur eine Notiz über ihr früheres Leben retten, welche er, um auch der alten Baronin etwas Charakteriſtiſches zu geben, früher ohne alle Vorbereitung und Erwartung beigefügt hatte. Zulezt verliert ſich der Verfaſſer auf eine ſpaßhafte Weiſe in die Poeſie der Schwangerſchaft. Ich wundere mich, daß der Verfaſſer die ganze Abgeſchmacktheit der ſüßen, verſchämten, erröthenden Geheimnißkrämerei nicht gefühlt hat. Wie albern benimmt ſich die junge Baronin, als ſie von Viertelſtunde zu Viertelſtunde in das Kabinet ihres Mannes tritt, um ihm Etwas zu ſagen, was er gar nicht verſtehen

will, und wie sie immer wieder kömmt, und immer wieder erröthet, und er immer noch Nichts merken will! Es hält schwer, an Personen, welche sich so verirren, ein Interesse zu nehmen.

Die reichsten Vorzüge dieses Romans liegen unstreitig in den feinen Bemerkungen des Verfassers über Zeitgeist, Revolution, Adelsherrschaft. Zwar ist der Verfasser in seiner Vorsicht, die Schönheit nicht auf Rechnung der politischen Meinung zu setzen, zu weit gegangen, indem er wenigstens einen würdigen Repräsentanten der Revolution hätte aufstellen sollen, allein es ist unverkennbar, daß ihm in jenen Partieen doch seine Begeisterung die Farben lieh.

August Lewald scheint zwar das Romanenfach gänzlich aufgegeben zu haben, und sich in anderen Gebieten auszeichnen zu wollen, doch wählte er für seine romantischen

Erfindungen immer die glücklichsten Staffagen. Er hat die Menschen in ihrem Treiben mannigfach beobachtet, und besitzt ein feines Auge für das Auſſerordentliche in unſeren Begegniſſen. Jede ſeiner kleinen Novellen wird von einer neuen spannenden Situation ausgehen, wo es unverkennbar iſt, wie ihm irgend eine poetiſche Beobachtung hierzu die Veranlaſſung gegeben. —

Ein gröſserer romantiſcher Verſuch, Gorgona, iſt ihm, was die poetiſche Ausführung anlangt, minder gelungen. Die Geſtalten, welche er ſeine vortreffliche Auffaſſung der Zeit beleben läſst, ſcheiden ſich aus dem dunkeln Hintergrunde nicht lebhaft heraus, eine deckt wohl gar die andere, oder wenigſtens, wo ſo viel Licht in ſein Gemälde hineinfällt, daſs irgend eine Figur einen Schatten werfen kann, da wird dieſer immer störend die Phyſiognomie einer andern Figur verhüllen. Lewald opfert ſeine Perſonen

ihren Schickſalen auf. Die Lagen, in welche ſie gerathen, intereſſiren ihn weit mehr, als die Charaktere, welche damit oft in Widerſpruch ſtehen.

Sonſt hat **Lewald** in Paris zu dieſem Gemälde des franzöſiſchen Mittelalters vortreffliche Studien gemacht. Die phantaſtiſchen Schauer des vierzehnten Jahrhunderts durchrieſeln uns. Die Nebelgeſtalten der chymiſchen Zauberwelt tanzen vor der erregten Einbildungskraft ihre geſpenſtiſchen Reigen. Das Bild, welches uns der Verfaſſer von dieſer Zeit gibt, iſt treu und in ſeinem Detail vielleicht einzig. — Sinnlichkeit und Herrſchſucht bemächtigten ſich des Zauberglaubens jenes finſtern Jahrhunderts. Die Schätze der Juden ſind blos geſtellt, weil die kecke Behauptung, der Jude habe die Hoſtie gekocht, hinreichte, für ihn einen Scheiterhaufen zu ſchüren. Der politiſche Einfluß der geiſtlichen Orden fiel mit der ſiegreichen Beſchuldigung, als

hielten ſie geheimnißvolle Zwieſprache mit den dämoniſchen Kräften der Natur. Die leidenſchaftliche Genußſucht der höchſten Frauen baute abgelegene Thürme, deren Weichbild rings mit grauenhaften Sagen bevölkert wurde, und welche dazu dienen mußten, die Opfer ihrer Verführung zu verlocken und auf ewig ſtumm zu machen. Straßenraub, Vagantenunfug, Waldleben waren frei gegeben. Die Geſetze ſchwiegen und Jedes Sicherheit war auf die Spitze ſeines eigenen Schwertes geſtellt. Endlich lag der bei Weitem grauenhafteſte Zug jener Zeiten in der myſtiſchen Auffaſſung der alten Sage von Pygmalion. Man ſuchte die todten Kräfte der Natur zu beleben, und ihren geheimnißvollen Lauten eine verſtändliche Sprache unterzuſchieben. Wir wiſſen aus unſeren eigenen Dichtern jener Zeiten (**Wolfram von Eſchenbach**) welche geheimen Zauber den Steinen beigelegt wurden, aber man ging noch weiter. Man hielt

die Kunst des Bildners für einen Fortschritt zur lebendigen Schöpfung, und suchte unermüdet nach jenen verloren gegangenen Formeln, von denen man behauptete, daß sie in der Materie ein erloschenes Leben wieder anfachten. Das Leben wurde mit dem Tode in Rapport gesezt. Man schwur, daß die Manipulationen, welche einem Bilde von Thon oder Wachs angethan wurden, in dem entfernten Wesen, das es vorstellen sollte, Liebe und Leid hervorbringen könnten. Ja, es ging der Glaube, viele Menschen seien nur Produkte eines Zauberers und müßten in Asche zusammenstürzen, spräche ihr Meister die Formel ihres Daseins aus. Noch grauenhafter war der Glaube an die Verjüngung des Alters durch blutige Opfer, ein Volkswahn, von dem sich noch im vorigen Jahrhunderte Spuren in Paris vorfanden. Und wurden alle diese grauenhaften Verirrungen nicht durch die Verfolgungen, welche sie trafen, überboten? Die

Sorbonne wüthete, aber nicht gegen den Wahn dieſes Glaubens, ſondern gegen ſeine Kraft, gegen die Beſchwörungen des Teufels, deren Wirkſamkeit ſie niemals außer Zweifel ſtellte. Daher die Hexenproceſſe, die Judenverfolgungen, die Anklagen Einzelner, welche Verkehr mit der Unterwelt treiben ſollten. Die Gerechtigkeit, gleich ſcheußlich, wie das Verbrechen.

Einen ganz neuen Standpunkt nimmt **Lewald** in ſeinem *Panorama von München* ein. Könnten ſich die Deutſchen zu einer Weltanſchauung erheben, wie ſie in dieſem vortrefflichen Buche herrſcht, ſo würden wir vor unſerer Metamorphoſe ſelbſt erſchrecken. Wie kämet ihr euch wohl vor, wenn plötzlich eure Nachtmütze gefiedert in die Luft flöge und in den Wolken verſchwände, wenn ihr als Männer von Welt und Ton nicht mehr das Stichblatt

fremder Nationen wäret, wenn ihr Austern mit Burgunder zu einem Nationalessen erhöbet, und es endlich einmal lerntet, mit Anstand und Würde zu repräsentiren! Die Literatur soll der Revolution der Sitten immer vorangehen. Aber welche Sitten konnten folgen, so lange die Literatur au quatrième wohnte, Schuhe mit eisernen Absätzen trug, und Priesterleibröcke, worin Tinte die mit weißem Zwirn genähten Schäden schwarz färbte? Unsere Literatur von gestern, das liebe Augustäische Zeitalter, konnte ohne Mäcene nicht sein, das heißt nicht ohne Tafelabhub, Entwürdigung und Gelegenheitsgedichte. Des Gönners Blick war der Muse Sonnenschein. Die Poesie konnte wie Salmasius wohl eine phrygische Sarabande tanzen, aber nicht anständig auf dem Stuhl sitzen. Sie wußte nicht, wie man Pasteten essen soll, ob mit der Gabel oder mit dem Finger, und konnte trotz einem Schulzen, den die Gutsherrschaft an ihre Tafel zieht, sich

nicht entwöhnen, mit Brod die übrig gebliebene Sauce eines Bratens von dem Teller zu wischen. Das wird Alles anders. Wir haben keine Fürsten mehr, welche die Literatur in Schutz nehmen, wenig Mäcene, welche eine Ehre darin suchen, ihre Salons durch literarische Renommeen zu zieren, die Literatur antichambrirt nicht mehr, sie kann sich einen Gig und zwei Fuchsblessen halten, eine Loge in der großen Oper auf das ganze Jahr bezahlen und ein Albano vor dem Thore miethen, um welches die Mäcene von ehemals sie beneiden. Unsre Literatur ist endlich aus den Schulden heraus, und au comptant gekommen. Der arme Poet Kindlein und die Dachstube ist jezt eine Chimäre.

Ich darf nicht sagen, daß ich in **August Lewald** nichts sehe, als den vollendetsten Repräsentanten dieser bürgerlichen Noblesse unserer Literatur. Wie schön, wenn zu dem Weltmanne noch der Werth einer wirklichen poetischen

Zulänglichkeit kommt, Scharfblick, witzige Combination, schöpferisches Vermögen! In der That ist die ruhige und englische Haltung **Lewald's**, sein Plie und die kleine Koketterie etwa mit einem neuen au duc d'Orleans dessinirten Gilet nur die äußre Hülle, ich möchte sagen, die stylistische Hülle eines tiefen Geistes, der die menschlichen Zustände mit klarstem Auge durchschaut, die Hülle einer genialen Neuerung in der Literatur, welche wir wahrlich nur diesem Namen verdanken. Denn kann man **Weber's** Anekdotenjagd, des Fürsten **Pückler** Einseitigkeit nach dem Plebejischen und Ordinären hin die rechten Belege zur Reise- und Memoiren-Literatur nennen? Wahrlich nicht: hier überwog noch immer ein specielles subjectives Interesse, das in **Lewald** gänzlich verschwindet; denn er ist thatsächlich, hingebend, plastisch schön.

Es war auch nur eine halbe Wahrheit, wenn ich in

Lewald das Noble so ausdrücklich hervorhob; denn seht, ihr werdet ihn öfter noch finden, in einem grauen Malerkittel, mit Farben beklekst, Kalkstaub in dem Haar, die Finger kolorirt von dem Abfall der Palette — so zuweilen — und ein Andermal im Reisehemd, ein Portefeuille unterm Arm, als Fußwanderer, der die Gebirgsrücken ersteigt, und dann mitten unter Kirchweihfesten, jubelnd, wenn der Kopf eines Adlers auf der Stange von dem besten Schützen des Dorfes getroffen ist, populär zufrieden mit einem harten, aber reinlichen Bette, kurz er ist in diesem Sinne ein Mann des Augenblicks, einer der Geschöpfe, welche Gott am liebsten sind, weil sie selten murren und höchstens nur dann, wenn sie für theures Geld schlechte Bedienung bekommen, sonst aber sauber und demüthig alles Glück der Zeitgenossen einregistriren und über die Momente des Lebens, über die bunte Existenz der Menschheit originelle und lesenswerthe

Bücher führen. Hier ist es am Platz, das zu wiederholen, was über **A. Lewald** schon so oft gesagt worden ist, daß er als der beste Genremaler unserer Literatur gelten muß.

Das gegenwärtige Panorama einer im Augenblick immer wichtiger werdenden deutschen Hauptstadt bietet uns den Verfasser in allen einzelnen Nüancen seiner Meisterschaft. Bald sehen wir den Weltmann, der gereis't ist, und vergleichen kann, der auch oft recht spöttisch lacht, wo es am Orte ist, bald den Dilettanten, der sich zu den Bestrebungen der Kunst gesellt, sich belehren läßt und belehrt, hört, prüft und zulezt an etwas appellirt, was über Manier, Schule und Ideologie erhaben ist, an das gesunde Urtheil; bald den Volksfreund, welcher an die Thüre der niedern Stände bescheiden pocht, und auf eine kurze Weile Freude und Glück auch bei der Armuth um sich verbreitet, da er die Armuth belauscht, und sich theilnehmend erkundigt, was sie hofft,

glaubt, wie viel Kinder sie hat, und was sie wöchentlich verdiene? Und in all diesen Thätigkeiten kehrt immer Eines wieder, was das Schönste ist, die Monotonie derselben künstlerischen Auffassung, ein Styl, welcher nichts verdirbt, Worte, die veredelnde Kraft haben. —

Für die schönste Piece des Ganzen halt' ich den Abschnitt: Bei den Franziskanern; denn hier erhebt sich nicht nur das Genre zur Novelle, sondern man wird sogar zurückgewiesen auf die alte Lessing'sche Frage, wie weit die Gränzen zwischen Poesie und Malerei gezogen sein dürfen? Die weißgetünchte Halle des Klosters, der gedeckte Tisch, die hölzernen Löffel, die Märtyrergemälde, die Vogelbauer an den Fenstern, draußen der Garten mit dem herbstlichen Laub und den Astern, und zuletzt der Bruder Küchenmeister, der mit hochaufgehobener Kutte etwas Selleri für die Abendsuppe sammelt — hier bleibt keiner Kunst mehr

etwas hinzuzufügen übrig. Man legt erstaunt einen Moment das Buch zur Seite, bedeckt das Auge und sezt sich aus unsichtbaren und geheimnißvollen Farben das reizendste Gemälde zusammen, ohne sonst die kleinste Contur mit der Kohle zeichnen zu können. Das ist ein Sieg über alle darstellenden Künste, welcher der ächten Poesie niemals genommen werden kann.

Ludwig Storch ist eine gesunde frische Natur. Er haut wie ein Husar in seinen Gegenstand ein. Man vergibt ihm eine Ausschweifung, denn er raffinirt nicht, er strozt von guter Laune. **Storch** schreibt alle Augenblicke Etwas, was sich nicht recht fügt und einrenkt; aber er ist ohne Prätension, fängt von Frischem an, und gelingt es ihm wieder nicht, so lacht er zuerst, und jubelt, wenn man ausruft: Es ist doch Alles dummes Zeug in der Welt!

Storch ist keck und übermüthig. Man sieht es ihm an, daß er, statt zu schreiben, es weit lieber hätte, wenn er Jemanden prügeln könnte. Er schreibt auch nur so, daß man glaubt, er halte unter dem Schlafrock einen großen Stock zwischen den Beinen versteckt. Noch nie ist mir der Liberalismus, dem der wackre Mann übrigens mit Leib und Seele, und aller nur möglichen Auswanderungslust zugethan ist, so raufsüchtig und händellustig vorgekommen, als bei **Storch**.

Velani ist weit exakter und detaillirter als **Storch**. **Storch** skizzirt und beißt sich durch seinen Stoff durch, wie es grade geht; **Velani** malt aus, ist pointillös und abgerundet. Man kann gar nicht läugnen, daß **Velani** viel Praxis und Takt besitzt; er hat die Welt kennen gelernt, und spricht mit dem Tone einer reifen, oft überreifen

Erfahrung. **Velani** ist ein ausgesogener Weltmann, der, was ihm an Kraft und Jugend fehlt, durch Raffinement ersezt. Bei **Storch** laufen die beiden Geschlechter unverschämt naiv zusammen, und seine Weibsbilder sind so originell, daß sie sich immer von selbst den Männern an den Hals werfen. Das Sinnliche ist bei **Storch** Uebersprudeln der Natur, und wenn sich einmal die Gelegenheit dargeboten hat, Nichtlassenkönnen; **Velani** aber kalkulirt, kuppelt, hat irgend etwas Bestimmtes im Auge und führt die verdächtigen Scenen mit Absicht herbei; er will, daß man seine Phantasie an Blicken hinter Vorhänge erhitzen soll, das taugt wahrlich nicht!

Der Kreis von Anschauungen, in denen sich **von Eichendorff** bewegt, ist klein aber reizend. Es gibt einige Situationen der Natur, welche Niemand so warm

empfunden hat, als dieſer Dichter, welcher nahe an der Schneelinie in Königsberg in Preußen wohnt. In dieſem Manne lebt nur Wanderluſt, die Natur nicht in ihren Schauern, ſondern in ihrer trauten Heimlichkeit; in ſeinen Gedanken blizt Alles von Morgenthau und Sonnenſchein. Es ſcheint, als könne man nur ſo in Deutſchland empfinden, in einem Lande, das in ſeinen Harzgründen, in ſeinen Oderbrüchen, in ſeinen Nachtigallenhainen an den Elbufern, in ſeinen Rheingauen, und den lachenden Neckarthälern mit hellen Kloſterglocken und einer immer wachen hiſtoriſchen Erinnerung, ſo ungemein viel ſanfte, beſcheidene und wehmüthige Poeſie verbirgt. **Eichendorff** jubelt, wenn man ihm eine einfache Scene vorführt, wie ihr ſie alle erlebt habt. Ihr wandert durch einen Wieſenplan, die Lerche ſteigt, ein fernes Glöcklein ruft, Ihr tretet in einen Buſch, der Specht hackt in der Nähe, da kommt der Jäger aus

dem Laub, der hat einen grünen Strauß am Hut — **Eichendorff** schwelgt! Oder es ist Herbst, der Regen klatscht an die hohen Fenster eines Schlosses, das Euch beherbergt, die Kastanien in der Allee platzen, weit im Walde schallen sanfte Waldhornklänge, der Jäger bläs't dem Sommer Abschied. Am Morgen tretet ihr hinaus in den Schloßgarten, es ist Alles frisch, die Sonne meint es gut, sie denkt noch sommerlich, aber das Laub verdünnt sich schon, und in der Weite sieht man melancholische Statuen durch die offenen Bäume glänzen. Da ist wieder **Eichendorff**. Oder macht es so wie ich, und besucht Heidelberg, den Kaiserstuhl deutscher Romantik, des Nachts: da schwimmt die dämmernde Stadt in dem murmelnden Neckar, tausend Lichter spiegeln sich im Flusse, ein Anblick, nicht so erhaben wie Venedig, aber geisterhaft und geheimnißvoll, hier der Gesang eines lauten Chors, dort tiefe Stille, nur ein gemüthlicher Student

spielt die Cither; Alles ernst, selig und übermannend, Alles Poesie. Ich habe diesen Traum zweimal erlebt und dabei immer an **Eichendorff** gedacht.

Eichendorff spricht und singt oft von der „guten alten Zeit." Nehmt das nicht so genau! Es ist nicht bös gemeint. Die gute alte Zeit ist hier nichts, als ein Ton, der klingend durch den Wald rauscht, als eine Fee, die man im Traum an einer Quelle sieht, als ein flüchtiges Reh, das mit muntern Blicken aus dem Grün einer Waldesecke grüßt. Die gute alte Zeit ist hier nur ein trauter Abend, unter Freunden genossen; ein reizender Spaziergang, den ihr vom Schloß zu Heidelberg herunter nach dem Wolfsbrunnen machtet; nichts als Erinnerung, Ahnung, eine Zeit, die vielleicht noch gar nicht geboren ist, oder jene geheimnißvolle Vergangenheit, wo wir noch im Schooße des Weltgeistes, in einer verklungenen Offenbarung lebten.

Von allen alten guten Zeiten, die die Leute im Munde führen, ist **Eichendorff's** vielleicht die unschuldigste.

Es ist wahr, daß freilich unter diesem lyrischen Zerfluß die poetische Composition leidet. **Eichendorff** ist formlos, nur Anhauch, Leben nur in so weit, als er selbst mit voller Seele bei seiner Darstellung zugegen ist. Hier tritt nichts scharf hervor, nichts schneidet sich von der Folie ab, seine Dichter und ihre Gesellen schlüpfen nur geisterhaft an uns vorüber, und lassen artige Lieder und Anklänge zurück. **Eichendorff** gibt von Dem, was er sagen will, nur immer die eine Seite; die andre klingt in dir nach, und du bist gezwungen, seine ganze Darstellung wie eine Kupferplatte noch einmal aufzustechen, und Das auszuführen, was er nur andeutete. Dies ist ein Mißstand für die Gattung, für den Roman; allein man vergibt ihn hier, wo die Andeutungen so frisch, hell und naturwahr sind, und

dem empfänglichen Gemüth die innerliche Ausführung und Ausmalung so viel Vergnügen verschafft.

Eine Formlosigkeit, wie die Eichendorff's, ist immer ein Fortschritt für die Stufe in der Darstellungskunst, welche unsere Literatur noch erreichen muß. In dem Prinzip der romantischen Schule liegt an und für sich keine Degeneration jener Kunst, sondern nur in ihren Consequenzen, in ihrer Vertrivialisirung. Diese matten, todtgebornen Gestalten der meisten Romane, mit welchen wir noch täglich überflutet werden; diese Schattenfiguren, welche an der Hinterwand Walter Scott'scher Drapperien sich wie Menschen bewegen, da sie doch nur Ombres chinoises sind; diese Hautreliefs sind allerdings die klägliche Folge der Romantik, und haben diese heruntergebracht zur Poesie des Nichts; allein das lyrische Element, so ausgeprägt wie bei Eichendorff, so verwebt in die Wahrheit der Natur, wenn

auch nur der einseitigsten, in die Wahrheit der Landschaft, dies Element, so aufgegangen in dem Dichter, der in seinem Roman wenigstens die einzige haltbare und begreifliche Person ist, muß unsere Darstellungskunst fördern; denn wer wollte damit was Anderes ausdrücken, als daß wir ein so klares, beruhigtes Resultat in unserer Poesie erreichen müssen, wie Göthe? Göthe's spiegelglatte, wie man zu sagen pflegt, jonischhelle Darstellung ist nur die erste Stufe des Romans, die epische; jene Stufe, wo der Dichter einen Gegenstand sich „vom Leibe" hielt, wo er wie ein Cherub des Friedens über ihn hinfährt, wo man den Künstler sieht, der aus dem rohen Marmorblock eine göttliche Gestalt, aber eine Gestalt mit trauernd hohlen Augen meißelt. Hier blieb Göthe stehen. Die romantische Schule drang in der That auf Vergeistigung, sie wollte aus dem Ich die Welt schaffen, und bereicherte die Kunst mit einem neuen Gedanken

den die Narren christlich, mittelaltrig, was weiß ich! genannt haben, der aber kein andrer ist, als die Subjektivität, in der sich die Welt spiegelt. Man begann, lyrisch zu componiren, die gespenstischen, die humoristischen Darstellungen kamen auf, es war gleichsam eine Selbstbefruchtung; denn Niemand hat in der That etwas Anderes damals hervorgebracht, als sich selbst. Für die Misere kam dies Prinzip wie gerufen: die Romantik der Restauration wucherte daraus hervor, wie Unkraut und Pilze. Für die dritte Stufe der Darstellungskunst, für die dramatische, für die lebenschaffende, welche den subjektiven Prozeß überstanden hat, für eine Kunst, welche erst im Anzuge ist, geschah wenig, wenn man **Arnim**, **Brentano**, vielleicht **Tieck** und **Eichendorff** ausnimmt. **Eichendorff** hat nur den Fehler, daß er zu spät kommt; er verbessert ihn vielleicht dadurch, daß er das Prinzip recht klar macht, die Tradition

lebendig erhält, und uns Jüngern recht lebhaft zeigt, wie man die Weise seiner Schule mit Göthe's Classizität verbinden muß. Unsere Romane sollen von der Leidenschaft geboren sein oder einer hohen Idee; wir sollen Alles, was in uns Leben schafft, ausprühen lassen, als elektrische Funken zur Belebung der Personen, welche die Träger unseres Gedichts sind, und nichts objektiv darstellen, was wir nicht subjektiv aus uns selbst geboren haben. Nur so kann Neues kommen: Neues, das hie und da dem Alten ähnlich sieht, aber einen gewissen unerklärlichen Ursprung verräth, ein unheimliches, wirres Auge, das noch nicht Alle verstehen, das jezt noch sonderbar, auffallend, selbst peinlich ist für einen Betrachter, der in die alte Sauce noch gern eingetunkt ist; aber allmälig muß das Verständniß eintreten und das Sonderbare wird uns so gewohnt werden, daß wir es lieben lernen. Diese ganze Deduktion ist keine Sophistik,

sondern ein tiefes Gesetz, welches aus der Verwirrung der gegenwärtigen Literatur sich deutlich herausscheidet.

Vielleicht mit Ausnahme einer einzigen, sind sechs Erzählungen aus dem Nachlasse Achim v. Arnim's, dem Tone und der Anlage nach, Novellen im Sinne der alten Italiener. Dieselbe Reflexion, dieselbe Keuschheit und Zurückhaltung des Ausdrucks, dieselbe Monotonie, möchte man sogar sagen, die uns an Bänkelsänger erinnert und alte Tragödien, so sich Anno domini 1333 in Florenz zugetragen haben. Keiner unserer neuen Dichter hat so wie Arnim verstanden, das Helldunkel der alten italienischen Romantik wiederzugeben, jene Gestalten, welche wie im Mondlichte flimmern, obschon sie sich an hellem lichtem Tage hanthieren. Es ist, wie wenn seine Figuren eingetaucht wären in die Tiefe des Meeres, und würden nun umbraust von einem wunderbaren Rauschen, in dem sie zu vergehen

wähnen. Oder vergleichet auch Arnim's Erfindungen mit jenen schönen Conchylien, welche man an's Ohr hält und dann ein leises Brausen, wie das Echo einer fernen Meeresbrandung, vernimmt. Frau von Saverne, die Geschichte einer Dame, welche von der Bosheit für verrückt ausgegeben wird, ist ein schönes Beispiel dieses mährchenhaften Clärobscurs der Arnim'schen Dichtungen. Wer fühlte hier nicht, daß ihm der Boden unter den Füßen schwindet, und geheime Fäden gesponnen und gezogen werden, welche die Illusion des Lesers in das Gespinnst mit hinein verweben, so daß man zulezt nicht mehr weiß, woran man ist und Wen man närrisch nennen soll? Frau von Saverne? Ihre Feinde? Uns selbst? Man kann sagen, daß diese Wirkung aus Arnim's eigenthümlicher Reflexion entsteht. Er läßt sich nie zu dramatischer Gestaltung hinreißen, obgleich es immer Scenen und Situationen sind, die seiner Phantasie

vorſchweben. Wer vermöchte aber, durch bloßes Beſchreiben ſolche Wirkungen zu zaubern!

Ein charakteriſtiſcher Zug in **Arnim's** neuen Poeſien, der auch in den vorliegenden Erzählungen wiederkehrt, iſt ſein Unmuth über realiſtiſche Tendenzen; nicht Spott, Aerger, ſondern Lächeln der Wehmuth. **Arnim**, der in ſeinen ſpätern Lebensjahren von der Poeſie zur Landwirthſchaft überging und ſtatt des Knaben Wunderhorn öfter das Horn des Kuhhirten bläſen hörte, iſt uns recht ein Bild vom Pegaſus im Joche. Wie er ausſchlägt gegen den Pflug, der muthige Renner! Wie er die Mähne hebt, welche ein ledernes Kummet tragen ſoll! Nirgends iſt **Arnim** komiſcher, als in der Perſiflage des Nationalismus, der Kuhpockenpredigten, des Dungprinzips der Landwirthſchaft, weit komiſcher, als **Tieck**; **Tieck** beſpöttelt den Realismus nun ſchon ſeit vierzig Jahren; aber als fauler

Hans Lüderlich, der sich auf der poetischen Ofenbank räkelt und kleine Klingverse nebst literaturgeschichtlichen Grillen gegen Tendenzen eintauschen will, die er nicht kennt. Tieck's Romantik ist die Romantik der Faulheit. Tieck hat in seinem ganzen Leben nichts Ernstliches gewollt oder gethan; seine Poesie war zweckloses Treiben, Literaturgeschichtskrämerei. Arnim dagegen erlebte das Widerspiel seines Genius. Er mußte sich den Schweiß der Arbeit von der Stirne wischen und trieb lustig den Realismus mit, weil er sich geschämt hätte, ein ganzes Leben aus Narrethei zusammenzusetzen, wie Tieck gethan hat. Deßhalb ist aber auch sein Spott gegen den Mist und die Klugheit des Lebens so originell, poetisch und rührend. Die Rastaugenblicke nach vollbrachter Arbeit im Schatten der Dorflinde sind wirkliche Wonneschauer der Poesie. Tieck's Witz ist Medisance, Arnim's Witz Humor des Gemüths. Tieck's Poesie

ist Literaturgeschichte, **Arnim's** Poesie Idealismus. **Tieck's** Romantik ist Schwirren, Girren, Flirren, Klirren, Wirren und eine riechende Trägheit, **Arnim's** Romantik Uebermaß der Arbeit, die Sehnsucht und die Unruhe schöpferischer Bewegung. **Tieck** ist Caliban, **Arnim** Ariel.

Hier an **Shakespeare** zu erinnern, ist wohl eine verzeihliche Gedankenverbindung. Eine vor mehreren Jahren herausgekommene Quellensammlung der **Shakespeare**'schen Dichtungen veranlaßte folgende Aeußerungen:

In Sachen des Geschmacks und des Urtheils sollten die Extreme nie gelten, aber der Enthusiasmus liebt sie. **Shakespeare** hat das Schicksal aller großen Geister getheilt. Oefter verkannt, ist er noch öfter überschäzt worden. Wenn **Shakespeare** noch in dem lebendigen Bewußtsein

der Sage und der Volkspoesie dichtete, wie **Karl Simrock** in dieser Sammlung etwas kühn behauptet, so durfte derselbe auf der anderen Seite gegen Die, welche **Shakespeare** seiner Schulstudien wegen anklagen, nicht ausrufen: Sollte es einem Genie, wie dem seinigen, nicht ein Spiel gewesen sein, sich Sprachen anzueignen! In beiden Urtheilen liegt ein Widerspruch. Wenn **Shakespeare** mit seiner Bildung und Anschauungsweise noch in dem volksthümlichen Boden seiner Zeitgenossen wurzelte, so konnte er die vielbesprochene Sprachenkenntniß höchst wahrscheinlich nicht haben; und diese Unmöglichkeit lag nicht in seinem Genie, sondern in der Sitte der Zeit. Man erwäge nur, welch' ein ungeheurer Bildungsapparat dazu gehört hat, daß unsere Schuljugend sehr wohl weiß, Böhmen werde nirgends vom Meere bespült, eine Kenntniß, die **Shakespeare** vielleicht nicht hatte. Warum aber auch

Shakespeare gegen Vorwürfe der Unwissenheit vertheidigen, da über Die, die sie ihm gemacht haben, längst der Stab gebrochen ist.

Shakespeare's Quellen waren meist kunstgemäß ausgebildete Erzählungen, die er im Englischen entweder als Originale, oder als Uebersetzungen, oder, wenn er in der That fremde Sprachen verstand, im Französischen und Italienischen vorfand. In diesem Buche sind die Novellen, die augenscheinlich zu den berühmtesten seiner Dramen den Stoff darboten, in wohlgelungenen Uebertragungen mitgetheilt; sie sollen der Mehrzahl der Leser Unterhaltung, einigen Liebhabern auch Belehrung gewähren.

Unsere modernen Erzählungen suchen in der möglichsten Annäherung an das Drama ihre höchste Aufgabe zu erreichen, jene alten Novellen tragen durchgängig den epischen Charakter. Jezt führen wir Jedes dem Auge vor, damals

dachte man sich nur Hörer, und berichtete Alles. Die Leidenschaften und Empfindungen sind von demselben Gesetz der Mäßigung beherrscht, wie die Darstellung, und noch ganz fehlt es an der Absicht unserer heutigen Erzähler, die dargestellte Geschichte in dem Hörer oder Leser eben so zu reproduziren, wie sie den handelnden Personen der Erzählung zugestoßen war. Wie würde ein **Tromlitz, Blumenhagen,** die erwachende Julie und den überraschten Romeo dargestellt haben? Romeo und Julien, die bei Bandello sich schweigend umarmen, und sogleich wieder den verliebten Ton zierlicher Courtoisie anstimmen?

In eben diesen Erzählungen wird das große, unerschöpfliche Thema der Liebe unaufhörlich variirt. Oft dreht sich das Ganze der Intrigue um eine einzige Nacht, die entweder schon genossen ist und sich später rächt, oder um eine, für deren Glück ein Nobile tausend Zechinen und

die Hälfte seiner Seligkeit geben würde, die er aber meist nie erhält, sondern dafür entweder eine untergeschobene Beischläferin, oder einen Nebenbuhler, oder wohl gar Prügel. Interessant ist die Vergleichung, wie sich solche Novellenstoffe bei verschiedenen Völkern, z. B. in deutscher und italienischer Gestalt ausnehmen. Die Italiener schildern mit einer feinen, abgerundeten Etikette, ihre Prosa ist so glatt wie ihre Gewissen, und ohne den Ernst des Livius zu besitzen, ist doch bei Allen das Studium seiner leichten, gefälligen und in den Reden oft tiefsinnigen Prosa nicht zu verkennen. Anders die Deutschen. Nur durch die leichte Färbung der Naivität wird bei ihnen der Mangel der Grazie ersezt. Da stehen die Figuren aneinandergereiht, mehr angedeutet als ausgeführt; an einen Hintergrund, an Perspektive, an künstlerische Haltung der Charaktere ist nirgends gedacht. Wie auf altdeutschen Gemälden der Ausdruck

des Gesichts allein anzieht, so deutet auch hier immer das Eine, was da ist, auf das Andere, was fehlt, und überläßt das Meiste der Ahnung. Zum schlagenden Beweise dieser Bemerkung kann die Geschichte vom Apollonius aus Tyrus dienen, die nach ihrer deutschen Bearbeitung in dieser Bibliothek erzählt ist. An die Stelle der sinnlichen Lust ist hier die sinnliche Liebe getreten; Apollonius wird von Lucina nicht seiner anmuthigen, männlichen Gestalt wegen geliebt, sondern weil er das Trivium und Quadrivium durchgemacht hat, und ihr so vortrefflichen Unterricht in der Harfenirkunst ertheilen kann!

Eine verdienstvolle Zugabe zu diesen Uebertragungen sind einige literarische Zusätze von **Karl Simrock**. Nur wäre es wünschenswerth gewesen, er hätte sich über den Sinn eines vielgebrauchten Ausdrucks, dessen er sich auch bedient, bestimmter ausgesprochen. Man pflegt nämlich zu

ſagen, die Geſchichte von Romeo und Julie ſei die Sage von Hero und Leander; der raſende Oreſtes ſei der blödſinnige Brutus, und Brutus wieder der nicht klügere und nicht unklügere Hamlet. Soll in dieſer Zuſammenſtellung nur eine witzige Parallele liegen, oder wird damit eine tiefere Verwandtſchaft angedeutet? Kann man von der Identität ſolcher Figuren in einem andern Sinne ſprechen, als in dem, daß die Liebe ein ewiges Gedicht iſt, die Rache aber ein ſcharfgeſchliffener Diamant, der den Zeiten und Jahrhunderten trotzt? Die Sage legt dem Brutus einen goldgefüllten Stab bei; eines Aehnlichen erwähnt Saxo in der Geſchichte des Hamlet; lieſt man nun die Erläuterung über dieſes Attribut, ſo ſollte man faſt glauben, der Erklärer halte nicht die Idee des Rächenden für identiſch, hier und dort, ſondern die Rächer ſelbſt, nur unterſchieden durch die Akkommodation an die Sitte der

Zeit und des Ortes, welches eine sehr verwegene Behandlung der Geschichte wäre.

Den Uebergang zu einigen allgemeinen Bemerkungen über den Roman möge einer der berufensten Namen in der deutschen Literatur bilden, den wir lange bedauert haben, nur an der Spitze von Uebersetzungen zu finden; **Louis Lax** hat Phantasie, Witz im vorzüglichen Grade, und zwei Eigenschaften, die an unseren Autoren so selten angetroffen werden, einen historischen Standpunkt und das Selbstbewußtsein der Bildung. Ein Autor wie **Lax** kann eine unglückliche Wahl treffen, aber nie wird er Etwas, das er wählte, verderben, sollte es auch nur die Gewandtheit des Styles sein, welche ihn unter keinen Umständen verläßt.

In seinem **Chevalier Reynaud** gibt **Lax** im Grunde nur einen Entwurf. Die Scene steht mit der Fabel, die

Hülle mit dem Kern in keinem Verhältniſſe; und doch haben dieſe Schilderungen aus den Zeiten vor und während der franzöſiſchen Revolution ſehr viel Anziehendes. Das Volk, der Adel, die Salons, die Philoſophie, das große Ereigniß ſelbſt, Alles eilt in getroffenen Zügen an unſerer Einbildungskraft vorüber. Die Malerei des Verfaſſers iſt ſo täuſchend, daß wir öfter unwillig darüber werden möchten; denn klingt dieſe vollkommen franzöſiſche Auffaſſung nicht wie die unumwundene Abſicht, Sittengemälde von Frankreich geben zu wollen, ſo gut wie die Franzoſen? Der Ruhm des Malers muß dadurch ſteigen; aber ein fantaſtiſches Urtheil könnte ſagen: Man ſieht, wie viel Farben Herrn Lax bei ſeinen Ueberſetzungen an den Fingern kleben geblieben ſind; oder auch: Herr Lax gibt hier die Abfälle ſeiner Ueberſetzungen zuſammengekehrt und zu einer Maſſe verbunden, welche ohne den rechten Mittelpunkt iſt.

Dieſem Urtheil würd' ich beiſtimmen, wenn es ſich mäßigte und folgendermaßen ausdrückte: Herr Lax hätte beſſer gethan, den Franzoſen ſelbſt dieſe pointillös genaue Schilderung ihrer Zeit zu überlaſſen, und keinen Wettkampf einzugehen, bei dem er doch immer von der andern Nation wird übertroffen werden.

Hätte Lax ſich in der kleinen Eitelkeit, franzöſiſche Sitten zu ſchildern, zu beſchränken vermocht, ſo würd' er Zeit gewonnen haben, ſeine eigene Erfindung, und die Perſonen, welche die Träger derſelben ſind, deutlicher auszuprägen. Iſt es doch ſo gekommen, daß die Hauptperſon des ganzen Romans diejenige zu ſein ſcheint, welche den Verfaſſer am wenigſten intereſſirt. Unter ſolchen Umſtänden muß das große Lob, welches der Roman in Betreff ſeines Apparats und ſeines meiſterhaften Details verdient, immer ein zweideutiges bleiben.

Vortrefflich ist Lax in der allmäligen Entwicklung der Revolution. Die Frivolität, der Aristokratismus, die jansenistische Halsstarrigkeit der Parlamenter, die Umtriebe der Advokaten, Nichts fehlt, dies Gemälde vollständig zu machen. Auch Danton und Marat werden in ihren ersten biographischen Anfängen hier aufgeführt, jener aber richtiger gezeichnet, als dieser. Marat war primitiv keine Hyäne. Marat war ein schüchterner, furchtsamer Mann vor der Schreckenszeit, der, als er zur Gewalt kam, nur deßhalb so wüthete, weil er sich einbildete, früher Etwas versäumt zu haben. Nichts ist gefährlicher für die Menschheit, als eine unruhige Seele, die keine Entschlüsse fassen kann, die den Muth nicht hat, ihren eigenen Gedanken Wort zu halten, und sich in Extreme wirft, um dem Verdachte keinen Raum zu geben. Marat ließ die Menschheit eine Unsicherheit der Grundsätze büßen,

welche er selbst in sich witterte, und der er zu entfliehen suchte.

Um zulezt noch einige allgemeine Urtheile über den deutschen Roman zu geben, so ist derselbe mit seinen eigenthümlichen Motiven bei uns immer zu früh oder zu spät gekommen; am seltensten war er die Initiative, am häufigsten der Absud unserer Culturgährungen. In dem ersten Falle sind jene philosophischen Romane, welche aus speciellen Interessen hervorgingen, wo sich zwei Herzen verliebten, um eine Kategorie der **Kant**'schen Philosophie zu beweisen, oder jene humanistischen eklektischen Romane, wie **Haller**'s Usong, oder **Meyern**'s Dya-Na-Sore, zu ganz verschiedenen Zeiten, oder endlich eine Gattung, welche tiefer griff, jene Romane **Göthe**'s mit ihrer didaktischen Tendenz, ihren Bildung suchenden Kaufmannssöhnen, mit

ihren Tagebuch-Schriftſtellerinnen und einſeitiges Kopfweh habenden Ottilien, und um dieſe Gattung herum die phrygiſch lüſternen und künſtlich raffinirten Romane Heinſe's und Friedrich Schlegel's. Hier iſt Tonangabe, primäre Abſicht, hier iſt der Roman die Blendlaterne des Ideen-Schmuggels.

Die zweite Gattung iſt der Roman, welcher die Culturkeime von fernher empfängt, und ſie nun zeitigt ins Ungeheure hinaus, in üppig wuchernde, das Saatkorn faſt verläugnende Erfindungen, durch Kalkul und Raffinement; der vorzugsweis epiſche Roman, der die guten fremden Ideen breitſchlägt, aus der Manie des Genies ſogleich Manier macht, der Vermittlungs-Roman, wo aus Götzen von Berlichingen ein Haſper a Spada für die Maſſe wird, aus Werther ein Siegwart für die Nähterin, aus dem Geiſterſeher ein Hechelkrämer für die Spinnſtube.

Mit einem Rechte, das sich auf sich selbst beruft, drängte sich zwischen beide Gattungen der historische Roman hindurch.

Nachdem nämlich die lezten Stanzen des großen Heldengedichtes Napoleon in den Trauerweiden von St. Helena verklungen waren, und sich die Weltgeschichte so dicht vor Jedermanns Auge entwickelt hatte, daß man das Schnurren der Räder und das elektrische Spinnen des Weltgeistes selbst mitsah- und vernahm; da hatte sich die ganze europäische Phantasie in den Spinnenweben historischer Combinationen verfangen; man machte aus Spaziergängen Begebenheiten, aus Erholungen Thatsachen; man wollte Nichts mehr anerkennen, das nicht auf historischen Fundamenten beruhte. Die Politik, welche Napoleons Bienenmantel an die siegreichen Kriegsknechte in einzelne Fezen zerschnitt, blätterte in alten Pergamenten; die Philosophie, ermüdet von den

vorangegangenen Luftspiegelungen und Fantasmagorieen, begann aus der Geschichte nachzuweisen, daß man auch früher um die Breite eines Haares sich gestritten hatte; auch die Poesie, diese schüchterne kleine Mondscheinnymphe, die sich früher nur mit der Historie abgegeben, höchstens, wenn es den Ahnungen der Zukunft galt, wandte sich jezt auch rückwärts und schlüpfte in alte Zeiten und Erinnerungen, drängte sich graziös durch Jahreszahlen, Friedensschlüsse, Landtagsabschiede, sah den Feldschlachten und Belagerungen zu und tupfte oft recht naiv in Blutströme, von denen sie kaum wußte, warum sie vergossen waren. So entstand die historische Romantik, deren großer Apostel **Walter Scott** war.

Walter Scott ist einer der größten Detaildichter, welche nach Homer gelebt haben. Die Brautkränze der Liebe, welche er zwischen die Lücken der Geschichte hing, mögen

von fabelhaften Bäumen gebrochen, all das romantische Moos, womit er die kleinen Löcher der Thatsachen verstopfte, mag von trügerischen Wassern genommen sein; an die Wahrheit streifte er nahe heran, so nahe und so entfernt, als er mußte, um Dichter zu bleiben. Er hat der Geschichte ein bezauberndes Relief gegeben; ja noch mehr, er löst'e der stummen Vergangenheit das Zungenband, und siehe, sie sprach in Lauten, welche wir noch alle verstanden. Was Schade für seinen Torysmus! Es ist wahr, er gehörte zu jener abscheulichen Partei, welche servil und näselnd die legitimen Lilien küßte, er war ein ganz feudaler Mensch, ein Chouan, ein Vendéer; aber seine Dichtungen sind meisterhaft, und der originelle Professor meiner Schuljahre hatte ganz Recht, wenn er uns sagte: Leute, während ich hier Geschichte vortrage, und ihr da unter dem Tisch heimlich Bücher lesen wollt', duld' ich absolut nur zwei Schrift-

steller zu diesem Zweck, den **Tacitus** oder den **Walter Scott**! Denn beide haben für die Geschichte gleichen Werth.

Erst die Nachahmung der historischen Romane **Scott's** war es, welche diese Gattung der Poesie etwas verdächtig machte. Die Stereotypie wurde erfunden, nicht nur im Druck von Tauchnitz, sondern auch im Roman von andern Taugenichtsen. Bestimmte Figuren wurden stehend in den historischen Romanen, namentlich die Meg-Merilies, und allmälig war der historische Roman heruntergekommen auf ein Amalgam von Sentimentalität, Unglück und Weltgeschichte, auf eine unverantwortliche Zuschneiderei von Thatsachen. Unsere **Van der Velde** und **Tromlitz** verarbeiteten einen Band der **Becker**'schen Weltgeschichte nach dem andern. Sie zerfezten mit ihren hergebrachten Erfindungen jedes beliebige Stück Geschichte. Es sind dieselben Zärtlichkeiten, dieselben

Nebenbuhler, dieſelben Hinderniſſe der Verheirathungen, welche in allen ihren Romanen wiederkehren, und ſich nur durch das Colorit und die Situation unterſcheiden, die ſie verſchiedenen Zeiten und Völkern entlehnen. Das nannte man die Geſchichte romantiſiren, obgleich es nichts war, als eine Verſtümmelung der Begebenheiten, ein Herabziehen wichtiger und ernſter Zeitabſchnitte in das Intereſſe oft ſehr matter Erfindungen und unglücklicher Charaktere.

Nun wiſſen wir nach dieſen drei Gattungen, was von **Hoffmann, Clauren, Van der Velde** und **Spindler** zu ſagen iſt.

Hoffmann ſtand ſchon auf der Stufe von der Initiative zum Abſud. Er vermittelte ſich ſelbſt an die Maſſe. Was er in der Sprache der Götter erfunden hatte, überſezte er eigenhändig in die Sprache der Menſchen. **Hoffmann**, als er anfing, ſich ſelbſt nachzuahmen, fing auch an

sich selbst breit zu treten, er nahm keine Commissionaire an, welche mit seinem Genie einen Detailhandel hätten treiben können, sondern er verkaufte selbst en Gros und nach der Elle; **Hoffmann** hatte deßhalb ein großes Publikum, aber er verlor es auch desto früher, denn dem Ungebildeten war Einiges an ihm zu gebildet, und dem Gebildeten zulezt das Meiste wieder zu ungebildet.

Clauren war auch eine Initiative, nur war zufällig Das, was er erfand, eben der Absud selbst. **Clauren** war ein Genie der Gemeinheit; man kann sagen, daß er in seiner Sphäre klassisch war. **Clauren** konnte, was **Klopstock** von seiner Idee von der Unsterblichkeit sagt, eben so gut von der seinigen sagen: Gemeinheit ist ein großer Gedanke, und des Schweißes der Edlen werth! Er hatte doch Etwas erfunden, er war ganz neu darin, und es ist nur Schicksals-Beschluß gewesen, daß Eines und das Andere,

Ziel und Mittel, das Originelle und das Triviale, das Schöpferiſche und das Nichtswürdige bei ihm zuſammenfiel.

Bei **Clauren** hörte der Roman auf, aus dem Bereiche der Ideen zu ſchöpfen. Die ſpätern ſind nur formell, die Hülle iſt das Weſentliche, ſie vermitteln nichts mehr als eine Intrigue, welche ſpannend durch drei Bände hindurchzuführen den Künſtler verrathen ſoll; wenn ſie nur intereſſant iſt! Von **Van der Velde** und **Spindler** ſprachen wir ſchon.

Seit einigen Jahren haben ſich jedoch einige mehr oder minder vorzügliche Romane herausgegeben, welche von den Herren **König, Mehfues, Steffens, Tieck, Rellſtab** und **W. Alexis** herrühren. Ich weiß, daß mehr oder minder poetiſche Kraft, innere und äußere Kraft, Kraft im Einzelnen, in dieſen Schöpfungen hervorgehoben zu werden verdient; doch kann ich nicht umhin, das Eigenthümliche derſelben vorzugsweiſe in dem Ausdruck: Bildung und Reiſe

zu finden. Himmel, darauf kommt sehr viel an! Wir sehen fertige, vollkommene Menschen, welche ihres Gegenstandes Meister sind, ihn mit plastischer Ruhe beherrschen und so viel Phantasie besitzen, daß sie auf die Wirkung ihrer Arbeiten spekuliren können. Hier ist zwar keine Idee mehr, auch keine Poesie mehr, was man eigentlich Poesie nennt, Poesie mit dem Anlaufe eines Titanen, elastische Poesie; aber Interesse und Unterhaltung, und gute Gesellschaft. Die Werke dieser Herren kann die Keuschheit in die Hand nehmen, und der Gelehrte und Gebildete, welcher Ueberdruß empfindet an der bisherigen nur auf Kinder und Pöbel berechneten Romanen-Literatur, läßt sich wieder mit einer Gattung versöhnen, welche die verrufenste in der Literatur war.

Das Aechte und wahrhaft Classische bleibt immer die Idee. Die Idee muß den Roman regieren, aber man frage

mich nicht, welche, nur dies eine Merkmal kann ich angeben, daß sie etwas Aehnlichkeit mit einer Leidenschaft haben muß. Auch hab' ich Nichts dagegen, wenn man deutlicher sagen will: die Leidenschaft muß den Roman regieren. Das Dritte, das hieher gehört, ist die Kunst.

Ein Autor, der Idee, Leidenschaft und Kunst, aber jedes in einem depotenzirten Grade besitzt, ist **Emerentius Scävola.** Die Idee geht bei ihm nur bis zu der Linie des Sonderbaren und Auffallenden; die Leidenschaft ist ohne das Feuer der Subjektivität und Jugend, die Kunst beschränkt sich auf eine Fertigkeit, die lange nicht an Nehfues Meisterschaft reicht. Die Idee ist hier eine kalte Conception von Außen im Interesse der Neuheit, die Leidenschaft ergreift den Autor nicht selbst, sie bleibt immer nur bald die Wirkung, bald die Ursache seiner Combinationen, und endlich ist die Kunst etwas profan, ja sogar mehr

Brodſtudium, als Entzücken, ſie dehnt, um vier Bände zu machen.

Emerentius Scävola wählt immer glühende, ſtark mit Leidenſchaft verſezte Sujets, pſychologiſche Phänomene, welche finſtere Schlagſchatten werfen, ja ſogar Situationen, die, wenn man ſie ganz unabhängig von der Fabel betrachtet, der Ehrbarkeit das Blut in die Wangen treibt. Die Heldin ſeines Romans Leonide iſt zu gleicher Zeit die Gattin zweier Männer. Wie ſich das anhört! Jedes Eheweib wird die Augen ſenken, und doch iſt Alles ſehr intereſſant, ſehr rein und tugendhaft ausgeführt. Wir erleben hier nur eine Verirrung der Verhältniſſe, weniger der Leidenſchaft, wenigſtens wird dieſe durch jene immer gemildert. Dazu kommt eine vollendete Reife der Auffaſſung, ja ſogar poetiſches Detail, wie im erſten Theile jenes Romans, in welchem ſich die überraſchenden Partien drängen. Die

Armuth Auverrieres, die Mutter Leonidens, — das ist Alles hinreißend schön. Wären nur die drei folgenden Bände unter einem bessern Gestirn geboren! Diese sind merkantilisch, dann und wann sogar ordinär; der Autor fällt in den Schlendrian der gewöhnlichen Erzählungsweise und nimmt die Aufmerksamkeit seines Lesers mit Rettungsscenen in alter längst verspotteter Manier ein.

Viel guten Willen, dem deutschen Roman in oben angedeuteter Weise aufzuhelfen, zeigt **Heinrich Laube.** Doch noch immer opfert er die Idee der Leidenschaft, oder der Leidenschaft die Kunst, oder wie er jezt zu fahren scheint, der Kunst die Eine sowohl, wie die Andere. **Laube's** Vorzüge sind nur immer noch schöne Details. Nur die kleinen Zufälligkeiten, die zwischen den wilden und häckelichen Gebüschen seiner Phantasie aufwuchern, hübsche

Beobachtungen über Geſelligkeit, Benehmen und Gewohnheit, über die Stände und ihre Vorurtheile ziehen das Intereſſe faſt immer von ſeinen Erfindungen ab, um uns für die Dürftigkeit derſelben zu entſchädigen.

Seine neueſte Novelle, die Schauſpielerin, ſcheint mir nur eine Stylübung zu ſein. Wenn **Laube Göthe'n** nachahmen will, warum ahmt er ihm erſt durch die dritte Hand, durch die Vermittlung des Herrn **Varnhagen von Enſe** und der Memoiren des Freiherrn von S. A. nach?

Bei **Theodor Mundt's** Madonna weiß man nicht recht, ob der Roman zum Vehikel einer Reiſebeſchreibung, oder die Reiſebeſchreibung als Teppich eines Romanes dienen ſoll. Dieſe iſt ſo wenig wie jener vollendet; Madonna zeichnet Dem, was werden und kommen kann, Rieſenkonturen vor, ſtatt daß ſie als Kunſtwerk Einzelnes

prägnant ausdrücken, und Einiges ihrer Ahnungen wenigstens ästhetisch verwirklichen konnte. Statt daß das Neue und Geahnte in diesem Buche die Energie und der Stämm der Erfindung geworden wäre, sind unseres Dichters Träume nur Laubwerk, ja sogar Laub, das um sein Gebild unwesentlich herumraschelt. Konnte die Heldin selbst nicht überwiegender und lebendiger in die Scene des Buchs gesezt werden?

Alles, was **Mundt** in Beziehung auf seine Heldin erfindet, ist genial, und hinreißend schön dargestellt, und läßt uns allerwege wünschen, daß er von seinem Raisonnement das Meiste hätte Fleisch und Blut werden lassen. Der Spiritualismus Madonna's bezaubert, ihre Bekenntnisse wird man mit Bewunderung lesen. Hier wird selbst das Detail, die Scene mit ihrem Genre meisterhaft. Wie launig wird der alte Schulmeister mit Casanova düpirt, den er für

einen Heiligen hält! Welche satte Pinselstriche sind in dem schönen Gemälde von Madonna's Versuchung, wo des Mädchens Ergriffenwerden von einer ihr selbst verhaßten Wollust, ihr halber Kampf, die Stummheit des Ringens mit großer Kunst wieder gegeben wird! Das Gespräch mit Madonna, wie unwirklich es ist, und wie unmöglich, so ist es doch durch und durch wahrhaftig nach jenem höheren Maßstabe, der an den erfindenden, nicht gruppirenden Dichter gelegt werden muß. —

Die Quarantaine im Irrenhause von F. G. Kühne läßt überall den schlummernden Poeten errathen, obschon die Novelle als solche eine Menge Fehler gegen Poesie und Leben enthält. Die interessanteste Figur des Buches, die polnische Sängerin, ist ein Unding in dem Sinne, wie man von hölzernem Eisen oder doppelter

Courage spricht. Eine Polin kann für den Dichter niemals eine Sängerin sein, da sie als Polin schon poetischen Nimbus genug hat, und den als Sängerin nicht noch dazu bekommen darf, ohne daß sich hier beide Faktoren aufheben. Doppelte Folien zerstören die Wirkung. Eine Polin, die in ihrem Gefolge die Revolution hat, darf nach dem Compendium der angebornen Dichterregeln keine Opernsängerin sein, und uns zugleich für Don Juan enthusiasmiren wollen. Auch am Schluß ist Viktorinens Freidenkerei ganz unnatürlich. Im Vorhergehenden ist Nichts da gewesen, was uns hätte veranlassen können, von Viktorinens Philosophie eine besondere Meinung zu haben. Nach einer im Handeln so energischen Erschöpfung, wie sie Viktorine leidet, mußte freilich eine Nachgiebigkeit eintreten, aber die Nachgiebigkeit, Erschöpfung und Resignation eines Weibes ist wahrlich nicht freidenkerischer Natur. Und welch

ein Widerspruch, eine Polin und eine Freidenkerin! In solchen Dingen muß sich der Dichter offenbaren; das ist sein eigentlicher Prüfstein.

Unendlich höher steht der speculative Werth dieses Buches. Und wenn auch keine Thatsachen und nicht einmal objektive, formell und als Sentenz sich schön abrundende Gedanken geboten werden, und sich diese ganze Dialektik mit jenen weißen, bleichen, knochenähnlichen Kieselsteinen vergleichen läßt, welche in ausgetrockneten Flußbeeten liegen; so gelingt doch **Kühne** Alles, was kritisch und literarhistorisch ist. Da er überhaupt nicht drei Schritte gehen kann, ohne daß ihm ein Buch zwischen die Beine kommt, so finden sich der kritischen Schönheiten sehr viele. Trefflich sind die Urtheile des Verfassers über **Göthe, Schelley, Hegel**, namentlich über den Lezteren, dem **Kühne** mit einem Enthusiasmus ergeben ist, daß er Alles, was ihn

betrifft, apotheosirt. Sein Buch ist das lezte Zucken eines Hegelianers, der wahrscheinlich die Hegel'sche Lehre aufgegeben hat, zugleich aber so unglücklich ist, aus Gewöhnung noch immer mit Hegel'schen Categorieen denken zu müssen. Die wahrhaft anziehende, rührende Empfindung, welche in diesem Romane herrscht, scheint uns keinen andern Grund zu haben. Es ist die Resignation auf eine Geliebte, welche man zwar nicht ehelichen kann, der man aber ewig treu zu sein gelobt.

In Betreff Hegel's weiß ich noch nicht, ob es Kühne für erlösend hält, sich von der Schule frei zu machen, und dafür dem Leben und der Geschichte hinzugeben. Das Leben und die Geschichte haben eben so viele Klippen, wie das System, es sind dieselben Räthsel, welche hier wie dort wiederkehren. Aber der Lunge bekommt die freie Luft besser, freudiger blicken die Augen, und Massen sind es,

die man durch den Gebrauch seines Talentes erquicken kann. Es ist mir, als sähe ich **Kühne** auf diesem Abschiede des Lebens von der Schule. Aber er macht sich den Abschied zu schwer; **Hegel** aufgebend, glaubt er den ganzen Himmel aufgeben zu müssen, alle seine Träume und Ahnungen faßt er in jenem Namen zusammen; Gott, Freiheit, Unsterblichkeit, Tugend, Alles sieht er nun rückwärts gewandt, und auf ewig verloren. Aber dies sollte nur eine augenblickliche Stimmung sein, der Himmel ist überall, wie die Ahnung der Unsterblichkeit. Unter jene säuselnde Linde setze dich und blicke hinüber in das grünende Thal, schwellenden Saatfeldern wende dein Auge zu, oder des Nachts zu dem bestirnten Teppich des Himmels, und deine Seele wird mit Adlerflügen rauschen, dein Geist wird Worte der Erhabenheit und Schönheit sprechen! Nur von einem solchen Standpunkte aus kann man seine Nation erleuchten

und das Leben wecken, welches die Systeme der Schule eingesargt haben.

Die Manier, mit welcher **Kühne** an **Hegel** *geglaubt hat*, und wie er sie in seinem Buche beschreibt, ist jedenfalls nur durch die Jugend zu entschuldigen. Die Jugend verwechselte hier ein System mit der Philosophie selbst, **Hegel** mit *Pallas Athene*. Auch ist es unwahr, daß **Kühne** behauptet, im **Hegel**'schen Cursus hätten die Dinge der Welt hin und her geschwankt, Alles wäre beanstandet worden, Staat, Kirche, Wissenschaft hätten die alten Sitze verwechselt und ein wirrer Taumel hätte sich der jugendlichen Auffassung bemächtigt. **Kühne** urgirt das *Aufheben* in **Hegel**'s Philosophie und würde besser gethan haben, wenn er von dem *Zugrundegehen* gesprochen hätte. Das Zugrundegehen mit allem etymologischen Witze, den die Herren daran verschwendeten, war der rechte **Hegel**'sche

Terminus; aber im Zugrundegehen lag eben Nichts, als das Fixiren, das Anketten der Dinge an ihr Fundament, ja leider! das Anketten der Dinge an ihr Vorurtheil, an die positive Wirklichkeit. Indem **Hegel** zeigen wollte, daß die Wahrheit weder vor noch hinter den Dingen läge, sondern in ihnen, indem er in seiner Art nachwies, daß nichts wahr daran sei, als der Begriff; fixirte er die Dinge und veranlaßte eine Philosophie, die an dem Bestehenden ein sehr verdächtiges Genüge hat.

Kühne aber wird uns Neues und seinem Talent Entsprechendes bringen.

Beiträge zur Geschichte

der

neuesten Literatur.

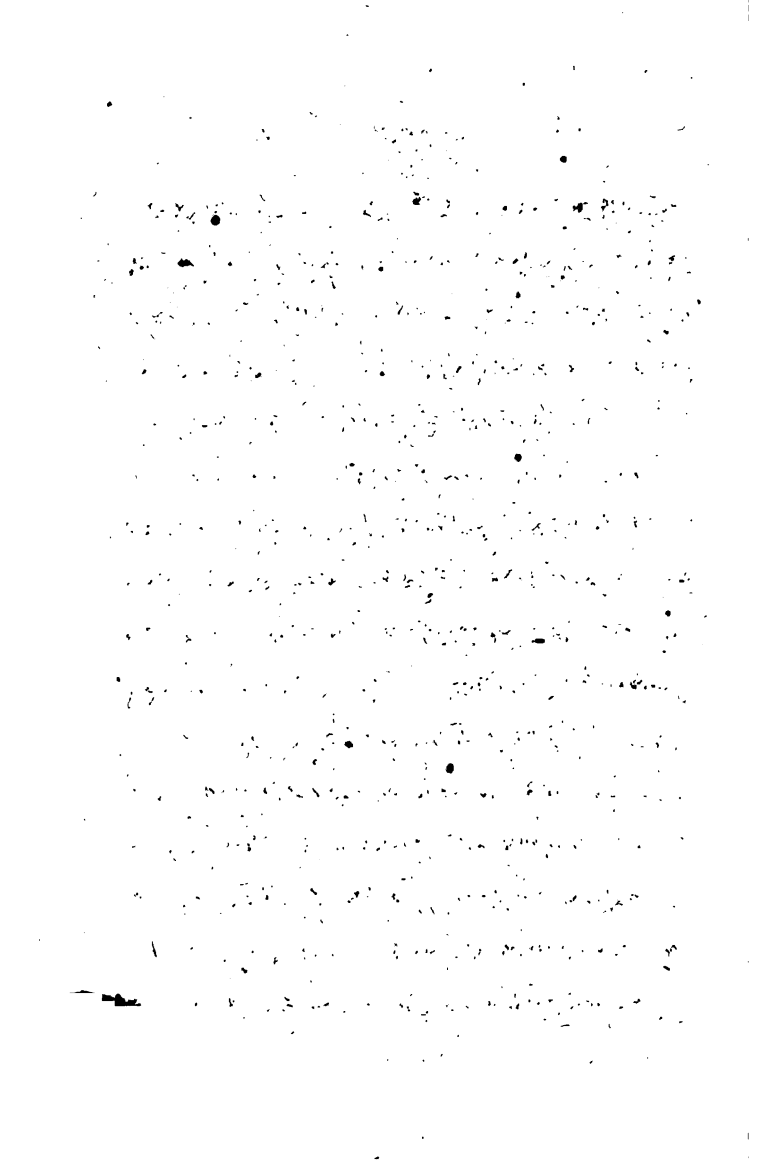
Von

Karl Gutzkow.

Zweiter Band.

Neue wohlfeile Ausgabe.

Stuttgart 1839.
P. Balz'sche Buchhandlung.



Frankreich, England, Italien, Rußland.

Einige Anmerkungen über die ausländische Literatur finden in dieser Verbindung ihre geeignetste Stelle. Wie weit wir auch unsere Umgebungen in Behandlung doktrineller Gegenstände überragen mögen, so können sie uns doch in Betreff der Kunst und der meisten Gattungen der Poesie als ein Spiegel der Nachahmung dienen. Unsere Literatur von heute muß gegen Frankreich und England in den Hintergrund

treten, denn selbst die englische Mittelmäßigkeit steht höher, als die Anarchie, welche in unserem heimischen Schriftwesen herrscht.

Die klassische Periode der deutschen Literatur ist ein Gut, das selbst an die Nachahmung der Fremden und das ausländische uneigennützige Interesse des Liebhabers sich nicht veräußern läßt. Aber hat sich unseren Bestrebungen einmal die Ansteckung des Verfalles mitgetheilt, so sind wir compromittirter, als irgend eine europäische Nation, und sinken so tief, daß man in uns die Söhne unserer Väter nicht wieder erkennt. Die Ursache dieser Erscheinung liegt sowohl in den äußeren Umständen, an welche bei uns die literarische Thätigkeit gebunden ist, wie zum großen Theil an unserer Erziehung und unserer Sprache. Fast alle fremden Nationen haben, wie wohlthätig auch in steifen und pedantischen Perioden die Reaktion des Dilettantismus

ſein kann, doch auch gegen die nachtheiligen Wirkungen deſſelben glücklichere Gegenmittel als wir. Unſere Sprache iſt ein ſo bildſamer Stoff, ſo geduldig und gefügig, daß ſie dem Despotismus des Genies eben ſo bereitwillig ſich hingibt, wie den Einfällen eines Kindes, von dem ſie ſich als ein Spielzeug brauchen läßt. Für England mag etwas Aehnliches hingehen, denn der Genius der engliſchen Sprache iſt ihre naive Ungebundenheit. In England haben die loſeſten Zuſammenfügungen immer noch ein Gepräge, das den Regeln entſpricht, und ſelbſt mit dem Klaſſiſchſten in einer unvertilgbaren Verwandtſchaft ſich befindet; aber in Frankreich ſind dieſe Beeinträchtigungen des Geſetzes und der äſthetiſchen Regeln durch die dilettantiſche Formloſigkeit unmöglich. Die Akademie tyranniſirte den Geſchmack, ſie verhinderte vielleicht eine ſehr begabte Nation, **Oſſian, Byron** und **Göthe** zu beſitzen, aber ſie ſchüzte ſie auch vor einer

solchen Lumpenwirthschaft, wie sie in der deutschen Literatur geherrscht hat und noch herrscht. Sprache, Ton, Haltung und Geberde ist für die französische Poesie stereotyp. Man muß wenigstens diese Ueberlieferungen erlernt haben, und um dies zu können, die Voraussetzung einer gewissen Bildung besitzen, wenn man den Muth hat, den literarischen Markt durch irgend ein Erzeugniß zu bereichern. In Frankreich wird viel produzirt, was schwerlich die Probe besteht, aber selbst das Unzulänglichste wird besser sein, als Das, was bei uns für mittelmäßig gilt.

Aber nicht nur, daß Deutschland sehr wenig vom Ausland lernen zu wollen scheint, wir sind selbst in der Beurtheilung des fremden Eigenthums ungerecht, oder stellen sie auf eine Weise an, welche selbst Den, dem sie zu Gute kommen soll, in Verlegenheit setzt. So hat **Huber** in

seinem Buch über die neu-romantische Poesie in Frankreich derselben allerdings einen Dienst erwiesen; denn er vertheidigt sie, und selbst ihre Auswüchse bestimmen ihn nicht, sie zu verdammen; aber wie soll man sich gegen Dienste verhalten, die uns nur in Folge eines Irrthums geleistet werden? Unser Apologet ist in Täuschungen befangen, die weniger auffallend sind, weil sie einer Sache zu Gute kommen, der man nicht abgeneigt ist. Seine Behauptungen sind da unsicher, wo sie nur charakterisiren wollen, und ungerecht, wo sie ausschließlich werden. Seine Parteinahme überrascht, aber sie ist so wenig energisch, daß nicht viel mit ihr gewonnen wird.

Die Achtung vor der neueren französischen Romantik wird in diesem Buche an Bedingungen geknüpft, die Niemand unterschreiben kann. Nicht Jeder hat ein so kleines Herz, daß er die Einen nicht zu lieben vermag, wenn ihm

nicht erlaubt ist, die Andern dafür zu hassen. Die Gerechtigkeit verlangt, Jedem das Seine zu geben. Ich will unsern Lesern den Beweis für mein Urtheil nicht schuldig bleiben.

Ein deutscher Professor fängt vom Ei an. Herr **Huber** will uns einige neuere Theorien der französischen Dichtkunst erklären, und beginnt mit dem Feudalsystem des Mittelalters. Er spricht vom Katholicismus, von der Buchdruckerkunst, von der Reformation. Er sollte längst schon beim zweiten Decennium unseres Jahrhunderts angelangt sein, der ungeduldige Leser harrt, doch es währt lange, ehe der Verfasser aus dem Zeitalter Ludwigs XIV., den Jahren der Philsophie und Aufklärung, zurückkommt, über die Leichen der Revolution steigt, Napoleons Siegeszüge verfolgt und mit den restaurirten Bourbonen in Paris eintrifft. Welch' ein ausschweifender unlakonischer Mann! Jezt

endlich haben wir ihn, und vermögen aus einem weitläufigen Gerede einige seiner Behauptungen auszuziehen.

Unsere Schrift will die Quelle der neufranzösischen Romantik in jener Geistesrichtung finden, welche Napoleon Ideologie nannte. Sie hält sie für deutschen Ursprungs, und bezeichnet sie als die reinste Empfänglichkeit für höhere, die Oberfläche fliehende Wahrheiten. Was läßt sich dagegen einwenden, will man einmal fremden Ausdrücken einen willkürlichen Sinn unterlegen? Napoleon kannte die Ideologie nur in ihrer politischen Richtung, und verstand darunter jene Schwatzhaftigkeit, die heut zu Tage noch nicht ausgestorben ist, die keiner Partei erwünscht sein kann, weil sie Allen gefährlich ist. Wenn es sich also auch hören läßt, daß die Schwätzer aus Deutschland stammen, wie trifft die neuere Romantik mit ihnen zusammen?

Man kann selbst zweifeln, ob der Verfasser von seinem Gegenstande eine richtige Definition zu geben wußte.

Er behauptet, die neue Romantik wolle „das Leben der Gegenwart in seiner ganzen Ausdehnung, nach allen seinen Richtungen, auf allen seinen Stufen in das Gebiet der Poesie, der Kunst, der höheren Bildung wieder hineinziehen, und für unsere Zeit Das sein, was die alte Romantik für das Mittelalter war."

Es hält schwer, den Grund dieser Begriffsverwechslung anzugeben. Ist die Romantik jene träumerisch-sehnsüchtige Geistesrichtung, die an der Hand der deutschen Philosophie sich in eine Zeit flüchtet, welche sie nach ihrem Gefallen ausschmücken kann, ist sie diese Hingebung an das Mittelalter, für welche sie der Verfasser in seinem Buche überall ausgibt, wie kann sie mit jener neuesten Tendenz der französischen Literatur, der eingerissenen Novellistik und Genremalerei,

verwechselt werden? Hat die von dem Beispiele **Chateaubriand's, Lamartine's** und **Viktor Hugo's** geschützte Poesie je mit der Gegenwart kokettirt? Fand sie ihre Stoffe nicht immer in verschwundenen Zeiten oder in Empfindungen, die diesen verwandter sind als den unserigen?

Das innerste Wesen der Romantik ist noch nicht ausgesprochen worden. Man verhehlte, es einzig in dem Genuß zu finden. Den Romantiker leiten keine Vorsätze, er ist Dilettant, und versenkt sich in Alles, was seine Seele anzieht. Er betrachtet Alles, und was ihm gefällt, bricht er wie eine Blüte ab. Warum soll Romantik Poesie des Mittelalters sein, wie Herr **Huber** auf der einen Seite sagt? Warum sollte sie die Poesie der Gegenwart sein, wie er sich auf der andern verbessert? Sie ist die Poesie aller Zeiten, weil sie sich für Alles interessirt. **Friedrich Schlegel** hatte nicht nöthig, katholisch zu werden, um zu

beweisen, daß seine Gedichte romantisch sind. **Tieck** war immer indifferent, **Arnim** sogar entschieden protestantisch, und Niemand wird anstehen, ihre Werke für die Blüten der neueren Romantik zu halten. Man irrt sich, wenn man in unserer Zeit für alle Dinge, die man predigt, auch den Glauben voraussezt.

Wohin bringt **Huber** bei seinen Unterscheidungen die Schriften von **Jouy**? **Jouy** begann die Vergötterung der Gegenwart, er brachte diese kleinen Federzeichnungen der gemeinen Wirklichkeit, die Genrestücke aus dem Leben auf, die nicht mit Unrecht vom Verfasser der romantischen Schule zugetheilt werden. **Jouy** ist aber Akademiker, die neue Schule übersieht ihn, und wo man ihn nennt, rangirt er mit den Klassikern. Hier war ein Feld, wo sich Herr **Huber** zu scharfen Combinationen hätte veranlaßt fühlen sollen. Er mußte nachweisen, welche Phasen der Romantik

zwiſchen den Threnodien eines **Lamartine** und den Pariſer Hunden eines **Janin** liegen, und zulezt würde er zu dem Geſtändniß gezwungen worden ſein, daß eine Verſöhnung zwiſchen den beiden in Frankreich ſtreitenden Parteien vor der Thür, wenn bei den Tüchtigen nicht gar ſchon geſchehen iſt. **Lemercier** ſchreibt Melodramen und **Caſimir Delavigne** hat die drei Einheiten verlaſſen.

Herr **Huber** ſieht in den Romantikern weinerliche Kopfhänger, welche die Wirren der Gegenwart fliehen, nach Myſterien dürſten, ſich das Haar in einen Scheitel kämmen, und deutſche Philoſophie ſtudiren. Aber das ſind nur Ausnahmen. Die neuen Romantiker ſind lebensfrohe, heitere Menſchen, die ſich ein Reitpferd halten, ſehr gut eſſen und trinken, und Nichts von der Verzweiflung kennen, die ihnen **Göthe** angedichtet. Wenn ihr ſie bei einer Tänzerin antrefft, können ſie da nicht ſehr eifrig ſtudirt, und zarte

sinnige Gedanken niedergeschrieben haben? Braucht man ein Pfarrvikar zu sein, um einen Band Gedichte an die Gottheit nicht nur zu schreiben, sondern selbst tief zu empfinden? Ich verstehe die Menschen nicht, welche Jugend und Zufriedenheit mit dem Enthusiasmus für die Kunst, die Wahrheit, die Freiheit für unverträglich halten. **Viktor Hugo** besingt Napoleon. Warum soll er dem Helden seine Bewunderung versagen? Er ist ein energischer Charakter, hat einen freien, poetischen Blick, und ist eifersüchtig auf die Macht, welche die patriotische Hingebung der Rede und dem Gedanken verleiht. Herr **Huber** urtheilt darüber anders. Es ist ihm Alles darum zu thun, in **Viktor Hugo** einen Christen zu retten, und nennt daher des Dichters Liebe für Napoleon „die Anwendung der christlichen Liebe auf die Weltgeschichte!“ Kann bei solchen Maßstaben eine gesunde Ansicht gewonnen werden?

Wir können zum Schluß nicht umhin, Herrn Huber zu versichern, daß Niemand die Größe und die Vorzüge der französischen Klassiker mehr anerkennt, als die Neuromantiker selbst. Die Aufgabe der wahren Kritik ist nicht, wie der Verfasser will, christliche Liebe zu üben, sondern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Und Wer wollte sie den Koryphäen der französischen Literatur des 17ten und 18ten Jahrhunderts versagen? Es ist kleinlich, sich über den Alexandriner und das Enjambement zu erzürnen. Herr Huber verräth den deutschen Schullehrer, wenn er hier nicht aufhören kann, die Hände über dem Kopfe zusammenzuschlagen. Können alle seine grammatikalischen Antipathien jene geistvollen, freien und dreisten Sprüche auslöschen, die wir dem Munde der französischen, von ihren Perüken nie so, wie die deutschen Professoren, gedrückten Akademiker verdanken? Man ist auch in Frankreich von dieser Unge-

rechtigkeit zurückgekommen, oder, um einen richtigeren Ausdruck zu wählen, nie darin so weit gegangen, als es uns deutsche Eitelkeit möchte glauben machen. Herr Huber sagt, das Volk habe schon in der Revolution die Philosophen übersehen. Nein, das französische Volk hatte immer Achtung vor seinen großen Geistern, und die Geister waren dieser Achtung würdig.

Was das Interesse, das die Franzosen an den Deutschen nehmen, betrifft, so ist hier in der That ein Rollenwechsel unter beiden Nationen eingetreten, dessen Folgen sich noch nicht voraussehen lassen. Als Griechenlands Föderationen von den siegreichen Adlern der römischen Heere überflügelt waren, tauschten sie an die Römer gegen den Raub ihrer Freiheit die Ideen aus. Die Sieger saßen zu den Füßen ihrer Sklaven, und erstaunten, daß sich die

natürliche Beredtſamkeit des Forums in ein Syſtem, der einfache Glaube an die Götter in eine Schlußfolge verſtändiger Ueberlegung verwandeln laſſe. Das war das Vorbild des Alterthums. Die Folgen, die eine ſiegreiche und dauernde Uſurpation Napoleons für Deutſchland und Frankreich nach ſich gezogen hätte, ſind unberechenbar. Wir wären die Sklaven und Schulmeiſter der Franzoſen geworden. Der Despotismus Napoleons hätte unſeren neuen Zöglingen die Flügel beſchnitten, wir würden ſie gelehrig gefunden, und ihre Phantaſie an die Buchſtaben eines ſchwierigen Alten oder eines noch unverſtändlicheren Neueren gefeſſelt haben. Auf der Spitze der franzöſiſchen Bajonnette würde allen Völkern die deutſche Grammatik überbracht worden ſein, wir hätten die Redewerkzeuge und die Köpfe eines jeden beſiegten Volkes in Beſchlag genommen, und es eine Sklaverei dulden gelehrt, durch die wir in eine

ſo ehrenvolle, ja wir würden geſagt haben, in eine allein für uns paſſende Stellung gekommen wären.

Dieſe müßige Hypotheſe dient wenigſtens dazu, für eine merkwürdige Erſcheinung des Augenblicks eine ſchwache Analogie zu geben. Die deutſchen Ideen haben zwar nicht mit den hohen Alliirten, eine weiße Binde um den Arm, den Einzug in Paris gehalten; doch ſie ſind da, ſie haben dort ihren Katheder und ihre Dolmetſcher gefunden. Die ſpitzen, gedrückten Köpfe der Franzoſen ſind von ihnen in Beſitz genommen, und davon ſo rund geworden, wie nur irgend ein deutſcher Hirnſchädel. Unſere Ideen haben bei den Franzoſen eben ſo viel Kluge wie Narren gemacht, als bei uns; die Empfänglichkeit iſt in allen Gemüthern dieſelbe, nur der Same und die Befruchtung machen den Unterſchied. Es iſt ſonderbar. Während unſere Liberalen die breitkrämpigen, plattgedrückten Hüte tragen, durch die ſich die

Republikaner am 6. Juni in der Straße St. Mery so bald verriethen, sind bei den Franzosen die Sammtbarets aufgekommen. Während wir alle Lust bezeugen, dem St. Simonismus seine Widersinnigkeiten zu nehmen, und den lezten Anstrengungen der Väter vom Menilmontane mit unsern eigenen Thorheiten zu Hilfe zu kommen, fangen die Franzosen an, auf unsere mystischen Zustände zu lauschen, und aus den Entzückungen unserer wiedergebornen Leinweber der nächsten Zukunft der civilisirten Welt ihr Horoscop zu stellen. Während endlich der deutsche Liberalismus längst über seine alten Gränzen gesprungen ist, während er die Einheit Deutschlands und das Protektorat für einen Traum, die Advokaten derselben für Visionäre erklärt hat, sind die Phantasien der Franzosen von unsern weiland schwarzrothgoldenen Hoffnungen gefärbt worden, sie haben die Trümmer unserer alten Geheimbünde gerettet und Nachsuchungen

angeſtellt, um den Nibelungenhort der deutſchen Kaiſerkrone aus den Wogen des Rheins zu heben.

Ich zweifle, ob ich meine germaniſirenden Franzoſen ſchon genug kenntlich gemacht habe. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ein Franzos ſeine Anſichten nur in ſeinen Schriften und Handlungen, nicht wie der Deutſche auch in der ganzen Weiſe ſeines geſellſchaftlichen Benehmens kund gibt. Jene Vergleichungen ſtanden nur der deutſchen Leſer wegen da, weil wir in der That manche Ideen am beſten durch die Kleider der Leute, die ſie verfechten, kenntlich machen. Es iſt nur von einem Seitenarme der großen gelehrten Kolonne die Rede, die in Paris mit den Doktrinären Hand in Hand geht, und ſeit dem lezten Miniſterwechſel das Kompendium mit dem Portefeuille vertauſcht hat. Herr Guizot, derſelbe Miniſter, der ſchon kurz nach der Julirevolution ſo unpopulär wurde, weil er in ſeinen

Rundſchreiben an die Maires und Präfekten ſpekulative Unterſuchungen anſtellte, und in Verdacht gerieth, die Telegraphen zur Verbreitung ſeiner philoſophiſchen Reſultate benützen zu wollen, derſelbe jezt wieder zu Ehren gekommene Staatsmann iſt die rechte Hand des Königs. Herr Couſin iſt wieder die rechte Hand des Herrn Guizot, und meine altdeutſchen Franzoſen ſind zulezt die rechte Hand des Herrn Couſin. Sollte es zu einer franzöſiſchen Invaſion kommen, ſo wiſſen wir nun doch die Genealogie unſerer Liebhaber, die den Deutſchen die Einheit geben werden, nicht weil ſie zur Propaganda gehören, ſondern weil ſie im Kollege des heiligen Ludwig darüber Vorleſungen gehalten haben.

Der Eifer, mit dem ſich die Franzoſen in neuerer Zeit auf deutſche Wiſſenſchaft und Kunſt geworfen haben, iſt für ſie eben ſo außerordentlich als ſchmeichelhaft für uns. Sie

haben nicht nur die Solidität unserer wissenschaftlichen Forschungen anerkannt, sondern selbst unsern großen Leistungen im Gebiete der freien dichtenden Künste eine überraschende Gerechtigkeit widerfahren lassen. Von jenen gestanden sie, daß sie vor ihnen erröthen müßten, von diesen, daß sie durch sie entzückt würden. Was einige unserer scharfsinnigsten Geschichtsforscher geleistet haben, ist ihnen nicht unbekannt geblieben, ja selbst die kühnsten Hypothesen, über die wir erst erstaunten, und darauf selbst den Stab brachen, erhalten sich bei ihnen immer noch im großen Ansehen, und beschäftigen die Ungeduld der Gelehrten, die so gewissenhaft sind, nur durch Widerlegung, nicht durch das Verschweigen einer Hypothese zur erweislichen Wahrheit kommen zu wollen. Unsere philosophischen Bestrebungen, diese glänzenden Zeugnisse unserer Tiefe und unserer Verirrungen, haben bei den Franzosen nicht nur Freunde und Bewunderer

gefunden, sondern selbst entschiedene Anhänger, die auf ein einziges Wort ihrer deutschen Lehrer drei körperliche Eide zu schwören sich vermessen. Endlich ist es längst bekannt, welche folgenreiche Revolution des Geschmacks die Bekanntschaft mit unsern schönen Geistern in Frankreich hervorgerufen hat, wie tief dort die Autoritäten durch unsern Einfluß gefallen sind, wie kleinmüthig die Akademie zugeben mußte, daß ihre leergewordenen Bänke von den Anhängern des neuen Gesetzes eingenommen wurden. Unsre politischen Verhältnisse haben jezt dieselbe Aufmerksamkeit erregt.

Auch diese zu verstehen, mußte den Franzosen um so leichter werden, je einfacher sich der Uebergang aus unserm wissenschaftlichen Leben in das politische bildete. Wir haben die Erfahrungen des einen zu den Voraussetzungen des andern gemacht. Die Koryphäen der Wissenschaft gaben sich zu Dolmetschern unserer politischen Wünsche her; die Männer

des Katheders bestiegen die Tribüne; man brauchte in ihren frühern Reden an die Stelle des Wortes: Philosophie nur das Wort: Freiheit zu setzen, um zu wissen, was sie über die Bedürfnisse unsers öffentlichen Lebens behaupten würden. Es bildete sich eine Gemeine, die ihre Aeltesten und Schüler hatte, deren Stellung eine größere Wichtigkeit erlangte, als man anfing, ihr diese beizulegen, deren Lehre zulezt den Enthusiasmus hervorrief, als die Furcht den Mißgriff beging, sie zu verfolgen. Dies war der Augenblick, wo die Franzosen mit unserm politischen Zustande bekannt wurden. Seitdem haben sie ihren fixen Begriff, wenn sie von einer deutschen Opposition hören. Sie glauben dann zu wissen, wovon die Rede ist, und geben ihren Landsleuten Aufschlüsse über Dinge, in die sie ganz besonders wollen eingeweiht sein.

Wenn sich die Franzosen über fremde Völker unter-

richten wollten, ſo ſind ſie bis jezt immer ſo unglücklich geweſen, daß ſie ihre Abſicht nur zur Hälfte erreichten. Sie haben den Begriff eines unaufhaltſamen Bildungsganges, wie ihn jedes Volk verfolgt, niemals gehabt. Sie haben es immer für hinreichend gehalten, die Merkmale eines augenblicklichen Zuſtandes kennen zu lernen, und nach dieſem Maßſtabe auf alle folgenden Zeiten zu ſchließen. Wie lange ſind ihnen die Deutſchen jene ungeleckten Bären geweſen, die unſre Urgroßväter im dreißigjährigen Krieg wohl mögen geweſen ſein! Wie lange kannten ſie uns als jene albernen Tölpel, die über den Rhein kamen, um ſich von ihnen bilden und betrügen zu laſſen! Jezt werden wir ihnen einige Jahrzehende hindurch nur jene düſtere Phantaſten ſein, die mit verklärten Augen nur immer den Himmel offen, nie die Hinderniſſe der Gaſſe ſehen, die ſich an heimlichen Oertern verſammeln, ein Feuer anzünden, ein

lamentables Lied ſingen, und über Deutſchlands fehlende Einheit heiße Thränen vergießen, die endlich am Tage ihrer Wiedergeburt einen Kaiſer auf den Thron ſetzen und ihn mit Philoſophen und Dichtern umgeben würden. Das nennen die doktrinären Franzoſen den Deutſchen Gerechtigkeit widerfahren laſſen!

Die Meinung, die unſere neuen Kenner von uns gefaßt haben, iſt ungefähr folgende. Sie ſagen: Als die Götter den Völkern ihre Gaben austheilten, verliehen ſie den Deutſchen die Ideen und das Phlegma. Jene, um eine Brücke zu haben, auf der ſie zu den Menſchen ſteigen könnten, dieſes, um dem himmliſchen Prinzip ein telluriſches als Gegengewicht an die Seite zu ſetzen. Die Deutſchen ſind unpraktiſch. Schon in ihren Wäldern brüteten ſie auf den Bärenhäuten und überließen die Geſchäfte des Hauſes ihrem Weibe und ihren Sklaven; während z. B. ein

französischer Gatte sich noch jezt ein Vergnügen daraus macht, einen Korb an die Hand zu nehmen, auf den Markt zu gehen und Eier und Gemüse zu kaufen. Von Natur ist der Deutsche republikanisch, wie seine Literatur; doch wird er sich jede Herrschaft gefallen lassen, in die die Wissenschaft einen tiefern Sinn zu legen weiß. All' ihre friedlichen Widersprüche und gewaltthätigen Aufstände sind niemals durch den unmittelbar zwingenden Mangel hervorgerufen worden, sondern zu den Beschwerden, die man abgestellt wissen wollte, mußte sich noch immer ein ideeller Anstoß gesellen, ehe sie zu den Waffen des Eisens oder der Zunge griffen. Wenn bisher dieses zweite Element die Religion gewesen ist, so ist jezt die Tendenz nach einer organischen Einheit ihrer Conföderation. Sie wollten nicht mehr Sachsen, Hannoveraner, Hessen sein, sondern Deutsche. Napoleons Druck hat sie an ihre Ursprünge erinnert, aus den

Quellen der Geschichte schöpften sie ihre Begeisterung, jetzt wollen sie nur in so weit frei sein, als sie einig zu werden verlangen. Der nächste Weg, der zu diesem Ziele führt, besteht in Nichts, als die Fürsten zu übersehen. Diesen werden aber die Deutschen immer verachten, sie hoffen auf die Macht der Ideen. Sie warten auf den von Plato verheißenen Augenblick, wo die Könige Weise und die Weisen Könige sein werden. Nun ist der Tendenz nach der Einheit der Begriff der Hegemonie verwandt. Es muß, so schließen die Deutschen und die Franzosen, einen Staat geben, der gleichsam die Kraft aller Uebrigen in sich absorbire, und ihnen dafür ein neues Leben einhauche. Welcher Staat kann dies anders sein, als der Preußische? Der Zustand der preußischen Schulen, wie er durch Herrn Cousin an's Tageslicht gebracht ist, wird für Deutschlands Einheit entscheidend werden. Die Preußen werden glorreich

unter die Hadernden treten, und die Widerſacher ehrfurchtsvoll ihre Fahnen ſenken.

Man ſieht, dieſe Gedanken ſind nicht originell, und das ſollen ſie auch nicht ſein. Es ſind alte Bekannte, mit denen wir ſchon oft zuſammentrafen, und die wir eben ſo oft widerlegt haben. Man kann unſern Franzoſen alſo nicht den Vorwurf machen, daß ſie über die Wünſche der Deutſchen gefabelt haben. Sie ſind nur ſo unglücklich geweſen, eine Partie für die Maſſe und ein beſonderes Intereſſe für ein allgemeines Verlangen genommen zu haben. Dieſe Transrhenaner würden anders geurtheilt haben, wenn ſie in Preußen ſich nicht ausſchließend unterrichtet hätten. Daran thaten ſie Unrecht. Sie kamen nach Berlin, um die Primär- und Mittelſchulen zu ſtudiren, und als ſie wieder in Paris waren, beſtiegen ſie den Katheder und ſprachen von den politiſchen Erwartungen der Deutſchen. Sie eröffneten

Curse über deutsche Geschichte, und gaben vor, sie aus neuen und richtigen Gesichtspunkten zu betrachten. Diese Vorlesungen sind jezt bekannt geworden. Ich gestehe, daß ich an ihnen Nichts gefunden habe, als die Uebertragung einiger deutschen Phantasien in die natürlichere Ausdrucksweise der Franzosen. Man wird nicht anders können, als mehreren deutschen Professoren zu ihren neuen Schülern Glück wünschen.

Wenn sich die Franzosen zur deutschen Opposition schlagen, so wird es immer schwer sein, zu begreifen, welche Stellung sie dann im Falle einer Umwälzung Deutschlands einnehmen wollten. Es ist zwar Nichts gewisser, als daß weder die Träume unserer, noch der französischen Doktrinäre je verwirklicht werden; aber Beide denken doch an die Möglichkeit dieses Ereignisses. Welchen Entschluß haben sie für diesen Fall schon im Voraus gefaßt? Unsere Gemäßigten

des Tierspartie sagen: Traut dem Erbfeinde nicht? Aber es wäre Unrecht, in die Redlichkeit der Ansichten, die so friedliche Kathedermänner über uns aussprechen, Zweifel zu setzen. Sie könnten uns dafür den beschämenden Beweis führen, daß wir sie durch unser gehässiges Mißtrauen nur beleidigen. Und dennoch hätte ich es lieber, die Franzosen schwiegen von unserer Einheit und unsern Ideen. Sie haben die Kunst, unreife Gedanken so einfach und natürlich zu machen, als seien sie in den Köpfen vernünftiger Leute entstanden. Die Deutschen sind dabei immer gewöhnt, Ideen zu verfolgen, denen man in Frankreich ein Zeugniß ausstellte. Wir wollen gern von ihnen hören, daß wir in Wäldern wohnen und uns mit den Früchten der Eichbäume nähren, daß wir eine Sprache reden, die halb kalmückisch, halb gothisch ist, und daß wir in Erfurt einen Churfürsten, in Nürnberg einen Markgrafen sitzen haben, wenn wir nur

damit erreichen können, daß unſere Unitarier und Hegemoniſten ſie nicht als Autoritäten citiren, und daß Dasjenige, was bei uns unreif iſt, bei ihnen eine Appretur bekommt, die das Urtheil verführt und uns durch franzöſiſche Vermittlung Denen gefangen gibt, die wir uns daheim noch ziemlich glücklich vom Leibe halten.

Der franzöſiſche Roman, das Drama, reagiren mannichfach auf die deutſche Literatur, weniger das lyriſche Gedicht. Die Urſache liegt darin, weil Roman und Drama in Frankreich viele deutſche Elemente in ſich aufgenommen, und verwandte Dinge immer die meiſte Anziehungskraft haben. Der franzöſiſche Geſang iſt niemals bei uns einheimiſch geworden, und kann es auch nicht, da in der Lyrik die innerſte Natur der Völker ſich ausſpricht, und die Empfindungen überall durch Sprache und Weltanſicht gemodelt

werden. Die Deutſchen werden immer behaupten, daß die franzöſiſche Lyrik nicht wie aus dem Borne des Gemüthes klingt, ſondern mit viel Rhetorik, Malerei und Deklamation verſezt iſt, und der Franzoſe wird gerade dieſe Ingredienzien an der deutſchen Poeſie vermiſſen, ſie haltungslos ſchelten und ihr keine Kraft der Repräſentation einräumen, und Beide werden Recht haben. Niemand kann ſchon bis an ſeinen Himmel greifen; aber noch weniger über ſeinen Himmel hinaus.

Das politiſche Element der neuen franzöſiſchen Lyrik möchte geeignet ſein, ſie unſerer Theilnahme näher zu bringen. Denn durchweht iſt ſie von einer wahrhaft erhabenen Anſicht der Geſchichte, die nur deßhalb zu gleicher Zeit partikulär patriotiſch iſt, weil die neue Zeit einmal aus Frankreichs Ereigniſſen den Kern der Weltgeſchichte gemacht hat. Die deutſche Lyrik kennt dieſe hiſtoriſche Freudigkeit

nicht, wie die französische. Wir singen auf der politischen Lyra immer, als hätte sie nur eine Saite, und noch dazu eine sehr tiefe, brummerische; die Politik wird in unsern Liedern immer in Wehmuth ausfallen. Deßhalb überrascht uns das pompöse Colorit der französischen Lyrik, welche sich ganze Länder als Endreime zuwirft, und das Blut von tausend Schlachten nehmen darf, um ihre stolzen Alexandriner damit zu färben.

Die vernünftigen, gescheidten, praktischen Franzosen waren vor einigen Jahren auf dem Wege, recht fad und albern zu werden. In Schuhen, die wir längst ausgetreten haben, machten sie die ungeschicktesten Sprünge, die Romantik hatte den Franzosen den Kopf verwirrt; es war zum Lachen, wenn sie **Hoffmann** und den Satan in den Mund nahmen. Eine hagere Gestalt, ein blasses Gesicht, langstarrendes Haar, ein glühendes Auge, der Spieltisch,

perdu, ein verſuchter Selbſtmord, eine Engelſchönheit, eine Verführung, Blasphemie; das waren die Farben, mit denen ſie den Teufel an die Wand malten, das waren ihre Vorſtudien der Hölle. Hätten die Franzoſen nicht im Style ihre bewundernswerthe Leichtigkeit und das Talent beſeſſen, aus jeder Kleinigkeit etwas Anziehendes zu machen; ſie würden mit ihrer äſthetiſchen Deſperation, mit ihren Bizarrerien und Nachtſtücken eine recht klägliche Rolle geſpielt haben.

Balzac hat drei ſchriftſtelleriſche Perioden gehabt; die erſte war obscur, in der dritten lebt er jezt. In der zweiten wollte er um jeden Preis der franzöſiſche Hoffmann ſein. Er war unerſchöpflich in Erfindungen, die auch er die Nachtſeite des Lebens nannte. Er hatte einen Bund mit dem Satan geſchloſſen, deſſen Früchte ſeine Phantaſieſtücke, ſeine braunen Erzählungen, ſeine Elendsfälle waren. Was fehlte ihnen? Der Witz, den einem Hoffmann die

Natur gab, die heitere ironische Laune, die einen Janin so liebenswürdig macht, die Wahrheit des Lebens und der Natur, die man selbst in den grausamen Erzählungen eines Eugene Sue nicht vermissen wird. Balzac schrieb in der unnatürlichsten Champagnerbegeisterung, einem Feuer, das den wässerigsten Weintrinkern von der Welt, den Franzosen bisher fremd war. Balzac schilderte keine Menschen, sondern nur Schatten. Was die Tiefe ihres Charakters sein sollte, war Etwas, mit dem man sich nicht befreunden konnte. Seinen Wahlspruch: gemein im Gemeinen, und erhaben im Erhabenen führte er in beiden Fällen nicht göttlich genug aus.

Aber wer nun drei Jahre später den Vater Goriot mit Balzac's früheren Schriften, jenen dämonischen Mixturen vergleicht, die ihm den Namen des französischen Hoffmann verschafften, wird erstaunen, bis zu welcher

Vollendung man gelangen kann, wenn man sich von ästhetischen Sympathien und den Geschmacksbestimmungen der Mode frei erhält. **Balzac**, dem eine ursprüngliche Tiefe, schöpferische Kraft, Phantasie und Speculation zu Gebote standen, brachte die Vortrefflichkeit dieses Talentes doch erst durch seine Zeitgemälde zur Reife. Man kann sagen durch die Beobachtung der Straße ist **Balzac** geworden, was er jezt ist.

Paris kennen, heißt auch die Welt kennen; denn Paris ist der Puls der Civilisation. Man muß auch sagen, Paris kennen, heißt das Herz kennen, denn welche Interessen, welche Gefühle offenbaren sich nicht in einer Stadt, die Frankreich und die Bildung Europa's in sich absorbirt? Paris ist so liebenswürdig durch seine Contraste; das Erhabenste wird vom Naivsten berührt; neben den Schlägen jener Uhr, deren Zifferblatt auf den Stand der höhern

Politik, der Börse und der verwickelten Interessen zeigt, hört man tausende von kleinen Genfer Uhren picken, Herzen, welche die Reihenfolge der kleinen Freuden und Leiden des Lebens, wie wir sie nur in isolirten Sphären zu sehen gewohnt sind, nicht weniger methodisch durchmachen. **Jules Janin**, mit seinen naiven Erfindungen, **Michel Raymond**, mit seinen Werkstatterzählungen, keiner der Autoren, die sich würden die Ehre rauben lassen, etwas Anders zu sein als Pariser, geben dennoch Empfindungen und Situationen wieder, von denen wir immer behaupten würden, daß man sie nicht haben kann, ohne auf dem Lande oder in einer kleinen Stadt zu wohnen.

Balzac ist der glücklichste Beobachter; seine Sehkraft durchdringt alle Regionen der Pariser Existenz. Er anatomirt diesen großen Cultus, dem sich Paris opfert und von dem man kaum weiß, ob er blos der Cultus der Mode

oder der des Geldes iſt. Das Geld iſt der revolutionäre Grundſatz unſeres Jahrhunderts. Das Geld reißt die Schranken der Privilegien nieder und führt eine neue Rangordnung der Stände ein. Wie laufen die Intereſſen in einander, wo es ſich um das Umſatzmittel der Bedürfniſſe und der Waaren handelt! **Balzac** iſt der Dichter des Geldes, einer neuen Maſchinerie, die ihre Wunder hat, ſo gut wie das alte Epos. Wäre der Pariſer geizig, käme ſeine Geldbegierde nur darauf zurück, Silber und Gold in ſeinen Truhen zu haben, ſo würde die Poeſie wenig Vortheile von ſeinem Gottesdienſte ziehen. Aber der Pariſer liebt das Geld nur, um ſich Nichts zu verſagen, und um mit den Reichthümern Andrer zu wetteifern, er ſammelt das Geld immer, um es zu ſeinem Vergnügen auszugeben, und um den Schmerz nicht zu haben, in einer Stadt, welche Alles bietet, leben zu müſſen, und doch nach Nichts greifen zu

dürfen. Darum ist mit dem Gelde in Paris so viel poetische Abwechslung verknüpft, und die Erfindungen Balzac's können nicht ermüden. —

Man ist gewohnt, eine Auffassung des Pariser Lebens, wie sie Balzac gibt, nicht mehr anerkennen zu wollen. Man hat sich dazu bestimmen lassen, weil es heißt, die Franzosen seien ernst, schweigsam, nüchtern und tugendhaft geworden seit den großen Ereignissen, welche so viel Blut gekostet haben. Man spricht von einer Verwechslung der Gegenwart mit einem verflossenen Zeitalter, dessen Frivolität die alte französische Literatur liebreizend genug geschildert hat. Aber selbst wenn man eingestehen wollte, daß in Frankreich jemals die Freiheit der Sitten aufgehört hat, wenn man läugnen wollte, daß mitten unter den Schrecken der Revolution der Leichtsinn seine rosigen Triumphe feierte; so scheint doch im gegenwärtigen Augenblicke, wo der Friede

der Nation keine Beschäftigung gibt, Alles wieder in Paris reif zu sein zu einer Laxität der Sitten, welche die alte übertreffen würde, wenn nicht die politische Frage noch immer etwas Wermuth in die Becher der Lust mischte. Der alte Adel, der neue bonapartistische, die Aristokratie des Geldes, welche sich in dem Königthume Louis Philipps sonnt; dies sind die drei Faktoren der jetzigen Pariser Gesellschaft, welche unter einander wetteifern und es nicht können, ohne sich im Luxus und in eigenthümlicher Bestimmung der Fashion zu überbieten. Welch' ein Raum bleibt hier, nicht blos den Erfindungen, sondern schon der nackten Auffassung des Künstlers! Balzac weiß ihn meisterhaft zu benutzen.

Eugene Sue hat in Atar-Gull eine Verwickelung von Situationen geschildert, deren Grausamkeit selbst den

französischen Nerven unerträglich war. Man hat in Frankreich gewiß die Hälfte von Dem, was wir gegen ihn erinnern würden, gegen den Dichter vorgebracht; aber das ist schon immer zu viel. Dieser Roman ist eine so ausgezeichnete Erscheinung, daß wir Deutschland Glück wünschen würden, wenn es etwas Aehnliches hervorzubringen im Stande wäre. Es ist wahr, noch nie ist mit dem Menschenleben ein solches Würfelspiel getrieben, wie hier, noch nie hat man so rücksichtslos des Mitleids, der Menschlichkeit und jeder erbarmenden Empfindung gespottet, aber was läßt sich thun? Soll man einen Sklavenhändler und Seeräuber sentimentale Deklamationen vortragen lassen? Sollen denn immer die Stricke, an denen uns durch die Erzählung liebgewordene Personen plötzlich zu baumeln kommen, durch einen Theatercoup wieder abgeschnitten werden? Soll man in einem Lande, wo auf hundert Mücken ein Boa

Conſtriktor kommt, nicht von einer Schlange können gebiſſen werden? Und ſollen unſerer Nerven wegen etwa dieſe Schlangen keine tödtlichen Giftzähne haben? Soll endlich ein Neger ſolche Gefühle hegen, als ſei er in einer Penſion unter jungen Mädchen erzogen, oder als habe er die Romane der **Delphine Gay** in den äſthetiſchen Soiréen der ariſtokratiſchen Damen vom Faubourg St. Germain vorleſen hören? Nein, dieſe Grauſamkeit iſt herrlich, weil ſie den Charakteren entſpricht; dieſe Todtſchläge ſind köſtlich, weil ſie in den Umſtänden liegen! Hieher tretet, und lernt die Farben kennen, die man von der Natur borgen muß!

Dasjenige, was an **Eugene Sue** am Meiſten beleidigte, war auch weniger ſeine Grauſamkeit als ſeine Moral. Die Erfindungen dieſer feurigen Phantaſie pflegen nämlich immer darauf zurückzukommen, daß die Tugend übervortheilt,

und das Laster noch dazu belohnt wird. Die leidenschaftlichsten und grausamsten Charaktere erhalten bei ihm den Tugendpreis des Herrn von Montyon, und die verstecktesten Verbrecher sterben mit lächelnder Miene, das Kreuz des Erlösers an ihre Lippen drückend, und in den Mienen der Umstehenden schon selig gesprochen. Diese bittre Ironie wirkt aber wie der Magensaft auf Eugene Sue's Romane, unterstützt die organische Verarbeitung seiner mannichfachen Ingredienzen, und läßt in dem Leser, wenn auch gereizte, doch immer starke, nie ermattete kräftige Empfindungen zurück.

Jules Janin, die personifizirte Munterkeit, Naivität und Geschwätzigkeit, scheint nicht, wie es herkömmlich ist, mit drei Fingern zu schreiben, sondern mit allen, ja mit beiden Händen, mit Händen und Füßen, jedes Glied

ist in Bewegung und extemporirt. **Janin** gehört nicht unter jene Autoren, unter welchen wir **Balzac** und **Sue** hervorgehoben haben: er ist versöhnend, vermittelnd, kann kein Blut sehen, und mußte das Gräßliche, womit er in seiner Laufbahn begonnen, fortzusetzen unterlassen. **Janin** ist eine ganz ländliche idyllische Natur, obschon in Ton und Haltung Pariser von der neuesten Mode; er trägt sein Veilchen im schwarzen Frak, wie **Heine**, aber ohne Koketterie, ohne die Leute damit ärgern zu wollen, sondern um sie zu erfreuen, um sie besser und glücklicher zu machen. **Janin** hat eine glänzende Mission in der französischen Literatur: der Politik, dem Salon, der Börse gegenüber, vertritt er die Rechte der Nachtigall; er besizt den Muth, im Boudoir einer geistreichen und patronisirenden Dame von den kleinen Fensterscheiben der Dorfhütten, vom Blöken der Kühe und der Wonne des Abendläutens zu sprechen.

Er nennt die Campagne oft langweilig, er bespöttelt ihren Geruch und ihre Molkenkuren; aber er vertheidigt sie dem nüchternen Pflastertritt von Paris gegenüber.

Janin leidet an einer fixen Idee; — das achtzehnte Jahrhundert. **Janin** herzt und küßt das achtzehnte Jahrhundert, dies Zeitalter Ludwigs XIV. und der Regentschaft mit seinen Frisuren und Schönpflästerchen, mit seinen hohen Absätzen, mit seinen Decenten, mit seinen menuettirenden Leidenschaften und seinen anständigen Schriftstellerinnen. **Janin** hat darin Aehnlichkeit mit Herrn **von Sternberg**, der euch die Zerissenen und Lessing geschrieben hat. Denn man sagt von Beiden, daß sie über die Abschaffung des Puders weinen können.

Die englische Literatur leidet gegenwärtig an einer entsetzlichen Breite und Monotonie. Das Genre, in welchem

sie arbeitet, ist so einfach, und die Bearbeitung desselben so unersättlich; jeder literarische Charakter tritt sich mit einer fürchterlichen Redseligkeit breit, und jeder neue Spekulant, der das Interesse des Publikums erobern will, versucht es nicht durch Das, was noch nicht da gewesen ist, sondern durch Das, was Alle kennen und so gern haben. Die erste Erfindung ist gewiß immer genial und originell; aber dann nimmt der Autor ein Patent darauf und fabrizirt wie **Bulwer, Marryat,** die **Trollope** ins Gelag hinein, ohne aufzuhören.

Dazu kommt, daß die gegenwärtige englische Literatur nur so viel ist, wie eine gewisse dilettantische Fertigkeit. Ihr Inhalt besteht weder in Ideen, noch in Charakteren, solchen, die sie schildern und solchen, die sie zu behaupten wüßten, sondern in einer vaguen Ausdehnung und Verzettelung einer einmal ergriffenen Manier, wo sich die eine

von der andern durch Nichts unterscheidet. Die englische Literatur ist immer auf Reisen begriffen, aus den Itinerären macht sie Romane, und wo man in Deutschland, Frankreich und England hinsieht, stößt man auf Engländer, die nur noch reisen, um Bücher zu machen.

Der italienischen Literatur beim ersten Blicke viel zuzutrauen, fehlt es uns an den rechten Maßstäben für die Beurtheilung der Italiener selbst. Wir haben von ihnen noch immer eine geringschätzende Meinung, ja ich möchte fast sagen, es überrascht uns, einen Italiener in moralischen Empfindungen anzutreffen, wie wir sie nur an uns und den andern Nationen gewohnt sind. Die Italiener scheinen uns so sehr herausgerückt aus der inneren warmen Existenz und dem bürgerlichen Selbstgefühl, daß wir uns immer einbilden, hier bestände eine ganze Nation aus Nichts als

Kellnern, Bettlern, Postillonen, Ciceronen, Wirthen, Vetturinen, Sbirren und Priestern. In der That, wer in Italien war, muß gestehen, daß der Handwerker sein Geschäft auch immer nur wie eine Art Nebensache betreibt, weil man ihm niemals ansieht, daß er mehr damit verdienen will, als was er gerade für den heutigen Tag braucht. Allein dies ist eine Täuschung, aus welcher man keine ungerechten Schlüsse ziehen sollte. Auch die Italiener haben ein eigenthümliches Leben seitwärts von der Landstraße. Sie haben ihre kleinen Freuden und Leiden des Daseins, und dabei eine moralische Imputation, so gut wie die anderen Nationen, welche nur den schlechtesten Theil der Bewohner Italiens kennen zu lernen Gelegenheit haben.

Die italienische Literatur schwankt zwischen der kalten Classisität **Alfieri's** und den historischen Romanen **Manzoni's**. Für jene hat sich **Silvio Pellico**

ausgesprochen, für diese mancherlei Namen mit mehr oder minder glücklichem Erfolge, **Rossini, Grosse** u. A. Der italienische Charakter verräth sich aber in ihnen auf keiner Seite; dahin gehört besonders die große Rolle, welche in ihnen die Canaille spielt; oft glaubt man in einem Familienwesen zu sein, wo der Koch auf den Kellner tobt, wo die Wirthin mit den Mägden zankt, und ohne entsetzliches Geschrei kein Wort gesprochen werden kann; die Diener mischen sich unverschämt in Alles ein, fassen gierig nach goldnen Ketten, wenn sie ihnen geschenkt werden, und bücken sich demüthigst, um ihre Dankbarkeit auszudrücken, oder als Zugabe eine Tracht Schläge zu bekommen. Eben so charakteristisch ist die Prunksucht dieser Romane; die ganze Eitelkeit der Italiener entfaltet sich in dem Auseinanderlegen der gold- und edelsteingestickten Drapperie derselben. Jedes Roß, das zum Turniren kommt, wird mit seinen

Federn und Schabracken beſchrieben, überall, wo es geht, wird die Darſtellung prahlen und den Mund voll nehmen. Zulezt endlich herrſcht in dieſen Romanen noch jenes eigenthümliche Lamentoſo, womit die Italiener jede ihrer weicheren Empfindungen zu begleiten pflegen. Es iſt ein Klagen, ein Händeringen, ein Seufzen, ein Ach und Weh, das mich immer auf jene kleinen talieniſchen Winkeltheater verſezt hat, wo die drolligſten Stücke von **Scribe** und **Kotzebue** mit den weinerlichſten Geberden heruntergeſpielt wurden.

In der ruſſiſchen Literatur regt es ſich jezt mit Eifer und Lebendigkeit; doch wird es ſchwer fallen, daß ſie ſo bald eine europäiſche Popularität gewinne. Die Ideen, in welchen ſie ſich bewegt, ſind uns nicht fremd. Vaterlandsliebe, Begeiſterung für einen jungen und doch glänzenden

Ruhm, der Stolz auf mannichfache nationale Vorzüge, können in der Dichtkunst niemals ihre Wirkung verfehlen, und dennoch mangelt dieser Literatur Etwas, das ihr allein die Achtung in der gebildeten Welt zu sichern vermag. Die Vaterlandsliebe darf sich nie auf Kosten der Gerechtigkeit geltend machen, die Freude des Dieners, der sich um seinen Herrn verdient macht, und diesem die Rechtfertigung seiner blinden Thaten überläßt, ist eines freien Geistes unwürdig; erst die Unabhängkeit der eigenen Meinung ist es, die die Anhänglichkeit an eine fremde wirksam und rührend macht. Die Einseitigkeit in literarischen und historischen Ansichten wird man dabei nicht einmal den Autoren allein beimessen dürfen, sondern sie einer Literatur zu Gute halten, die nach der Meinung des übrigen Europa nur unter den ungünstigsten Verhältnissen sich entwickelt, der es an der rechten Lebensluft fehlt, und die noch lange wird ringen

müssen, ehe sie zu einem unabhängigen Gesichtspunkte gelangt.

Der größte Vorzug der jetzigen russischen Literatur besteht in ihren lebenvollen Sittenschilderungen; sie hat darin sehr viel Nachahmungstalent bewiesen, besonders ersezt den Mangel an Phantasie die feine Auffassung russischer Charaktere. Sie zeigte uns, daß des Russen durchgreifende Natur die Gutmüthigkeit ist. Der Russe ist geschäftig, sorgfältig, er ahmt mit Glück nach, er ist so gutmüthig, daß er sich oft betrügen läßt, sein Gehorsam ist ihm eine Pflicht, die ihm nicht die politische Nothwendigkeit, sondern die Religion, und die derselben befreundete Sitte auflegt, und der er ohne Starrsinn dient.

Die russische Literatur liefert bis jezt nur noch Probestücke, Capricen des Talentes, das beweisen will, es könne seine Sache so gut machen, wie der Andere. Diese Literatur

iſt ein Luxus, es fehlt ihr die populäre Grundlage, und ſie wird dieſelbe ſchwerlich bekommen, wenn ſie ſich nicht mit Ideen und mancherlei tieferen Bezügen ſchwängert; es fehlt dieſer Literatur noch ein gewiſſermaßen dialektiſches und paränetiſches Element. Ich habe nur einen einzigen Zug entdecken können, wo ſich der Autor dem großen Ganzen ſeiner Nation gegenüber denkt, und der die Dichtung als Hebel des inneren Menſchen zu brauchen ſucht, dies iſt Saogoskin's Polemik gegen einen Fehler des ruſſiſchen Charakters, den er eine übertriebene Beſcheidenheit nennt. Er tadelt es nämlich, daß ſich der Krieger ſelbſt nach den glänzendſten Thaten nur einen geringen Antheil an dem Ruhme derſelben zuſchreibt, und die Freude des Sieges immer raſch bei ihm verflogen iſt.

Iſt dies jedoch eine Thatſache, ſo kann man den Grund davon nur in der Lage des gemeinen Ruſſen finden. Wer

sich nur als das Werkzeug eines fremden Willens fühlt, ist nicht gewohnt, sich selbst die Früchte seiner Anstrengungen zuzuschreiben. Man ist brav genug, sein Möglichstes zu thun, wird sich aber dabei niemals über den Gewinn freuen, wenn man ihn zu seinem eigenen Vortheile nicht verwenden kann.

Biographie.

I.

Jens Baggesen.

Die Bildungselemente **Jens Baggesen's** waren die Alten und **Kant.** Daher seine Verehrung des **Wieland**'schen Geistes, seine Bewunderung der **Voß**'schen Technik, sein bis zur Andacht gesteigerter Enthusiasmus für die kritische Philosophie.

Baggesen hat weder für die deutsche, noch die dänische Literatur etwas Positives geleistet; er gestand selbst, daß seine schriftstellerische Thätigkeit eine Zwangsarbeit war, und sprach von ihr nie anders, als mit einem peccavi. Doch war er ein feiner muthiger Kopf, dem nur Eines zu fehlen schien, die Männlichkeit. Man kann **Baggesen** einen scharfsichtigen Beobachter, glänzenden Redner, gründlichen Denker, zärtlichen Gatten, liebevollen Vater, theilnehmenden Freund, aber keinen Mann nennen. Er stand den Eindrücken der edelsten Art offen, wußte Liebe und Achtung eben so wohl zu empfinden, als selbst zu empfangen — (das Leztere wird immer schwerer sein, weil mehr Kunst dazu gehört) — er gab sich den erhabensten Zwecken mit vollem Eifer hin, doch fehlte ihm jener männliche Ernst, der des Augenblickes mächtig ist, um die Zukunft Eigenthum zu nennen, jenes nil admirari, das in den

Wonnen des Entzückens mehr findet, als den Kitzel der Einbildungskraft.

Als ein schwankender und in Extremen sich bewegender Charakter besaß **Baggesen** sehr viele Eigenschaften nicht, die man an ihm zu finden glaubte; die wenigen, die er wirklich sein nennen mochte, sah man entweder nicht, oder glaubte ihrer nicht zu bedürfen. Er war begeistert für die Idee der Menschheit, für **Kant's** unsterbliche Entdeckungen, für die erhabene Sache der Revolution; aber dies war bei ihm keine tiefe, dynamische Lebensenergie, sondern ein Curiosum, das die hohen Kreise unterhielt, in welchen er sich bewegte. Ohne es zu wissen, spielte er die lustige Rolle eines Hofdemagogen. Die Prinzen, Minister und Grafen vergaben ihm seinen Demokratismus, weil er ein angenehmer, witziger Gesellschafter war, ihren Frauen artig vorlas, und ihnen Gelegenheit gab, die literarischen Berühmtheiten

der damaligen Zeit durch seine Vermittlung brieflich und persönlich kennen zu lernen.

Ist uns von seinen Söhnen nicht die Herausgabe des handschriftlichen reichhaltigen Nachlasses versprochen worden?

II.

Johann Benjamin Erhard.

Wenn die Menschen lieber geachtet und geehrt sein möchten als geliebt, so würden wir weniger Philosophen und mehr Weise haben. Weil man lieber mit den Herzen als mit den Köpfen der Leute im Verkehr steht, so hütet sich der Philosoph, seine Lehren auch in den inneren Organismus seines Lebens aufzunehmen. Der Satz vom kategorischen Imperativ wird Niemanden finden, den er nicht zur

Verehrung seines Entdeckers gezwungen hätte; aber ein verkörperter Imperativ, eine Persönlichkeit, die nichts als Gesetz und praktische Vernunft ist, erscheint nur den Wenigsten liebenswürdig. So ging es dem Philosophen und Arzte **Johann Benjamin Erhard.**

Die von **Varnhagen von Ense** herausgegebenen Denkwürdigkeiten desselben, geben uns sowohl einen Begriff des unglaublichsten Stoicismus, wie der eigenthümlichen Berührung, in die ein solcher mit seiner Umgebung kommen muß.

Hätte **Erhard** gewußt, daß sich eine Welt schaffen ließ, die besser wäre, als die vorhandene; er würde sich wohl die Kraft zugetraut haben, sie zu schaffen. Wer war dieser Mann, der von seinem Willen eine so hohe Meinung hatte?

Erhard war nach dem Anstiften seines in Nürnberg

angeſeſſenen Vaters nicht für die Wiſſenſchaft beſtimmt, er betrieb das väterliche Gewerbe, und widmete die Stunden der Muſe der Beſchäftigung mit philoſophiſchen und mathematiſchen und in deren Verſtändniß einſchlagenden Disciplinen. Seine Begeiſterung für Philoſophie iſt ſo groß, als der moraliſche Stolz, da er ſeinen Gegenſtand bezwungen glaubte. Thränen der höchſten Wonne ſtürzten ihm auf **Kant's** Kritik der praktiſchen Vernunft, die er nach ſeinen Studien über **Wolf** und den mathematiſirenden **Lambert** zu Geſichte bekam. Hier lernte er, daß er Belohnung und Strafe für ſeine Handlungen nur von ſich ſelbſt zu erwarten habe, er erkennt keinen Richter außer ſich ſelbſt, und Gott ſei kein Stümper, der an ihm noch Etwas nachzuflicken fände. Sein ganzes Leben iſt eine Hymne auf die Autonomie der Vernunft. Er erkannte den Werth des Menſchen nicht eher an, bis er zu dieſer Selbſtbeſtimmung das

Bewußtsein seiner Würde gesteigert hatte. So schwärmt er, ein ächtes Kind seiner Zeit, die in die nüchternste, schalste Wirklichkeit sich ausgeflacht hatte, für das Ideal der Menschheit, lebt, wie Marquis Posa bei Schiller, nicht ein Bürger dieses Jahrhunderts, sondern derer, die noch kommen werden. Sein Sinnen und Denken geht auf Errichtung allgemeiner Menschenbündnisse zur Erreichung dieses hohen Ziels.

Bei Männern mochte es ihm nicht gelingen, darum zog er die Weiber in sein Interesse. Bald scheint ihm Jungfer H. jene Anlagen zu besitzen, die zur vernunftgemäßen Leitung aller Wünsche und Begierden brauchbar sind, bald, wenn sich diese über die philosophische Erziehung in ihren Geistesbildner unvermerkt verliebt hat, Jungfer K., bald eine Andere, so in Nürnberg das ganze Alphabet durch. Ja noch mehr! Noch in seinem zweiundzwanzigsten Jahre

errichtet er, in der Voraussetzung, daß Pfaffheit und Verfolgungsgeist auf der einen, Aberwitz und Charletanerie auf der andern Seite sich in das Regiment der Welt getheilt haben, und zumal durch Weiber, bei denen freilich der Aberglaube immer ihre beste Pflanzschule gefunden hat, ihre Herrschaft zu gründen suchen, errichtet er in Gedanken, nicht ohne Aussicht auf endliche Ausführung, einen Bund unter Frauenzimmern auf Leben und Tod. Für die eigentlich esoterisch Eingeweihten verlangt er aus folgenden Stücken bestehende Aufklärung: 1) Freiheitssinn und Weltkenntniß; 2) für Nichts Achtung als für Vernunft, und 3) Kenntniß der Medizin, wie man es an unserm Geschlecht erwartet, besonders aber Kenntniß der kosmetischen Mittel. Eine zweite Klasse brauchte nur bis zur natürlichen Religion aufgeklärt zu sein, auch würde man ihnen Kosmetika entdecken. Für die folgenden, bis auf fünf herabgeführten

Klassen verlange man immer nur Vorbereitung für die nächst vorangehende: in die lezte Klasse brächte man leichtsinnige und abergläubische Personen.

Mit der Liebe ging es dem jungen **Erhard** immer so, wie den meisten jungen Leuten, daß sie nicht die Geliebte, sondern die Liebe lieben. Die Verhältnisse, die er mit Frauenzimmern bald anknüpfte, bald abbrach, waren eigentlich Experimentalerotik, wie man sie nennen könnte. Erst gab ihm die Liebe Gelegenheit, sich in schriftlichen Aufsätzen zu üben, dann einen praktischen Kursus der Philosophie zu eröffnen. Die Tugend der Nürnbergerinnen wollte er nicht auf Unschuld, sondern auf die Vernunft gründen. Er will die Liebe seiner **Wilhelmine** prüfen, und nimmt sich vor, sie auf drei Wochen weder zu sehen, noch an sie zu schreiben, er will beobachten, welche Leidenschaften dies in ihr erregen wird; sind es Eifersucht und Unwillen, so wollte

er sie verlassen, hält sie aber mit Sanftmuth aus, nun so wird er sie wieder lieben können. „Wehe mir, schreibt er an dieselbe Wilhelmine, wenn mein Herz nicht der Menschheit, sondern einem Mädchen angehörte; es war nur Dein, weil ich in Dir die Würde der Menschheit ehrte!"

Erhard studirte als Autodidakt in Würzburg Medizin, und promovirte noch vor dem Ablauf der gewöhnlichen Studienjahre in Altdorf. Seine Neigung entschied sich aber in seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen noch lange immer für das Feld der abstrakten Philosophie und theoretischen Gesetzgebung. Erst nach den erneuten Aufforderungen seiner Freunde, eine seinen Fähigkeiten so sehr zusagende Wissenschaft nicht zu vernachlässigen, nachdem er überdies eine medizinische Anstellung in Berlin erhalten hatte, verfolgte er die Arzneikunde mit lebhafterem Eifer, wurde mit **Röschlaub** ein unermüdlicher Vertheidiger des

Brownianismus, in welchem Streben er selbst von seinem Meister **Kant** theilweise Billigung erhielt.

Inzwischen ging die weitere Vollendung der Philosophie an ihm wie unverständliche Barbarei vorüber. Gegen **Jacobi** war er schon früh versucht zu schreiben, **Fichte** mit den Sätzkapriolen des setzenden Ichs mußte ihm, der schon das Denken nicht anders dachte, als eine Erfahrung, sonderbar vorkommen, und als eine totale Verirrung, wenn dieser aller Erfahrung die Realität streitig machte. Die Naturphilosophie war ihm, einem empirischen Arzte, eine Träumerei, ihre Terminologie Tollhaussprache. Das letzte Urtheil über Fragen der Zeit, das in diesen von **Varnhagen** mitgetheilten Briefen gefällt wird, ist über die griechische Sache. Er wolle die Mode mitmachen, sagt er, da man von kultivirten Leuten verlange, Griechenfreund zu sein, doch so viel wisse er, die Griechen seien an ihrem

Schicksale selbst Schuld gewesen; hätten sie im zwölften Jahrhundert statt der Klöster Schulen angelegt, und die Aufklärung statt des Aberglaubens befördert, so würden sie nie unter die Herrschaft der Türken gerathen sein.

Aeußerst wohl thun in diesen Briefen die Bekenntnisse einiger Freunde und Freundinnen, welch einen milden, segensreichen Einfluß die Schriften Jean Paul's auf sie gemacht hätten. In diesen matten Tagen, wo so wenig frische Lebensquellen sprudelten, und die meisten aus ihren reizenden Kämpfen um die Verwirklichung eines höhern Ideals nur desto tiefer in die trostlose Leere des Daseins zurücksanken, erscheinen ihnen jene Bilder wie Erquickung, und sie fühlen sich menschlich berührt durch die milden Gestalten der Jean Paul'schen Phantasie. Männern, wie Herbert, dem die Sehnsucht nach dem Ende dieses Lebens so zur Leidenschaft wurde, daß er es durch freiwilligen

Tod beſchleunigte, auf dem der Jammer der unbefriedigten Wiſſensluſt ſeiner Zeit wie ſtarrer, kalter Winter laſtete, laben ſich an jenes Mannes ſtiller, glückſeliger Welt, und fühlen ſich ſtark genug, gegen Erhard's kalte Verketzerung ihren Tröſter zu vertheidigen. Erhard war in den lezten Tagen ſeines Lebens in ganz Berlin als ein Sonderling bekannt, mit dem ſich nur höchſt bedenklich umgehen ließ.

III.

Hamann und Jacobi.

Man hat Hamann einen Pan genannt, wie Sokrates von Alcibiades mit ähnlichem Vergleich belegt wurde. Es iſt bekannt, daß die ſpätern Griechen zwei Auffaſſungen dieſer Gottheit unterſchieden, eine myſtiſche und eine mythologiſche. Hamann entſprach beiden. Er war ein Pan

(All) voll innrer Harmonie, aber in seiner äußern Erscheinung Nichts als Dissonanz und Anomalie, Sturm, Ungewitter, Sonnenschein. Wem ist nicht seine Spruchweisheit, seine sibylliniſche Weissagung, sein eifernder Dogmatismus bekannt geworden? Im mythologiſchen Sinne war er ein naiver, impurer, ironiſcher Pan, Sokrates Ebenbild. Das Christenthum war für ihn die höchste Idee. Vor seinen ungläubigen Zeitgenossen bekannte er sich zu ihm mit Freimuth und Rücksichtslosigkeit. Wenn er den Einen eine Thorheit war, so mußte er den Andern ein Aergerniß werden. Eine solche Aufnahme war für ihn nur erhebend, sie war sein Stolz; denn er wußte wohl, wem ein solcher Mißverstand in gleicher Weise begegnet war, Christo. **Göthe** und **Herder** haben das Verdienst, auf den einsamen nordiſchen Magus hingewieſen, und seine Erscheinung als eine im Ganzen und Großen zu erfassende bezeichnet zu haben.

Die Art, wie sie es Beide thaten, ist für sie selbst sehr charakteristisch. **Göthe** erklärte ihn, gegen die Geschichte des Tags genommen, für eine unaufgelöst'te Dissonanz, in sich selbst aber sei sein Innerstes auf die gegenseitige Wechselbedingung aller vereinzelten Kräfte begründet gewesen. Man sieht, er hielt ihn für ein Kunstwerk. **Herder** zog das Geistreiche **Hamann's** an, seine bunte Naturfülle und Mannichfaltigkeit. Die Schaale, das wirre Gewebe von Kernsprüchen und Wortblumen, die wie Perlen ohne innern Zusammenhang bei **Hamann** an einander gereiht sind, scheint sein eignes Bedürfniß am meisten befriedigt zu haben.

Hamann stand über seiner Zeit, **Jacobi** unter dem Einflusse der seinigen. Was hinderte ihn, die philosophische Bildung derselben als sein vollständiges Eigenthum aufzuweisen? Er übertraf seine Zeitgenossen an Scharfsinn und Gedankentiefe; aber unaufhörlich trieb es ihn aus dem

Mittelpunkte, indem sich Andre beruhigten, wieder heraus. Daher ist seine Philosophie centrifugal, in beständiger Entsagung begriffen. Was so eben das Resultat der scharfsinnigsten Denkoperation war, was nun in vollkommener Klarheit seinen Wissenstrieb befriedigte; das stand ihm bald wieder in unerreichter Ferne, das alte Mühen nimmt wieder seinen Anfang, das ewige: Gib mir, da ich stehen mag! Daher das Christenthum sein leztes Asyl. Die Art und Kunst **Jakobi's** kann man eine Dialektik des Gemüths nennen, ich meine den Mangel alles Systems, das Fragmentarische des Geistreichen, das **Jean Paul** im Interesse der Poesie so unerreichbar verfolgte. Nicht nur innerlich waren diese beiden Geister verwandt, sondern sie kamen auch äußerlich durch einen interessanten, vor einiger Zeit erschienenen Briefwechsel in mannichfache Berührung.

IV.

Thümmel.

Thümmel gehört zu einer Gattung von Schriftstellern, die jezt ausgestorben ist, zu den liebenswürdigen. Welche Zwecke suchen heute die Autoren zu erreichen! Sie wollen die Phantasie ihrer Leser mit einer schauernden Gänsehaut überziehen; sie hüllen das Publikum in ihre tollen Erfindungen ein, und stürzen vom Nordpol zum Südpol, um in demselben Augenblicke schon wieder beim Aequator zu sein. Sie steigen, wenn sie Pedanten sind, auf die Gipfel der Alpen, man lauscht, welche Worte sie ihren Entzückungen geben werden, und sie ziehen **Kant's** Kategorientafel aus der Tasche, und beweisen uns, daß bei der Naturbetrachtung die dritte der höhern Seelenkräfte zweiter Ordnung angestrengt werde. Es gibt Schriftsteller, die sich im

lezten Kapitel ihrer Werke der Unsterblichkeit empfehlen, und im ersten dem Publikum Grobheiten sagen, wie sie sonst unerhört waren. Ja vor Kurzem hat ein französischer Humorist erklärt, seine Absicht sei, der Leser solle sechsmal seine grausamen verrückten Schilderungen wegwerfen, und sie das siebentemal doch wieder vornehmen. Das sind unsere Zeitgenossen.

Glückselige Vergangenheit! Unsere Väter erholten sich, wenn sie im Meßkatalog die drei, vier Seiten der neu erschienenen Unterhaltungsschriften mit ihren schäkernden, spaßhaften Titeln durchliefen, und wenn sie dann einen bei den Gebrüdern Jacobäern oder bei Fritschen herausgekommenen Roman zur Hand nahmen, so floß ihnen die Zeit wie ein Strom hin und sie verdauten noch einmal so gut. Dieser anmuthige, freundliche Verkehr mit dem Publikum ist jezt außer Mode gekommen. Man will bewundert,

nicht geliebt ſein. Das Genie kennt keine Regel, als ſeine eigenen Sprünge; dieſe gelten für die Geſetze der Schönheit. Wer ſtiege noch herab in die kleine Welt der kleinen Leidenſchaften, der gutmüthigen Wünſche, der beſcheidenen Triebe! Wer vermöchte von der Liebe noch zu ſprechen, wie von einer Erfahrung, die unſer Herz alle Tage macht, von der Liebe, die in den Köpfen unſerer heutigen Autoren eine Fabel geworden iſt, die man am tiefſinnigſten zu erklären glaubt, wenn man ſie mit der Entſagung enden läßt! Wer getraute ſich noch die Räthſel des Platoniſchen Dreiecks auf die einfachſte Art zu löſen, und von gewiſſen Begierden menſchlich zu reden, über die die Fauſt's und die modernen Don Juan's ſo viel Göttliches gefaſelt haben! Ueber den Muſen hat man die Grazien vergeſſen.

Thümmel und Wieland haben allerdings auch in

ihrer Art eine Manier veranlaßt. Die schalkhaften Streiche des kleinen Liebesgotts haben sich später so in's Unendliche gehäuft, daß man kaum noch über sie lachen konnte. Die Poesie der Strumpfbänder und der Nachthauben, die Intriguen hinter der Gardine, die komischen Ehestandsscenen, die unschuldigen Ehebrüche en miniature, wie lange konnten sie allerliebst bleiben? Die Prätzel, die Laun, die Langbein mit ihren grotesken Abenteuern, ihren vom Bock gestoßenen Pastoren, diesem ewigen: Jungfer Lieschen, weißt du was, komm mit mir in's grüne Gras! wurden auf die Länge unausstehlich fad. Die Grazie und Anmuth eines Wieland sind in diesem Bereiche später so unerreicht geblieben, als der Witz und die geistreiche Laune Thümmels.

Thümmels bürgerliche Stellung, die ihn bekanntlich in die nächsten Berührungen mit höchsten und allerhöchsten Personen brachte, war für den Charakter seiner Muse

entscheidend. In einer noch so auffallenden Barbarei der deutschen Literatur, wie sie theilweise das dritte Viertel des vorigen Jahrhunderts zeigte, bedurfte es der seltensten Verhältnisse, um zu einer so ausgezeichneten Meisterschaft zu gelangen, wie sie in **Thümmels** Lebensansicht und Ausdrucksweise unbestreitbar ist. Diese Einflüsse seiner Erziehung und seines Umgangs waren es auch, die sich bei **Thümmel** mit einer fröhlichen, heitern Laune gesellten, wie sie allein ein Geschenk der Natur sein konnte. **Thümmel** überrascht uns durch seine Kenntniß der fremden Literatur eben so sehr, wie durch seine Beobachtungsgabe, die immer die Folge einer sorgenlosen Erziehung und Lebensweise sein wird. Wie schwer wird es den Schriftstellern jener Periode, sich von den lästigen Einflüssen ihrer Herkunft und ihrer bürgerlichen Lage zu befreien! Bei den Flügen ihrer Phantasie klebt ihnen immer noch etwas Tellurisches an den

Füßen, sie zupfen sich verlegen an den Manschetten, wenn sie in den Tempel der Musen treten, und können bei allen Gerichten, die sie, an die Tafel der Himmlischen gezogen, genießen sollen, einen hartnäckigen Beigeschmack von Kartoffeln in ihrem Gaumen nicht überwinden. Das sind Unbequemlichkeiten, von denen man sich in jener Zeit nicht leicht befreien konnte, und die nur den nicht störten, dem die Vortheile eines höhern Standes zu Nutze kamen. **Thümmel** war ein Bevorrechteter, aber seine vorurtheilsfreie Einsicht verhinderte ihn, darauf stolz zu sein. **Thümmel** war in gewissem Sinne Aristokrat, wenn man sich dieses Ausdrucks vor der Revolution bedienen darf, aber er stand ganz auf der Höhe, die Schwächen der höhern Stände zu beobachten, und besaß den für jene Zeiten seltenen Muth, diese mit oft herbem Spott aufzudecken. Seine geistreiche Wilhelmine ist der beißendste Spott auf die

damaligen Höfe mit ihren Maitreſſen, Intriguen, Feſtivitäten, Kammerherren, Hofmarſchallen. Er zeigt uns die komiſche Seite davon, während **Schiller** in *Kabale und Liebe* die tragiſche zeigt. Auf dieſem politiſchen Gebiete wird **Thümmel** zuweilen bitter. Sonſt liebt er zu ſpielen; ſein Humor kämpft nur mit den leichteſten Waffen. Er wirft ſo viel Blumen über den Gegner, bis dieſer erſtickt. Wenn **Thümmel** anfängt, ſich luſtig zu machen, ſo iſt es gewöhnlich über ſich ſelbſt. Er nennt ſeine Satyre einen Hund, der von der Kette gelaſſen, ſeinem Herrn zuerſt in das Bein fährt.

Die Inokulation der Liebe iſt ein Scherz in dieſer anmuthigen, verblümten Manier, die ſpäter ſo viele ungeſchickte Nachahmer gefunden hat. Auch hier, wie überall bei **Thümmel**, wird das bewußtloſe, naive Pflücken und Koſten der verbotenen Frucht mit unübertroffenem Reize

geschildert. Eben so einfach ist die Situation in **Thümmels** berühmter Wilhelmine. In diesem durch den geschmackvollsten Styl ausgezeichneten prosaischen Heldengedichte herrscht dieselbe Diskretion des Stillschweigens, derselbe Zauber der Mäßigung in Verhältnissen, die um so anziehender sind, je weniger man ihre nackte Wahrheit aufdeckt. Nichts kann jene Zeit, wo man durch die Schürze der gutsherrlichen Kammerzofe zu einer Pfarre und zur Superintendur gelangen mußte, mehr veranschaulichen, als dies Meisterstück der komischen Muse, das durch die Affektation der Homer'schen Erhabenheit einen blendenden Effekt macht.

Thümmels Hauptwerk ist die Reise in Frankreichs mittägliche Gegenden, die Reise eines Hypochonders, eines schlechten Verdauers, der sich und seine Laune und seinen Magen durch die Sonne und die Weine und die Mädchen Frankreichs heilen will. Hier hat **Thümmel** alle Schleusen

seines reichen Geistes geöffnet. Feine Bemerkungen über die Sitten der Zeit, Schilderungen reizender Gegenden und gefälliger Charaktere wechseln mit den anziehendsten Episoden ab, mit satyrischen und verliebten Passagen, mit den drolligen Abenteuern, die ihm entweder wirklich begegnet sind, oder die er mit erfinderischer Kunst ersonnen hat. Ich habe bei diesem Kleinode unserer Literatur nur zwei Wünsche niemals unterdrücken können, den einen um eine größere Kürze gegen das Ende hin, und den andern um Gerechtigkeit gegen sich selbst und das reizendste Geschöpf seiner Phantasie, gegen Klärchen von Avignon. Unsre Neueren sind noch alle an der Aufgabe, die weibliche Unschuld zu schildern, gescheitert, einer Aufgabe, die der unkeusche Thümmel durch die Darstellung seines Aufenthalts in Avignon längst gelöst hat. Klärchen, das katholisch-fromme Klärchen, dessen höchste Wonne das

Strumpfband der Mutter Gottes, ein Auktionsstück, ist, dürfte unter allen von der Phantasie eines Dichters gebornen weiblichen Wesen das einzige sein, dem gegründete Rechte auf die Myrtenkrone der Unschuld zustehen. Warum hat **Thümmel** an diesen kindlichen Engel, den er mit lüsterner Verführung umflattert, selbst nicht glauben wollen? Warum hat er diesen himmlischen Zauber zerstört und aus Dem Verstellung gemacht, was ein Triumph der reinsten Natur war? Dieser Mißgriff hat sich an dem Dichter gerächt. Die Reise verliert ihr Interesse, nachdem Klärchen für ein trügerisches Phantom erklärt ist, viele Partieen sind langweilig und **Thümmel** muß seine ganze Laune aufbieten, den erzürnten Leser wieder zu versöhnen.

V.

Fichte.

Die meiſten Moralphiloſophen (und **Fichte** war nur ein Moralphiloſoph) haben die Prinzipien des Handelns eher aus dem Monde deducirt, als aus den entweder an ſich ſelbſt, oder an Andern erkannten **Bedürfniſſen**, nicht nur zu handeln, ſondern auch recht zu handeln. Von **Ariſtoteles** moraliſchem Juſtemilieu an bis auf **Kant's** kategoriſchen Imperativ läßt ſich vergebens ein Moralprinzip auf die Quelle eigener Erfahrung zurückführen. Will man die Glückſeligkeitstheorien nennen, ſo zeigen uns dieſe den Philoſophen nur leidend und empfangend, alſo nicht einmal als Mann. **Fichte** erſt huldigte der höchſten Autorität der Philoſophie auf beidem Wege, nicht nur, daß er ſeinem Drange und Triebe nach offener Bewährung ſeiner Kraft

die Weihe rationeller Wahrheit verlieh, sondern daß er auch später im vollen Besitz seiner Lehre jede Regung der Leidenschaft, jeden Wunsch des Herzens an sie verwies, und Nichts thun wollte, was ihm sein Gesetz zu thun nicht gebot. Und diese Beruhigung und innere Rechtfertigung wird ewig das Wahre im Bedürfniß zur Philosophie bleiben, gleichviel ob sie in dieser bestimmten Form gerade Diesem oder Jenem oder Allen genügt, wenn es sich nur um ein Gesetz handelt, in dem man sich selbst, die eigensten Bedürfnisse seines Herzens als Initiative und constituirende Gewalt wieder erkennt.

Erst nach mannichfaltigen Erfahrungen, die ihm sowohl ein tiefbewegtes inneres Leben, als die großartige Geschichte seiner Zeit darbot, kam **Fichte** zu den Elementen einer Lehre, die er später zu einer bewundernswürdigen Consequenz erhob, so daß er ihr seinen eigenen biedern und

geraden Sinn aufzuprägen schien. Sein Ich, das in der Geschichte der Philosophie den Uebergangspunkt neuerer Entwickelungen bezeichnet, hat sich längst, ich möchte sagen, Antithesis des Nichtich gebrochen. Doch, was aus den welken morschen Trümmern dieser gesunkenen Himmelseiche als gerettetes Samenkorn sich erhalten hat, ist Etwas, das seine Gegner zwar schon längst in jener Totalperson versteckt glaubten, es aber als das Fichte'sche nicht zu ehren wußten, nämlich das bescheidene Ich des Individuums. So werden die Formen und lezten Gründe unserer Handlungen wie welke Hüllen und Schaalen immer zurückgelassen, die Geschichte kann nur über Thaten und ihre Folgen Gericht halten. —

Fichte fand in seinem Leben vielfache Gelegenheit, die eiserne Beharrlichkeit und Ausdauer seines Muths zu bewähren. Nicht nur seine persönlichen Schicksale, die

gänzliche Verlassenheit seiner Jugend, getäuschte Hoffnungen, nicht anerkannte Verdienste, vereitelte Lebenspläne, die Unbillen während seiner Jenaer Professur, seine Entlassung und ungewisse Lebensaussicht, sondern auch das öffentliche Unglück der Zeit ertrug er mit einer Fassung und Männlichkeit, die den Beweis führen konnte, daß eine jede Lehre in dem Gemüthe Dessen, der sie zu dem innersten Nerv seiner Lebenskraft zu machen versteht, das Siegel und Gepräge ihrer Wahrheit findet. **Fichte** gehört zu den wenigen Erscheinungen im Gebiete der deutschen Literatur, die die bewegten Räume der äußern Welt als die rechten Meditations- und Studien-Oerter anerkennen. Man weiß nicht, ob man mehr diese erhabene Sehnsucht, durch Wort und That für seine Zeit zu wirken, schon in seinen ersten Aeußerungen bewundern, oder einen Schauplatz anklagen soll, der so wenig geeignet war und noch ist, die Energie des

Einzelnen durch großartige Verhältnisse zu entzünden, und dem Feuereifer Stoff und Nahrung zu geben.

Solche zurückgeschlagenen Kräfte haben sich daher zu allen Zeiten an den Theil des Volkes zu wenden gesucht, der jedem Eindrucke offen steht, und der Annahme fremder Einflüsse weder schon Anerzogenes, noch einen freien Willen entgegenstellen kann. Plato konnte die Ideen seiner Republik nur durch die planmäßige Erziehung ihrer Stände verwirklicht sehen; das Christenthum wandte sich am erfolgreichsten an Weiber und Unmündige; Rousseau annullirte sämmtliche dem Menschen seiner Zeit anerzogenen und angelehrten Prädikate, Kenntnisse und Fähigkeiten, und zog sich in die Anfänge aller Menschenbildung, in die nackte Unschuld zurück.

Von derselben Nothwendigkeit war Fichte nach Pestalozzi's Vorgang für Deutschland ergriffen, und zur

Ausführung seines Zieles mußte die tiefe Schmach des Vaterlandes, das gänzliche Dahinschwinden jeder Hoffnung auf eine Verbesserung der allgemeinen Lage aus eigener Kraft ein spornender Antrieb sein. Man wird von Bewunderung für den edlen Mann und tiefster Rührung hingerissen, wenn man in seinen Reden an die deutsche Nation die Aufforderung an Deutschlands Fürsten liest, sich persönlich diesem Plane einer totalen Bildungsreform zu stellen. Würden sie ausbleiben, so solle man zu den Kindern des Bürgers gehen, und verweigere auch der die seinen, so blieben ja noch die Waisen und Findelkinder übrig; sie würden das Vaterland befreien! Man wird diese Ueberzeugung und **Fichte's** Einfluß auf die Begeisterung der deutschen Jugend jener Zeit, und namentlich auf die Stellung des Preußischen Staates zu ihr, ewig zu schätzen haben.

VI.

Julius Schneller.

Wie viel kleines Detail gehört doch dazu, daß man einmal aushauchen kann: ich habe gelebt! Aus der von **Ernst Münch** herausgegebenen Biographie **Julius Schneller's** und den ihr angehängten Briefen sieht man, wie viel fremde und eigene Existenz, wie viel Schicksale und Kleinigkeiten man consumirt, um zu leben. Wie zerspaltet sich hier Alles in Besuche, Gehen und Kommen, in Audienzen, Briefe und Briefchen, Aerger, Spaß und Spaziergänge! Es ist eine Mosaik von zahllosen bunten Steinbröckeln, die sich da zu einem Gemälde zusammensetzen muß: es ist so wenig Großes, Erschütterndes, Schöpferisches, und doch so viel Hast, so großer Mangel an Athem, so viel Verwirrung, Thürzuschlagen und Lärm, daß man erstaunt, wo

zu all der Lebendigkeit nur die Zeit hergekommen ist. Ist das bei uns Allen so? Eine Thatsache, die wir nur selbst nicht bemerken, die aber dem Beobachter nicht entgehen kann? Nein, man muß doch Oesterreich kennen, um ein Leben, wie das hier von **Münch** beschriebene, zu verstehen.

Ein Prager, Gratzer oder Brünner Professor ist ein Mann, der in einem schwäbisch-populären Style Bücher geschrieben hat, die draußen im Reich, was den Inhalt betrifft, immer um ein Menschenalter zu spät kommen. Das hindert aber gar Nichts, daß diese Leute nicht im Umgange die erquickendsten Menschen wären. Sie besitzen eine unverwüstliche Liebenswürdigkeit. Wo du sie haben willst, da sind sie, jede Stunde ist ihnen recht. Zu dem Thor hinaus? Gut. Nein, da hinaus? Herrlich. Oder vielleicht hier? Charmant. So Etwas gibt es in ganz Europa nicht wieder, am wenigsten in Deutschland. Diese Herren kleiden

sich nie modisch, aber immer sauber; sie verbreiten um sich her Kultur und Vergnügen, sie sind überall gern gesehen, und wälzen sich in Bekanntschaften. Kein Ball ohne sie. Sie selbst sind Mode. Man erwartet sie in den adeligen Häusern jeden Morgen zur Visite, und ist immer gewiß, etwas Neues, Schnackisches zu hören und aus der weiten Rocktasche ein saubres Buch für die Comtesse zur Unterhaltung ziehen zu sehen. Wenn irgend Etwas noch an die Zeit der französischen Abbé's erinnern kann, so sind es diese österreichischen Professoren, welche von der Regierung eigens dafür bezahlt werden, daß sie ganze Städte gescheidt und glücklich machen.

Julius Schneller gehörte zu diesen Allerweltsmenschen. Obgleich vom Rheine gebürtig, hatte er doch ganz das stereotype Wesen eines k. k. Gelehrten angenommen. Er lachte mit den Lachenden, weinte mit den Weinenden,

machte Witze, rezensirte die gestrige Oper, räsonnirte über neueste Literatur und Zeitungsgeschichte, war galant, geschmackvoll, überraschte die Schönheit mit Blumen und Gedichten, kurz er war in Gratz der Mann des Tages, und lief dreimal um den großen Berg, der in der Mitte der Stadt liegt, herum, wenn er wußte, Jemanden damit einen Gefallen zu thun. Die Empfindsamkeit besuchte er des Nachts, wenn Alles schlief, und schwärmte mit ihr; dem Unterrichteten schenkte er den Beifall, den er verdiente, dem Eiteln gab er einige Lobsprüche, die ihn Nichts kosteten; und das Unzulängliche, namentlich auf den Bretern der Bühne, tadelte er mit Schonung, wie sehr sich auch Seydelmann in dem Briefwechsel beklagt. Und das Alles war ohne Servilismus und Schweifwedelei; reiner Instinkt der Natur, angebornes Umgangstalent.

Zu all der Humanität, zu all den Späßen und Wienerisch-

komischen Komplimenten kam aber leider ein Uebelstand, **Schneller's** Freimüthigkeit, sein Josephinismus. Er haßte die Pfaffen, liebte **Kant**, die reine und die praktische Vernunft, schrieb gegen den Mysticismus, hielt Napoleon für einen großen, den Herrn **von Hormayr** aber für einen sehr kleinen Mann, und **Gentz** war sein Feind. Ich glaube, **Schneller's** ganze Manier war **Gentz**, dem Norddeutschen zuwider. Er hintertrieb die literarische Thätigkeit des Gratzer Professors: es kam zu sehr interessanten Debatten, welche im Buche nachzulesen sind. **Schneller** behauptete lächerlicher Weise, **Gentz** sei auf seinen Ruhm eifersüchtig, und übernahm zuletzt eine Badische Professur in Freiburg. Seine Theilnahme an den Vorkämpfen des Liberalismus und besonders an der Berichtigung der deutschen Urtheile über die Julirevolution sind bekannt, und nur dies erlauben wir uns noch hinzuzufügen, was in dem

vorliegenden Buche allerdings nur halb zu finden ist: **Schneller** war als Mensch der liebenswürdigste im Umgang, und eine wahre Freude des Daseins für seine Bekannte. Als Schriftsteller schrieb er einen lebhaften, oft rhetorischen und schwülstigen Styl und gab überhaupt Bücher heraus, welche sich weder durch Neuheit der Gedanken, noch eine besondere Tiefe der Auffassung, sondern einzig und allein durch ihre lobenswerthe Tendenz auszeichneten.

VII.

Schleiermacher.

Seit einigen Jahren mäht der Tod in den Reihen der deutschen Männer, welche ein in verschwundenen Zeiten erworbenes Kapital an Ruhm sorgfältig angelegt haben. Nach

der Julirevolution sah sich das Vaterland nach diesen großen Gelehrten, Weltweisen und Staatskundigen um, und konnte sie nicht finden, die sich mit den Renten ihrer Vergangenheit von dem ernsten Schauplatz der Begebenheiten geflüchtet hatten; allein der Tod forschte nicht vergebens nach ihnen, der Tod berührte leise seine Opfer: **Barthold Niebuhr, Georg Hegel, Franz Passow,** und manchen Andern, an dessen Namen sich reiche und freudige Erinnerungen von ehemals knüpfen. Die Greisenschaar des deutschen Ruhms wird immer lichter, und das lezte geheimnißvolle schwarze Band, das die einzelnen Häupter zusammenhält, zieht sich immer enger zusammen.

Und wie sie hinsterben, diese hehren Gestalten — sehen wir das Vaterland klagend an ihre Grabesurne treten? Wo ist der Schmerz, dem es sich hingebe ungetröstet? Wo die Thräne, die ein vertrauensvolles Wort stillen

könnte? Kein Schmerz, keine Thräne; nur ein stummer Schauer.

Aber in dieser Sprachlosigkeit liegt noch mehr, als in der Apathie, die am Grabe **Göthe's** stand. **Göthe** war einem Theile seiner Zeitgenossen längst verstorben; er hatte sie durch sein langes Leben bereits ermüdet. Weit anders bei dem Tode dieser mächtigen Geister, welche in den früheren Tagen aus ihren der Wissenschaft geweihten Museen herausgetreten waren, und die Sache des Vaterlandes hatten erklären, schützen, die ihr hatten siegen helfen! Lebten diese Männer noch, als ihre einst so feurigen Zungen plötzlich verstummten, und die beredtesten Worte auf ihnen erstorben waren? Da war das verworrene Deutschland, da hatte sich die Jugend an ihre Lehrer wollen anlehnen, dieselbe Jugend, welche sich später tollkühn in die Gefängnisse stürzte? Wer wußte sie, als sie noch nicht reif waren, zu lenken?

Die jungen Männer wollten die Söhne ihres Geistes sein, und entarteten sie da nicht erst, als sie von ihren Vätern enterbt wurden? Man kann nicht läugnen, daß seitdem eine entschiedene Lauheit gegen unsere Notabilitäten eingetreten ist. Sowohl Diejenigen, deren Schülerschaft sie nicht duldeten, als jene Andern, denen ihre Weigerung und Inkonsequenz zu Gute kam, beide Parteien gaben dem alten Ruhme wenig Gehör, und man kann sagen, daß diese Erfahrung den Meisten an's Leben gegangen ist.

Schleiermachers innere Kraft schien unzerstörbar, und doch waren namentlich für ihn die Ereignisse seit der Julirevolution Todesstöße. Wie felsenhart **Schleiermachers** Charakter war, so reichte seine Kraft doch nur aus, sich selbst zu beherrschen. Die Begegnisse zerrütteten ihn, nicht, weil er sich dem Schmerze unmännlich hingab, sondern weil er ihn fühlte, weil er ihn nicht wegläugnen konnte, eben

ſo wenig, wie jene theologiſchen Begriffe, an die er nicht glaubte, und die zu widerlegen er doch ſo viel weitläuftige Dialektik ausſpann.

Wer mit **Schleiermacher** je in Berührung gekommen iſt, wird immer bereit ſein, zuerſt von ſeinem centripetalen, unverrückten Verſtande zu ſprechen. Um ſein ganzes Weſen hatte ſich die logiſche Folgerichtigkeit wie eine Rinde gelegt; es war eine zerſtöreriſche, entmuthigende Kraft, die von ihm ausging. Wie es aber bei Menſchen ſeiner Natur eine immer wiederkehrende Erſcheinung iſt, ſo hatte er bei aller logiſchen Iſolirung doch ein moraliſches Bedürfniß der Hingebung, das vielleicht nie fordernd, verlangend bei ihm zum Vorſchein gekommen iſt, wohl aber in den geheimen Saiten ſeines Weſens wiedertönte. Wer ihn in den drei lezten Jahren ſeines Lebens zu beobachten Gelegenheit hatte, wird eine oft in ihm hervorquellende Wehmuth bezeugen

können, ein Unterliegen, eine Unmacht, gegen den Schmerz anzukämpfen, die Mitleid erregte. Ein häuslicher Unglücksfall gab zu dieser Stimmung die erste Veranlassung her, oder um mich richtiger auszudrücken, der Tod seines einzigen Sohnes riß die Schleußen fort, welche noch die Gefühle und Selbstgeständnisse eines, vielleicht wußt' er selbst nicht wie, gebrochenen Daseins zurückdämmten. Es war eine kleine Gemeinde, die er noch zu elektrisiren vermochte und vor deren Oeffentlichkeit er seitdem immer mit dem Gefühl einer Verklärung und eines Bedürfnisses der Mittheilung getreten ist. Seine zahlreichen Zuhörer, die Elite der Bildung Berlins, hatten ihm bei dem häuslichen Mißgeschick eine Theilnahme bewiesen, die ihn eben so vernichtete, wie sie ihm wohlthat. Zum ersten Mal in seinem Leben, in diesem platonischen Kunstwerke weise berechnender Abwägung seiner Daseinsmomente, hatte er sich gestehen

müssen, daß er des Trostes bedürfe und der künstliche Bau einer stolzen Vergangenheit bricht morsch zusammen. **Schleiermacher** predigte seitdem mit einer rührenden Freudigkeit in seiner Kirche. Die Anlage seiner meisterhaften Vorträge war ihrem Schematismus nach zwar dieselbe geblieben, aber Ton, Haltung, die ganze Auflösung seiner dialektischen Räthsel war verändert. Man wollte es nicht glauben, konnte sich aber jeden Sonntag davon überzeugen, daß **Schleiermacher** die Kanzel nicht mehr ohne Thränen verließ.

Wir geben zu, daß der Verlust seines Sohnes und die Ahnung seines eigenen Todes zu einer solchen Stimmung viel beitrugen, möchten aber Denen nicht beipflichten, welche sie außerdem zum größten Theil in einer Wendung seiner theologischen Studien und Resultate erklärt finden wollen. Es ist wahr, daß ihn die Nothwendigkeit, seinen hartnäckig

gegen die Domagende geführten Kampf fallen lassen zu müssen, ferner die kurz vor der Julius-Revolution vorgefallene Halle'sche Denunciation, welche die Einmischung des Staats in den Streit der Kirche rief, ja vielleicht selbst die erneute Ausgabe seines Systems der christlichen Glaubenslehre mit all den kritischen Ungelegenheiten, welche in Deutschland die Erscheinung eines neuen Buches zu begleiten pflegen, unangenehm berührten. Es ist wahr, daß ihn die theologische Parteiung, die Appellation an die Laien, die rücksichtslose Absonderung in rationalistische und supernaturale Systeme, und das Drängen der Umstände, sich auf irgend eine Seite hinzugeben, in trübe Stimmung versetzte. Allein wir glauben an keine Inkonsequenz theologischer Meinungen bei einem Gelehrten, der in seinen ersten Schriften, in seiner ersten Begrüßung des deutschen Publikums schon all die Keime ahnen ließ, welche später zu

bewundernswürdiger Vollendung gediehen, und noch weniger bei einem Philoſophen, in deſſen dialektiſchen Prinzipien ſich keine Momente der Ruhe und der ſtarren, dogmatiſchen Abſchließung vorfinden. Die auffallend dringliche Anempfehlung eines lebendigen, und doch reſignirenden, die Welt opfernden Chriſtenthums, die wir in Schleiermacher's lezter Kanzelwirkſamkeit finden, hatte einen tiefern Grund, und hing mit den Bemerkungen zuſammen, welche dieſe Worte des Gedächtniſſes eröffneten.

Die Begebenheiten der drei lezten Jahre paßten nicht mehr in die Berechnung, welche auch Schleiermacher von ſeinem Leben gemacht hatte. Es ſtörte ihn, wenn man ihm öffentliche Zumuthungen machte; er wollte von den Parteien nicht citirt ſein, und widerrief ſogar öffentlich eine Nachricht, welche ein franzöſiſches Blatt über ſeine politiſche Meinung gegeben hatte, mit witzigen aber matten Worten

in der preußischen Staatszeitung. All die früheren offiziellen Mißverhältnisse waren in der That gehoben, seine Regierung hatte Vertrauen zu ihm, **Schleiermacher** wurde bei Hofe gern gesehen, und seines Königs Huld verlieh ihm in einem Orden eine überraschende Auszeichnung. **Schleiermacher** hatte die Wendung, welche die jüngste Aufregung nehmen würde, kaum geahnt; er stand den Tendenzen des Tags mit offenem Bekenntniß gegenüber. Allen seinen öffentlichen Vorträgen gab er von jezt an eine Richtung, welche sich entschieden gegen das Drohende, Nächste, wandte. Er mag nicht so weit gegangen sein, wie **Niebuhr**, der eine neue Barbarei fürchtete, aber **Schleiermacher** sah ein, daß die Zeit *Nichts mehr für ihn thäte*. Die Impulse, welche das öffentliche Leben erhielt, kamen von einer Seite her, die mit seinen ideellen Bestrebungen in gar keiner Verbindung stand. Das Terrain hatte sich

verändert, die Fragen waren auf eine verbrecherische Spitze getrieben, alle Voraussetzungen, unter denen ein Mann, wie **Schleiermacher** noch hätte wirken können, waren in der Hast des Augenblicks eingestürzt. **Niebuhr** fürchtete, man würde keine Achtung mehr vor den Forschungen der Gelehrsamkeit haben: **Schleiermacher**, man würde in Kurzem nach den Tugenden des menschlichen Herzens, nach Liebe, Vertrauen, Treue vergeblich fragen. Dies ist der Schmerz, der den Verstorbenen in seinem lezten Lebensjahre verfolgte. Darum klammerte er sich an das Christenthum, darum weinte er, wenn er den zweiten Theil seiner Vorträge beendet hatte, und zur Schlußfolgerung und Exhortation an seine Zuhörer überging. Er frug nicht, wo ist Plato, wo sind Sokrates und Christus? Wo sind die Thatsachen des Herzens? Wo die Hoffnungen der Zukunft? Denn er wußte wohl, daß das Leben mit der Idee niemals

in unmittelbarer Berührung ſteht. Aber die Brücken, welche vom Einen in das Andre führten, ſah er überall abgeriſſen, er verzweifelte, an den übermüthigen Intereſſen des Augenblicks einen Geſichtspunkt zu entdecken, der eine Ausſicht in die höheren Regionen der Humanität öffnete; er reſignirte, ſchloß Auge und Ohr und flehte eine Gemeinde mit Thränen an, Nichts zu thun, als zu reſigniren, Aug und Ohr zu ſchließen. Seine Rede gewann in ſolchen Augenblicken einen hinreißenden Zauber. Er ließ Alles, womit die Theologie ſeit Jahrhunderten den Namen Chriſti verhüllt hat, zur Seite liegen, und trat mit faſt ſchwärmeriſcher Zuverſicht der unmittelbaren Erſcheinung des Erlöſers immer näher, bis er (und ſo ging ſeine Hingebung in ein dogmatiſches Bedürfniß über) in des Gottmenſchen Leibhaftigkeit, Perſönlichkeit, in der ganzen Wirklichkeit, wie ihn Thomas nach der Auferſtehung ſah, ſchwelgen konnte.

Schleiermacher ſtand auf dem Punkte, Alles aufzugeben, wenn er nur Chriſtus rettete.

Ich kann hier nicht unterlaſſen, noch einen beſondern, tiefen, zerſtörenden Eindruck zu erwähnen, den auf Schleiermacher eine traurige Erfahrung der Tagsgeſchichte machte. Wie er ſich überredete, daß die Welt nun bald nur noch von materiellen Intereſſen werde bewegt werden, ſo ſchien ihm die Cholera gerade eine ekelhafte Konſequenz dieſer Richtung, ein Einbruch telluriſcher Kräfte, eine dämoniſche Plage, welche im unmittelbaren Gefolge der ſiegenden unmoraliſchen Tendenzen gehe. Man kann wohl ſagen, daß Wenige das gränzenloſe Unglück der Cholera ſo tief empfunden haben, als Schleiermacher, den ſeine Stellung als chriſtlicher Lehrer zwang, auf den blaſſen, ermattenden Gedanken der Seuche öfters abhandelnd einzugehen. Sein Idealismus konnte Alles ertragen, Krieg, Noth, andere

Uebel, gegen welche ſich die Menſchheit wohl zu wappnen verſteht, aber die Cholera, dieſer ſchmutzige, ekle Tod, die Hilfloſigkeit, mit der man ſie erwartete, der peſtartige Athhauch, der auf alles uns Umgebende und Belebende von ihr überging, dies dünkte ihm eine faſt höhniſche Reaktion der Materie gegen die Idee, eine Konſequenz des Zeitgeiſtes und ſeiner leichtſinnigen Orgien. Von dieſer ſchmerzhaften Ueberzeugung waren ſeine öffentlichen Vorträge wehmüthig durchdrungen. Er vermochte dem mächtigen Unbehagen, das auf ſeine ſaubere, reinliche Seele eindrang, nicht mehr Widerſtand zu leiſten, und fand nur Troſt in jenem lezten Grunde, deſſen wir ſchon Erwähnung thaten. Es war dann zuweilen eine lächelnde, ſeinen Thränen ſich entringende Hoffnung, wie vielleicht die Summe des hereinbrechenden Materialismus, die Seuche, die Menſchen wieder zu Liebe und Eintracht zurückführen könnte, daß ſie ſich unter

einander Beistand leisteten, und Einer dem Andern wieder Opfer der Liebe brächte. Dies ist ein Beispiel seiner lezten Dialektik. Männer dagegen, welche noch den Muth besaßen, jeder Erscheinung des Lebens in's Auge zu sehen, welche in der einbrechenden Aufregung ein Gesetz der Nothwendigkeit fanden, und in allen Ausschweifungen der Leidenschaft nur die Zufälligkeit der Gährung — die Lebenslust, das freudige Vertrauen, der Siegesjubel der Jugend hielt sich seitdem von **Schleiermacher**, dem zerstoßenen Rohre, entfernt. Seine Hilflosigkeit hörte auf zu rühren, da er ihr sein Leben und sein thätiges Christenthum opferte. Kaum vernarbte Wunden brachen in seiner Nähe wieder auf. So wirkte er, der Starke, zulezt ermattend, erschlaffend. —

Zum Schluß erklären wir, wohl den Widerspruch zu kennen, der gegen diese Darstellung **Schleiermacher's**

von seinen Schülern, seinen Umgebungen, seinen Gemeindegliedern erhoben werden könnte und erhoben ist. Allein es war uns nicht darum zu thun, die unvergeßlichen hohen Tugenden und Vorzüge des Trefflichen, eine allgemeine, unangefochtene Anerkennung, die dem Gelehrten, dem Lehrer, dem Redner gebührte, hier wiederzugeben, sondern ihn als ein Glied der sich immer mehr lösenden Kette unserer großen Männer zu betrachten, als einen öffentlichen Charakter, der zu wenig Stubenmensch war, um sich in seine wissenschaftlichen Gebäude zurückzuziehen, sondern der mit der Zeit fortlebte, ja selbst auf sie eingewirkt hatte. Wenn spätere Zeiten sich auf Schleiermacher berufen, so ist es wichtig, die verschiedenen Gesichtspunkte zu kennen, unter welchen derselbe scheint aufgefaßt werden zu müssen.

VIII.

Jahn.

Die neuerlich erschienenen Denknisse eines Deutschen könnten auch Memoiren eines Ungeleckten heißen, oder eines Bären, oder Memoiren eines Bierschröters. Kurz es sind Anekdoten oder Bäuschchen aus dem Leben des alten Gymnasten und ewigen Gymnasiasten Jahn. Er kann nicht Ruhe halten, der Alte. Er will noch immer mitmachen. Verdient er es? Nein, er ist sich selbst untreu geworden und seinen Grundsätzen inconsequent. Denn hör' es, Deutschland, Jahn, der Mann der Natur, des Urwalds, der Eichelkost, Jahn, der Teutone, Jahn, der Longobarde — schnupft, schnupft Tabak; recht was man Tabakschnupfen nennt! Jahn selbst fühlt, wie gewissenlos dies gehandelt ist, und sein erstes Wort an die jungen

Hallischen Studenten, welche ihn besuchen, pflegt zu sein: „Stoße dich, Jüngling, nicht an meiner verfluchten Nase! Die ist das einzige Glied meines Körpers, das sich dem Dienste des Vaterlandes entzogen hat. Diese Nase ist für die deutsche Freiheit verloren; denn höre, du Wackerer, ich schnupfe. Warum? Warum? O, ich Jämmerlicher; aber vergib mir, sonst bin ich immer noch der Alte."

Jahn ist ein Mann, der keinen Trost darin findet, sich mit sich selbst zu beschäftigen. Er muß immer Menschen um sich haben, die ihm beipflichten, die über ihn lachen und seine Muskeln bewundern. So hat er denn auch in seinem Asyl am Harz eine kleine Gemeinde um sich, die den Alten gern schwadroniren hört bei einem Glase Merseburger Biers, des ächten schwarzen Meths der Urzeit; und bei dieser Gelegenheit, an der Wirthstafel, umdampft von den Tabakswolken der Philister, war es denn auch, wo er

ſich das meindeutſche, fremdländiſche Schnupfen, die einzige Inconſequenz ſeines charakteriſtiſchen Lebens angewöhnte. Endlich entſtanden bei dieſer Gelegenheit auch die Geſchichten, welche im vorliegenden Buche mitgetheilt ſind. Denn er iſt voll von Mährchen und Geſchwätz aus Schill's und Dörnberg's Zeit, der alte Ulyſſes, und ſpricht davon, daß den Phäaken um ihn her die Pfeifen ausgehen.

Die drei Fahrten des Buches ſind nun an ſich ohne alles Intereſſe. Niemand anders dürfte ſie nacherzählen; denn ſie kommen auf gar nichts heraus, als daß ſich Jahn im bloßen Halſe, mit dem ſchwarzen Rock der wilden Jagd und ſeinem unvergeßlichen viereckten Geſicht (das man leicht nachahmen kann, wenn man ſich an den Spiegel ſtellt und die beiden Backen mit der Hand herzhaft herunterzieht) hier oder dort ſehen ließ: was da gewiſpert wurde und geſtichelt, und wie er dann grob geweſen, den Leuten auf den

Fuß getreten hätte, ohne um Entschuldigung zu bitten wie er in Harnisch gekommen wäre, wenn Einer, um sich mit einer Spanierin zu verständigen, französisch gesprochen hätte, und dergleichen eitles Zeug mehr. Und doch liest man diese Sachen leicht, ihrer Lebhaftigkeit wegen, ihres Ausdrucks und der ganzen barocken Persönlichkeit, die sich darin prostituirt. Merkwürdig ist die Wichtigkeit, die er auf seine Person legt: er behauptet, daß es Napoleon ganz besonders auf ihn abgesehen gehabt hätte. Er schildert eine Reise, die er von Perleberg in's Hannöversche mit einem Engländer im Jahr 1809 gemacht hat, wobei er sich das Ansehen gibt, als wäre dies eine Reise mitten durch das feindliche Lager, eine Reise, die ihm und dem Engländer das Leben hätte kosten können. Dies ist eine Wichtigthuerei, die im Leben unausstehlich sein müßte, hier aber in der Erzählung nur lächerlich ist. Alle Augenblicke steigt

er aus dem Wagen heraus, horcht und lauſcht, legt ſich auf die Erde, lenkt in Seitenwege ein, ſtreut tauſend Lügen auf den Stationen aus, mitten in der Nacht ſpringt er aus dem Fenſter des Gaſthauſes, und läuft drei Meilen weit, um einen Paß zu holen, der gar nicht nöthig war, und kommt ſchweißtriefend zurück, ſchläft nicht, kurz dieſe unſinnigen Faxen machen das gefahrloſe Abenteuer ſpaßhaft. Kein Menſch iſt da, und **Jahn** ſummt immer das **Körner**ſche Lied: „Feinde ringsum!“

Wer **Jahn** gekannt hat, muß geſtehen, daß er in den kleinen Details der Exiſtenz ungemein bewandert war. Er war voller Liſten und Schliche, um Aepfel aus einem Garten zu ſtehlen, über verbotene Zäune zu ſpringen und Reißaus zu nehmen, wenn ſich der Gärtner zeigte. **Jahn** kannte das Einzelweſen der Wirthſchaft. Er hatte die Hunde belauſcht, wie ſie es machen, wenn ſie Knochen benagen,

oder in Butterschnitte einbeißen. Er wußte wie Kanarienvögel aufgezogen werden, wie man sie behandelt, wenn sie die Darre haben, und wie Hecken einzurichten sind zwischen Hänflingen und Grasmücken. Er kannte alle die technischen Ausdrücke von Küche, Keller, Handwerken, und war ein Meister in der Nachahmung und im Probiren. Es liegt etwas vom Muttersöhnchen und, wie man bei mir sagt, vom Topfkicker in all dem Vandalismus, mit welchem sich Jahn brüstete. So war er in den ideellsten Sphären ordinär, kleinmeisterlich, schülerhaft und eigensinnig. Er zog Alles in's Handwerk herunter. Er wollte bei großen Dingen entsprechen, und legte Werth auf Kleinigkeiten, auf einen Ausdruck, der ihm dabei nicht der rechte schien; auf die Stellung der Hand, des Fußes, des Kopfes, die der Andre hatte; auf Miene und Grimassen. Da verfehlte man es bald, wie man sich auszog, bald wie man sich anzog,

wie man ſtand, wie man ging, es war eine ewige Mäkelei und ein ſchulmeiſterlicher Pedantismus mit ſeinem Formweſen, daß es immer Zank und biſſige Redensarten gab. Für einen genialen und feſten Charakter war auch gar kein Auskommen mit ihm. Dies ewige Halloh! und Beſſerwiſſenwollen, dieſer abſcheuliche formelle Dünkel, dies Lauern, ob man ſich nicht auf einer Sünde gegen die Affektion der Turnſchule ertappen ließ, und dieſer Spektakel, wenn man originell und ſelbſtſtändig ſein wollte, konnten Jeden aus der Haut bringen. Und ich frage alle Die, welche mit Jahn zu thun hatten, und eigenen, feſten Willens waren, ob ſie nicht oft mit ihm Scenen erlebt haben, wo ſie im Begriff waren, dem alten Markomannen etwas Handgreifliches anzubieten. Dies war wenigſtens die Art, wie man ihn behandeln mußte. Dann ſchwieg er ſtill, ſah Einen groß an, reichte die Hand und rief aus: „Du biſt

doch ein ganzer Kerl!“ Und doch muß man ſagen — vergeben konnte er Nichts. Er hatte ein arges Herz.

IX.

Charlotte Stieglitz.

Seit dem Tode des jungen Jeruſalem und dem Morde Sand's iſt in Deutſchland nichts Ergreifenderes geſchehen, als der eigenhändige Tod der Gattin des Dichters **Heinrich Stieglitz**. Wer das Genie **Göthe's** beſäße und es ſchon aushalten könnte, daß man von Nachahmung ſprechen würde, könnte hier ein unſterbliches Seitenſtück zum **Werther** geben. Denn es ſind ganz moderne Culturzuſtände, welche ſich hier durchkreuzen, und doch iſt der Grabeshügel, der aus ihnen hervorragt, wieder ſo ſehr Original, daß die Phantaſie des Dichters nicht lebendiger befruchtet werden kann.

Ein Geiſtlicher hat an dem winterlichen Grabe dieſes Weibes über ihr Beginnen den Fluch ausgeſprochen. Es war ſeines Amtes. Aber wir ſind nicht alle ordinirt und auf das Symbol geſchworen, und doch hörte man rings von ungeheurer Verirrung ſummen, von Nervenſchwäche, von falſcher Lektüre, und Alles ſchlägt ſich ſtolz an ſeine Bruſt, die Etwas aushalten kann, und kehrt pfiffig die Eingeweide ſeines Verſtandes heraus, um zu zeigen, wie geſund, ohne Verknotung, ohne allen Mangel ſie ſind; und ſie zeigen lachend die Matrikel ihres Lebens, das ſie in Gotha beim Geheimerath Arnoldi verſichert haben, und furchtſame, aber kühne Philoſophen behaupten den alten Satz, daß Selbſtmord die unzulänglichſte Feigheit verrathe. Wenige nur ahnen es, daß hier eine ungeheure Culturtragödie aufgeführt iſt, und die Heldin des Stücks bis auf den lezten Moment für zurechnungsfähig erklärt

werden muß vor dem Tribunal einer Meinung, die die Wehen unſerer Zeit verſteht. Es gilt überhaupt nicht das Urtheil, ſondern die Erklärung.

Das erſte Motiv des tragiſchen Aktes iſt auch hier die Liebe, denn es war ein Opfer, das das hehre Weib ihrem Manne brachte. Aber dieſe Liebe war eine volle, geſättigte; eine Liebe, die ſich an großen Thatſachen erwärmt, und welche allein im Stande iſt, Männer zu beglücken. Es war nicht eine allgemeine, durch das Band der Gewohnheit zuſammengehaltene Neigung, die bei den meiſten Frauen ſich zulezt auf die Thatſache der Kinder wirft, und von dieſen aus den Mann mit einem matten, aber treuen Feuer umfängt. Es war noch weniger jene egoiſtiſche Liebe der Schönheit, die nur um ihrer ſelbſt willen ſich hingibt, wo ſie Anbetung findet. Sondern das höchſte Ideal der Liebe lag hier vor; eine objektive, fundirte, angelegte Liebe; eine

Liebe, die ſich auf Thatſachen ſtüzt, welche für beide Theile des Bandes gemeinſchaftlich waren, auf eine Weltanſicht, auf wechſelſeitige Zulänglichkeit und auf das Lebensprinzip des Wachsthums und des Erkenntniſſes. Dieſe Liebe war erfüllt, ſie hatte Staffage. Beide Theile ſtanden ſich gleich, und Eins durfte für das Andere nicht verantwortlich ſein. Ideen vermittelten hier Kuß und Umarmung. Sinnlicher Platonismus waltete hier; und ich glaube, die jungen Männer des Jahrhunderts werden nicht eher glücklich ſein, bis die Liebe überall wieder dieſen idealen Charakter angenommen hat, den ſie ſogar vor vierzig Jahren ſchon hatte.

Charlotte hatte vor dem Todesſtoße in Rahels Briefen geleſen. Rahel würde ihren Gemal niemals haben ſo unglücklich machen können, denn ſie wollte keine Reſultate, wie Charlotte; ſie ergab ſich nur dialektiſchen

Umtrieben, dem Genuß, die Dinge von einem ihr nicht angebornen Standpunkt anzusehen: Rahel zog, wie Lessing, das Suchen der Wahrheit der Wahrheit selbst vor. Charlotte kannte diese Resignation des Gedankens nicht; sie war kein Zögling der Frivolität, wie Rahel, zu deren Füßen einst die Mirabeau's und Catilina's des preußischen Staats und der Periode 1806 gesessen hatten. Rahel war Negation, Brillantfeuer, Scepticismus und innerer Geist. Sie nahm keinen Gedanken auf, wie er ihr gegeben wurde; sondern wühlte sich in ihn hinein, und zerbröckelte ihn in eine Menge von Gedankenspänen, welche immer die Form des Geistreichen und ein Drittel von der Physiognomie der Wahrheit hatten. Rahel unterhandelte mit dem Gedanken: sie war kein Weib der That: wie kann sie Selbstmord lehren! Charlotte war Position, dichterisch, gläubig, und immer Seele. Sie beugte sich vor den Riesen-

gedanken der Zeit und der Thatsache, und ihr Geist fing erst da sich zu entfalten an, wo es galt, sie zu ordnen. Charlotte war System: und weil sie nicht Alles combiniren konnte, was die Zeit brachte (können wir's?), so blieb ihr Nichts übrig, als ihr großer, starker, göttlicher Wille. Charlotte konnte sterben auch ohne die Rahel.

Wie aber und wodurch Alles auf diese Höhe kam, wird nur durch Heinrich Stieglitz einzusehen sein; denn wir sagten schon, daß hier Nichts ohne die Liebe war.

Heinrich Stieglitz, wie man ihn sieht im braunen Rock und Quäkerhut, luftdurchschneidend, in stolzer und berechneter Haltung, ging aus den Bildungselementen hervor, welche vorzugsweise die Berliner seit zehn Jahren charakterisirt haben. Er liebte Hegel, Göthe, die Griechen, die Philologie, die preußische Geschichte und die deutsche Freiheit, russisches Naturleben, polnische Begeisterung,

Alles in einander. Nebenbei mußte er auf der königlichen Bibliothek in Berlin mit Bedienten und Dienstmädchen verkehren, welche für ihre Herrschaft die entlehnten Bücher holten, über welche er das Register führte. Himmel, Erde und Hölle lagen hier ziemlich nahe. Wo Einheit? Wo Ziel und Ende?

Stieglitz dichtete; man wollte nicht zugeben, daß er originell war. Es ist Alles so öd und trist in Deutschland, die Dinge sind alle Geschmacksache geworden, und da, wo in der Restauration Geist, Leben, oder meinetwegen auch nur das Aufsehen war und die Tonangabe, fand **Stieglitz** schneidenden Widerspruch. So gerieth er, der mit Hafizen schwelgte, und auf den asiatischen Gebirgsrücken gesattelt saß, in Gefechte mit **Saphir**! Seine Ideale wurden profanirt. **Menzel** wies ihn kalt zurück, weil er keine Einseitigkeit antraf. Die Julirevolution brach an, und ergriff

auch seine Muse, wie seine Meinung. Da erschienen die Lieder eines Deutschen, vom Tiersparti vergöttert, und doch vom Repräsentanten des Tiersparti, von **Menzel**, aus Inkonsequenz, wiederum nicht anerkannt. Wo ein Ausweg? **Stieglitz** liebte die **Göthe**'sche Poesie und die Freiheit, und konnte keine Brücke finden. Er fühlte sich unheimlich in den Systemen, die ihn zunächst umgaben; denn die Fragen der Welt fanden Eingang in sein empfängliches Herz. Aber auch hier wieder soll Alles Meinung, Wahrheit und die Prosa der Partei sein. Ist die Freiheit ohne Schönheit? Kann man nicht mehr Dichter für sich sein und zugleich Stolz der Nation, wie es früher war, wo der alte Grenadier sang?

Der unglückliche Dichter ging noch weiter in seiner Verzweiflung. Er saß im Schimmer der nächtlichen Lampe, Ruhe auf der Straße, das weiße Papier, das Leichenhemd

der Unsterblichkeit, durstig nach Worten der Unsterblichkeit, vor ihm. Im Nebenzimmer schlug Charlotte zuweilen auf das Klavier an. Der Dichter weinte. Denn war ihm eine andere Leiter zum Himmel im Augenblicke sichtbar, als die, welche sich aus einem solchen zitternden Tone aufbaute? Wo Wahrheit? Wo Licht, Leben, Freiheit? Wo Alles, was man haben muß, um ein großer Dichter zu sein? Wo der Haß eines **Dante**, rechter, tiefer Ghibellinischer Haß? Wo die Blindheit eines **Milton**? Wo der Bettelstab **Homer's**? Wo die Situation eines **Byron**, geschaffen aus eignem Frevel und der rikochetirenden Rache des Himmels? Wo Wahrheit und ein großes, stachelndes, unglückliches Leben? Ach, nichts als Lüge, als heitrer Sonnenschein, reichliches Auskommen und der Bekanntschaft lästiger Besuch. Der arme Heinrich liegt krank an der Miselsucht, wo ist des Meyers Tochter, die sich für ihn opfre?

Ich meine es treu mit diesen Worten, und fühle, welche tragische Wahrheit in ihnen liegt. Sie drücken den Schmerz unsrer poetischen Jugend aus, von der die altkluge öffentliche Meinung verlangt, daß sie sich zusammenschaaren solle und sich an einander reihe, um das zu besingen, was die Weltgeschichte dichtet. So fühl' ich es wenigstens: vielleicht dachte Stieglitz anders. Vielleicht dachte er an seine Verse und abstrahirte vom Momente; vielleicht dachte er an die Stellung in der Literaturgeschichte, und an die Sonderbarkeit, daß gerade **Homer, Virgil, Ariost, Petrarca** zu ihrer Zeit so viel gemacht haben; vielleicht dachte er nur an die Persönlichkeit, wie sie zu allen Zeiten unabhängig von den Zeiten, dichterisch sich ausgesprochen hat: er fand, daß man eine großartige Staffage seines Schicksals haben müsse, um originell zu sein in der Lyrik, erhaben im Drama, interessant im Infanteristen-Ausdruck, in der oratio

pedestris; und lechzte nach einem Ereigniß, das sein Inneres revolutioniren sollte.

Thöricht, wenn man Stieglitz den Vorwurf macht, daß er seine Gattin in diesen Strudel hineinriß. Sie mußte wissen, was seine Stirn in Runzeln zog, und mußte theilen, was an seinem Wesen nagte. Sie stand auf der Höhe, sein Unglück zu begreifen. Sie fühlte wohl, daß dem Manne eine Staffage seiner Begeisterung fehlte. Das gewöhnliche Geschwätz der Tanten, welche ein Interdikt legen auf Annäherungen zwischen ihren Nichten und sogenannten Schöngeistern, Kraftgenies und Demagogen, die Philisterei großer und patriotischer Städte, welche ihren Töchtern nur angestellte und offizielle Jünglinge zu lieben erlaubt, und jedem Manne, der Bücher macht, den Rath gibt, unbeweibt zu bleiben, der lieben Kinder, des Brodes und auch der Poesie selbst wegen, welche ja besser gedeihe ohne bürgerliche

Rückſichten und Wittwenkaſſen; dieſe ganze Miſere kam nicht in Charlottens Seele. Es iſt ganz falſch, ihr lieben geſchwätzigen Robberſpielerinnen und Ehefrauen aus der gemäßigten Zone, wenn ihr glaubt, die närriſche Doktorin Stieglitz, das beklagenswerthe Weſen, habe ſich deshalb beendigt, um ihrem Manne Ruhe zu ſchaffen, aus dem Bereich der vierwöchentlichen Wäſche zu bringen und ihm die Sorgen zu erſparen: was werden wir eſſen? was werden wir trinken? Daran dachte ſie nicht, die ſtolze Seele. Nicht Ruhe, ſondern Verzweiflung gönnte ſie ihrem Manne. Sie gab ſich als Opfer hin, nicht um ihn zu heilen, ſondern um ihn in recht tiefe Krankheit zu werfen. Sie wollte ſeiner Melancholie einen grellen, blutrothen, und ach! nur zu gewiſſen Grund geben. Sie wollte ihn von der Lüge befreien, und gab ſich hin dem Tode, jung, liebreizend, mitten im Winter gleichgültig gegen die Hoffnung des

Frühlings, reſignirt auf den gewiß noch langen Faden der Parze, bereit, das fürchterliche Geheimniß des Todes zu erproben, lange, lange vor dem Müſſen, reſignirt auf jede Freude und Anmuth, welche in der Zukunft noch für ſie liegen konnte.

Die That iſt geſchehen. Das Grab iſt ſtill. Schnee bedeckt den Hügel. Die Neugier iſt befriedigt. Was ſoll man ſchließen? Ihr Nichts: wir Alle Nichts. Was ſoll **Heinrich Stieglitz**? Armer Ueberlebender! Du biſt ein unglücklicher Reſt. Aber dein Unglück, das nun da iſt, iſt ohne Energie. Dein Unglück überragt dich! Du biſt ihm nicht gewachſen. Was wirſt du thun? Die ungeheure That beſingen? Gewiß, ein Todtenopfer ſteht dir an. **Dante** hätte dieſer Anregung nicht bedurft; **Göthe** gar nicht. Willſt du die Thatſache überwinden, ſie aufnehmen in dein Blut und unterbringen in den Zuſammenhang

deiner Gedanken, ſo mußt du ſo groß ſein, wie dennoch **Dante** und **Göthe**. Wirſt du öffentlich von dem Opfer zehren, das im Geheimen dir die Liebe gebracht hat? Ich beſchwöre dich, bring' an das Riſiko deiner Verſe nicht den gewaltigen Schmerz heran, den du empfindeſt! In dem Ganzen liegt zu viel Demüthigung, daß nicht das Ende eine Komödie ſein könnte. Wahrlich, Poeſie iſt hier Nichts mehr; das Motiv und die Staffage iſt größer, als Das, was ſich darauf bauen läßt. Es iſt nicht mehr die Welt, in der hier etwas Seltnes vorgegangen iſt, ſondern ein enger Raum von vier Wänden, eine Bühne von drei Wänden; denn es iſt eine Tragödie. Aber noch iſt die Trägödie nicht vollſtändig. Wie willſt du ſie runden?

Charlotte Stieglitz iſt an zwei Irrthümern geſtorben, die beide denſelben Gegenſtand betrafen und von denen

einer den andern ablöſ'te. Zu Anfang glaubte ſie an die Poeſie ihres Mannes, ſie wühlte in ſeinem langen Haare, ſie erſchrack vor dem Trotz ſeines Auges, ſie dachte ſich in Heinrich Stieglitz einen Adler, der auf dem höchſten Gipfel des Parnaſſes horſtete. Alles, was das liebende Mädchen Großes und Stolzes von Männern ahnte, was ſie Erhabenes in der handelnden Hälfte des vierfüßigen Begriffes: Menſch vorausſezte, glaubte ſie in ihrem Verlobten zu treffen. Da war kein kühnes Bild, kein prometheiſches Gleichniß, was ſie auf ihn nicht angewandt hätte. Das war ihr erſter Irrthum, ſie glaubte ſich mit einem Titanen zu vermählen.

Als ſie von dem erſten zurückkam, verfiel ſie in den zweiten. Als ſie eine ſchlaffe, ermüdete, ſelbſtquäleriſche Natur antraf, als ſie einen Dichter mit verbrauchten Bildern, einen Gelehrten mit klaffenden Wiſſenslücken in ihren

Armen hatte, als die Vergangenheit ſtatt der Gegenwart, der Orient ſtatt des Vaterlandes, die Göthe'ſche Reminiscenz ſtatt des Genies aus ſeinem Munde ſprach, da gab ſie ihn verloren, wie er war, und irrte fort, da ſie glaubte, daß er anders werden könne. Seine Zukunft wollte ſie retten, ſein Fundament, ſeine Mitgift der Natur, Alles, wozu er werden konnte unter andern Vorausſetzungen, in Griechenland als ein Verbannter, in der Wüſte Sahara als ein Pilger, in ſeiner Einbildungskraft und Hypochondrie als ein Thor. Sie wollte ihn retten. Sie wollte ihm die Lüge aus ſeinen ermatteten Augen wiſchen, ſie wollte das Einerlei einer ewigen Selbſttäuſchung von den vier Wänden nehmen, die ihn umgaben, ſie wollte ihm die klaſſiſche Wahrheit ſtatt der romantiſchen Hypotheſe geben.

Beide Irrthümer würden niemals mit dem Tode der Frau geendet haben, hätten ſie in einer und derſelben

Betrachtung nicht ihr gemeinſchaftliches Band gefunden. Dieſe Betrachtung war religiös-chriſtlicher Art. Sie war ſo viel als Reſignation und Opfertod und drückte ſich in der männlichen, energiſchen Frau durchaus nicht phantaſtiſch, ſondern ganz bürgerlich und wirthſchaftlich aus. Ihr erſter Schmerz bei ihrem erſten Irrthum war die Nothwendigkeit einer gewiſſen Exiſtenz geweſen, in welche ſie den Geliebten durch ihre Liebe verſezt hatte. Sie ertrug es ſchwer, daß ein Titan an der Kette gehen, daß ein Bote des Olymps ein Unterkommen bei der königlichen Bibliothek ſuchen mußte. Schmerzhaft! Mir kleinen, überflüſſigen Frau zu Gefallen, um meine Küſſe und Umarmungen zu haben, um mir des Jahres zwei neue Kleider auf den Leib zu ſchaffen, ſteigt ein umgekehrter Ganymed vom Himmel und notirt Bücher, die man von einer öffentlichen Anſtalt entleiht! Damals ſchon war ſie dem Tode näher als dem Leben.

Der Gedanke der Aufopferung wurzelte feſt in dieſem kleinen holdſeligen Haupte, das ſo viel Ernſt und Muth umſchloß. Aufopferung war die Brücke, die von dem erſten zum zweiten Irrthume führte. Sie war ſo fromm und gläubig, daß ſie es ſich nicht möglich dachte, ein Mißgriff könne den andern ablöſen. Im zweiten müßte ſie das Rechte finden, ſann ſie: der Faden, der ſie durch das Labyrinth führte, wäre die Liebe. Wann ich ſtürbe, würd' ich ſeine Zukunft erlöſen und in ſein Dichten und Trachten die Erinnerung eines gräßlichen Momentes flechten, wie einen rothen Faden im Schiffstaue. Der Schlüſſel ſeiner Zukunft würde wie in dem Mährchen in Blut gefallen ſein, und kein Verſuch ihm gelingen, von dem Metall die Spur ſeiner die Götter verſuchenden Trägheit abzuwiſchen. Tummle dich, Heinrich, noch lange in den Wirren der Welt! Verſcheuche durch ſtolze und erhabene Leiſtungen die

üble Nachrede, welche mein Tod über deinen Namen bringt; zeige dich gefaßt, nicht aus Kälte oder Schwäche (denn die Schwächlinge ſind bald beruhigt), ſondern aus einem Entſchluß, der nachhaltig, der ſo rieſengroß iſt, daß er über dein ganzes künftiges Leben einen Verſöhnungsſchatten wirft! So dachte ſie und gab ſich in einer Dezembernacht ſelbſt den Tod, um eine Zeit der Zukunft, wo Freude auf jedem Antlitz ſtrahlt, und der Kranke des Frühlings harrt.

Ich habe in einem Momente, wo mich die That noch in ihrer ganzen Friſche ergriff, dem traurigen Abſude einer tragiſchen Gährung, dem Hinterbliebenen, einen Rath angedeutet, der hart aber männlich war. Er befolgte ihn nicht und wir rechneten Alle, daß er ein Leben beginnen werde, was ungefähr auf den Einſatz deſſelben herauskäme. Da war Spanien, da iſt Südamerika: da ſind überall Gräber offen. Er ſuchte ſie nicht. Er blieb zurück. O! es gibt

vielleicht einen andern Weg, ſich und ihm zu helfen. Bleib' im Lande, nähre dich redlich, thue deine Pflicht und gib die Leier hin auf ewig! berühre ſie nie wieder! Verzichte auf Kränze, die dir niemals gewunden werden: ſei Nichts — als verwittweter Ehemann! Nenne Charlotte nicht mehr deine Liebe oder deine Muſe — ſondern deine Frau und ſage dreiſt, daß du ſie nach deinem Gefallen behandeln konnteſt. War ſie deinen Tugenden angetraut, ſo war ſie's auch deinen Fehlern. Sie mußte leiden wie ich: und wenn ſie ſtarb, ſo war es ihre Pflicht! Das wäre nicht groß, aber ſtolz: Niemand dürfte einreden.

Die in dem Denkmal Charlottens erſchienenen Briefe, Bemerkungen und Tagebuch-Auszüge beurkunden keine Denkerin wie **Rahel**, keine Dichterin wie **Bettina**, aber einen ſtarken Willen, eine ungewöhnliche Kraft im Dulden, Bildungsfähigkeit, ein edles Weib. Manches, was

aus ihrem Munde kommt, ist artig gesagt: Styl und Urtheil sind scharf ausgeprägt. Man sieht hier eines jener schönen weiblichen Wesen, die uns zum Glück noch oft begegnen: nicht originell, nicht begünstigt von der Natur, etwas ernst, schwer und nachdenkend im Begreifen: nicht einmal besonders arrondirt in den weiten Gebieten des Wissenswerthen; aber glau und munter sich dafür interessirend, zuweilen gespornt vom edelsten Ehrgeiz, sinnig zuhörend bei ernstem Gespräch, und aus tiefster Naivität zuweilen dialectische Momente spendend, die der Debatte eine neue Wendung geben. Charlotten die Produktion anzurathen, war jedenfalls ein Mißgriff, der sich aus der Freude entschuldigen läßt, wenn man so viel Liebe, Zartheit und Unschuld für die Literatur hätte erobern können.

Der Biograph (Theodor Mundt) ordnete den reichlich vorliegenden Stoff mit umsichtigem Blicke, und hielt

ſich in ſeinem eigenen Urtheile der Gerechtigkeit ſo nahe, als es perſönliche Rückſichten geſtatteten. Es muß noch eine Reviſion der Akten dieſes Prozeſſes geben, die außerhalb des Buches von Mundt liegt. Wir freuen uns nur, daß der Biograph dieſe weitere Appellation anzuerkennen ſcheint, und Nichts vorwegnimmt, was ſonſt noch dem Einen oder Andern in dieſer Sache moraliſch imputirt werden kann. Beſonders anziehend iſt der ſentimale Schmelz in Mundt's Darſtellung, eine elegiſche Geſtrecktheit und poetiſche Blumenfülle des Styls, die wir überall unnatürlich fänden, die aber hier ſo an ihrer Stelle iſt, daß wir ſie ungern vermiſſen würden. Auch des Darſtellers Schwelgerei in Schilderung poetiſcher Beziehungen, in Ausſchmückung des Gedankens, die Frau eines Dichters zu ſein, iſt Etwas, das hier dem kalten, ſtoiſchen und pietiſtiſchen Urtheile der Menge gegenüber eine hinreißende Wirkung hat. Denn es

gehört Muth dazu, dieſen altklugen Menſchen, die ſich auf ihre Zufriedenheit und auf ſich ſelbſt ſo viel einbilden, und kein einziges Martyrium kennen, als das des Optimismus, zu trotzen mit Roſen und zarten Gefühls-Ergüſſen, ja ſelbſt mit dem immer preisgegebenen, bemitleideten und bürgerlich mißgeachteten Namen eines Dichters. Oft glaubt man den Biographen für ſich ſelbſt ſtreiten zu hören, wo er doch nur von ſich die Farben lieh, um Das auszumalen, was Charlotte in der Dichtkunſt Glorienhaftes zu ſehen glaubte.

Geſchichte.

Heute ſagt man nicht mehr, die Geſchichte iſt die Zuſammenſtellung von Begebenheiten, ſondern ſie iſt das Spiegelbild des Lebens. Das Leben chemiſch zu zergliedern, iſt ſchwer; aber es ſondert ſich in verſchiedenartig colorirte Momente, welche von der Exiſtenz und Materie ſich ſtufenweiſ' erheben bis zum Geiſte und ſeinen höchſten und freiſten Thätigkeiten. Leben iſt der Complex vom Leiden und Thun des Alls, Leben iſt der Athem der Menſchheit, das

Wort selbst, es ist Alles, was man nur denken, empfinden, glauben, Alles, was man selbst nur sein kann. Und so gehört Alles, was nur Leben athmet, zur Geschichte: die Emanzipationsfrage der Humanität, die Religion, die Cultur, die erleichterte oder erschwerte Existenz, Alles wird zur politischen Debatte erhoben. Wer würde jezt noch zu behaupten wagen, daß die Genealogie der Fürsten, die römischen Zahlen, welche an ihren Namen hängen, für den Historiker mehr seien, als bloße Erleichterungen der Uebersicht? Wollte man blos Regierungsgeschichte schreiben, so würde man jezt nicht nur in die Kategorie des Chronisten fallen, sondern auch unvollständig sein; denn was läuft nicht Alles neben den politischen Ereignissen her, das mit zum Leben gehört! Wie hängen die politischen Ereignisse selbst zusammen mit Erscheinungen, die nicht zu verschweigen sind! Daraus sieht man, wie hoch sich jezt des

Geschichtschreibers Aufgabe stellt. Es war Zeit, daß die Blüte der rhetorischen Darstellung wieder zu Ehren kommt: denn man hatte es sich gar zu leicht gemacht: und am leichtesten oft die, welche die Stolzesten sind, nämlich die sogenannten Quellenforscher. —

Das Gerüst zu einer neuen Geschichtschreibung liefern **Vehse's Tafeln der Geschichte**, die Frucht des gründlichsten Fleißes. Der Verfasser belauscht das ganze Treiben der Völker, nicht blos ihre bürgerlichen Umwälzungen, sondern das ganze Athmen des Lebens, wie es sich ahnen läßt aus allen Denkmälern, welche die Sprache und die Kunst der Nachwelt hinterlassen haben. Zwei und zwanzig verschiedene Lebenseinrichtungen laufen tabellarisch neben den politischen Ereignissen her, und fordern durch Farbe und Druck die Vergleichung der gleichzeitigen Momente heraus. Nun erst wird manche dunkle Thatsache von einem

Lichte erhellt, welches Grund und Urſache in ganz fremden Lebensgebieten zeigt. Die Geſchichte hat keine Poſtulate, keine Randverweiſungen mehr; ſondern Eins iſt neben dem Andern unerläßlich, und das Ganze baut ſich wunderbar architektoniſch zu einem gefugten und vollkommenen Syſteme zuſammen. Kein chineſiſcher Bau iſt es, der ſich monoton aus Zahlen und Daten in's Unendliche fortſezt, ſondern jedes Stockwerk hat ſeinen eigenen Charakter und Styl, welcher immer eine beſondere politiſche oder Culturtendenz iſt. In dieſem Herausſtellen des Ueberwiegenden, der Tendenzſtrömungen, der hiſtoriſchen Penchants ſind dieſe Tafeln beſonders glücklich.

von Raumer und Don Carlos.

Herr von Raumer gehört zu den wenigen deutschen Gelehrten, die den Werth ihrer Studien nicht nur in der Gründlichkeit, sondern auch im Geschmacke suchen; doch läßt er sich oft durch illusorische Vorurtheile und dilettantische Liebhabereien zu Geschichtsansichten hinreißen, welche weder den Thatsachen, noch der Psychologie entsprechen. So will Herr von Raumer nachweisen, daß Don Carlos von Schiller durchaus unhistorisch aufgefaßt sei, und faßt in seiner zweiten Sammlung Pariser Briefe mit Folgendem das Resultat seiner Untersuchungen zusammen: 1) Carlos hatte von Anfang an eine körperlich schwache und geistig bösartige Natur. Das lezte Uebel steigerte sich durch Leidenschaftlichkeit bis zum Wahnsinn, obgleich lichte und ruhige Augenblicke eintraten. 2) In solchen Zeiten höchster

Leidenschaft kann der Haß, welchen er unläugbar gegen seinen Vater hegte, Gedanken und Aeußerungen hervorgetrieben haben, welche auf dessen Tod hindeuteten. Kaum aber weiß man zu sagen, wie weit hier eigentlicher Vorsatz, Besinnung und Zurechnungsfähigkeit stattfand. 3) Jedenfalls war Carlos unfähig zum Regieren und Grund zu einer strengern Aufsicht vorhanden. 4) Er und die Königin sind natürlichen Todes gestorben, und niemals hat auch nur das geringste Liebesverhältniß zwischen ihnen statt gefunden.

Wie unbezweifelt vielleicht auch diese drei lezten Punkte sein mögen, so dürfte doch die erste Behauptung anders gestellt werden, weil ihre Entscheidung zulezt nur allein dem psychologischen Urtheil anheim fällt. Daß Don Carlos kein ganz empfehlungswerthes Muster eines Kronprinzen abgegeben hat, daß selbst sein näherer persönlicher Umgang wenig Angenehmes darbot, mag richtig sein; ob aber

von dieſer dahingeſtellten Thatſache ſogleich auf eine von Anfang an geiſtig bösartige Natur zu ſchließen ſei, das ſcheint mir mindeſtens eine zu übereilte Folgerung. Des Prinzen ungebührliche Handlungen darf man kaum ſeiner Bosheit, vielmehr ſeiner Gedankenloſigkeit zuſchreiben, und muß ſie, ſtatt Verbrechen, lieber dumme Streiche nennen. Es gibt eine gewiſſe Geiſtesabweſenheit, die ihren Grund weder in einer auffallenden Schwäche des Verſtandes, noch einem boshaften Herzen hat, ſondern lediglich in dem Mangel an Beſchäftigung. Hätte Philipp ſeinen Sohn gegen die Türken geſchickt, Don Carlos würde ein heldenmüthiger Krieger geworden und mit den vielleicht untivilen aber doch ehrenwerthen Tugenden eines Soldaten zurückgekehrt ſein. In der That ſpricht der Prinz von ſeinem unfreiwilligen Müßiggange in mehreren von Naumer ſelbſt mitgetheilten Briefen ſehr räſonnabel. Wir würden zwar

bald geneigt sein, ihm die besten Vorschläge zu machen, um seine Zeit auszufüllen, aber die Beschäftigung eines Prinzen des sechzehnten Jahrhunderts war unstreitig zu herkömmlich, als daß Don Carlos etwas Anderes hätte wünschen können, als die Stärke seines Arms zu versuchen. Man frage jeden Erzieher, der eine Uebersicht über einige Dutzend Buben hat, ob ihm nicht mehrere unter ihuen begegnet sind, die bei dem ehrlichsten Sinne und besten Willen Nichts thun, als alberne Streiche, und dies meist immer unbewußt, so daß man sie für eine Thorheit züchtigen kann, die sie vor fünf Minuten begingen und längst vergessen haben! Solch ein unnützer, im Grunde durchaus nicht böser Müßiggänger von Kronprinz scheint mir Don Carlos gewesen zu sein.

Die Vendee-Kriege.

Den Darstellungen der Vendeekriege hat die Parteilichkeit der Republikaner und Royalisten weniger geschadet, als die abenteuerliche, romantische Art, mit der die Leztern fast immer von ihnen gesprochen haben. Die Veranlassung des Kampfes, die Art der Kriegführung mag die Phantasie immerhin in ein poetisches, wunderbares Dunkel hüllen, man gönnt ihr in diesen prosaischen, das Tageslicht suchenden Zeiten recht gern eine solche Veranlassung; nur hat der Historiker, noch mehr der Taktiker sich vor solchen Träumereien zu hüten. Die ehrlichen Landleute, die ihren Hof und Pflug verließen, um dem Gutsherrn einen Dienst zu leisten, von dem sie glaubten, daß er ihn verlangen könne, haben davon Nichts gewußt, daß eine nervenschwache emigrirte Dame, ein in Prätendentenhistorien

ergrauter **Walter Scott**, und die Deutſchen, die außer Thron und Altar, auch die Nachahmung lieben, ſie zu Staffagen der ſchönen Künſte brauchen würden; im Gegentheil charakteriſirt den Verlauf ihres tragiſchen Kampfes gerade das Beſtreben, ſich aus der natürlichen Poeſie ihrer Schluchten und Kampfarten zu emanzipiren und der militäriſchen Organiſation der Republikanerheere gleichzukommen. Was iſt nicht über die Angriffe der Vendeer, über ihre heldenmüthige Kunſt, Batterien zu nehmen, gefabelt worden.

Man ſieht, wie weit der politiſche Fanatismus führt. Wo das Papiergeld recht gut ausreicht, um den Widerſtand der Vendeer gegen die Behörde, die deſſen Annahme bei Todesſtrafe verlangten, zu erklären, da mußten ſpäter bei den Hiſtorikern die Antipathien des Volkes gegen die neuere Philoſophie eintreten. Wo das ſchwere Konſcriptionsgeſetz

die nächste Ursache zum Ergreifen der Waffen gab, da haben wiederum die Historiker ihre Helden gleichsam auf die Höhe der Zeit gefesselt und sie zu Repräsentanten des antirevolutionären Prinzips und Gott weiß, welcher Interessen gemacht.

Selbst ein so vorsichtiger, besonnener Mann, wie der Verfasser einer Geschichte der Vendeekriege, war im Stande, dem unnützen Räubervolke, das vor einigen Jahren sich noch so breit machte, daß man an jedem Baume der Vendee einen gehängten Chouan wünschte, dennoch zuzurufen, es möge seinen Kampf für Thron und Altar, wenn auch ohne Hoffnungen, muthig fortsetzen! Wahrlich! das heißt doch dem Vergnügen an sogenannten erhabenen Handlungen die Vernunft zum Opfer bringen! Wenn ein Kampf keine Erfolge hat, warum dies eingestehen und ihn dennoch wünschen!

Man muß dem Verfasser dieser Schrift die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er bei aller Parteilichkeit wenigstens der Taktik die Ehre gegeben hat. Seine Uebersichten sind lichtvoll, die Schwierigkeit in der Darstellung der Posten, die die Vendeer bald hier, bald da besezten, ist meist immer überwunden, und wo die festen Punkte schwinden, theilen wohl nur die mangelhaften Nachrichten und die Karten, die, wenn sie ihm nicht besser zu Gebote standen, als die seinem Buche beigefügten, ziemlich schlecht sind, die Schuld. Selbst die Vorwürfe, die der Verfasser von einem parteiischen Standpunkte den Republikanern macht, sind zuweilen nicht ohne Grund. Allerdings waren es die schlechtesten Truppen, die gegen den erst für so unbedeutend gehaltenen Aufstand geschickt wurden. Die Krämer und Handwerker, die in den Nationalgarden der zunächst gelegenen Städte standen, konnten ihnen oft als glänzende

Beispiele dienen, und es hat lange gedauert, ehe die Linientruppen die Aufopferung und den Heldenmuth dieses halben Militärs erreichten. Auch ist es bekannt genug, daß der unnütze Ballast aller republikanischen Heere, die Deputirten des Konvents, die Unternehmungen der gegen die Vendee kommandirenden Generale auf das Beschwerlichste hinderten. Wem darf man aber hier den Vorwurf machen? Dem Prinzipe der Revolution? Trägt dies die Schuld, wenn die Republikaner früher den alten Offizieren die Stiefel puzten, oder Köche in Marseille waren, oder in Lyon fallirt hatten?

Der Verfasser ist nicht nur kurzsichtig, sondern auch ungerecht. Er sieht in den Vendeern immer nur Royalisten, die Nichts sind und sein wollen, als Vertheidiger des Königthums, des alten Glaubens, der alten Sitte: warum sieht er in ihren Gegnern nie die Republikaner, sondern

immer nur die nackten Menſchen, von denen er verlangt, daß ſie Humanität im Herzen tragen ſollen? Beſtanden die Kolonnen nicht gerade aus Leuten, die weder Franzoſen, noch Menſchen, ſondern Bürger ſein wollten? Der Verfaſſer wird antworten: Daran ſieht man die Früchte der Revolution! Das läugnet Niemand, und es wäre billig geweſen, die Geſchichte der Vendeekriege nicht mit den emigrirten Podagriſten, die an das Kabinet von St. James zu klopfen nicht müde wurden, nicht mit den Feigen, die mit ihren Sünden die Atmoſphäre des Rheins verpeſtet haben, ja nicht einmal mit einer Geſchichte und Beſchreibung des Bokage anzufangen, ſondern vor allen Dingen mit der Revolution und den ſtrengen Geſetzen der Republik. Dann hätten wir den Vendeern, dieſen lilientragenden Engeln der Unſchuld gegenüber nicht mehr eine Armee von 30,000 Ungeheuern, die die Guillotine mit ſich

schleppten, blos um ihren Blutdurst zu stillen, sondern von 30,000 Bürgern, die sich zum Schutz ihres Ideals die heillosesten Gesetze, aber auch die Hand darauf gegeben hatten, sie zu befolgen. Wozu nur diese Gräuel, die als geschehen in der Vendee unläugbar sind, immer so darstellen, als hätte sich jeder Soldat nicht ruhig an seinen Kochkessel setzen können, wenn er am Tage nicht wenigstens einen Vendeer zerfleischt hätte? Warum den Zufall, daß dieser oder jener Konventsdeputirte früher Schlächter in Paris gewesen war, so benutzen, als wollte die Regierung nur immer Bluthunde, nicht aber gewissenhafte Vollstrecker blutiger Gesetze in die Lager geschickt haben?

Es versteht sich von selbst, daß die lezte Anklage allerdings jenen Irrthum trifft, der mit so grausamer Dialektik zwischen Mensch und Bürger den Unterschied aufhob und die Pflichten gegen den Einen unverbindlich gegen den

Andern machte, aber ist es denn ein so verwerfliches Geschäft, die Handlungen unserer Eltern mit ihren Irrthümern zu entschuldigen? die Reinheit ihres Willens zu retten, wenn sie im Auftrage eines grausamen Gesetzes, und noch öfter in der Nothwendigkeit gebietender Umstände handelten? Es ist unbegreiflich, wie lange es noch währen wird, daß die Historiker ohne Leidenschaft schreiben.

Die historische Literatur ist dasjenige Feld, auf welchem die Deutschen in neuerer Zeit die besten Früchte gezeitigt haben; doch war es mehr die Gründlichkeit, als das Genie dieser Nation, welches sich mit der Abfassung allgemeiner und Spezialgeschichten beschäftigte. Was pragmatische Gedankenverbindung betrifft, so werden wir immer von den Engländern, und was den Styl, von den Franzosen übertroffen werden. Die am besten bei uns schreiben,

ſind leider nicht die Gründlichſten, und Diejenigen, welche im Beſitze aller Quellen ſind, ſchreiben einen Styl, ſo grob wie Packleinen.

Die weſentlichen Beiträge, welche die Deutſchen zur Auffindung der hiſtoriſchen Wahrheit geben konnten, wurden dadurch in ihrer Wirkſamkeit verkürzt, daß ſie niemals in unvermiſchter Reinheit ihrer Elemente auftraten. Denn die Geſchichtſchreibung konnte ſich bei uns am wenigſten den mannichfachen Tendenzen entziehen, welche ſeit fünfzig Jahren die Köpfe der Deutſchen durchkreuzen. Hat doch jedes philoſophiſche Syſtem ſeinen eigenen hiſtoriſchen Anwalt; haben doch ſogar die theologiſchen Parteien ihre verſchiedenartigen Auffaſſungen der Geſchichte, abgeſehen von mancherlei originellen Individualitäten, welche ſich die Geſchichte nach ihrem eigenen Maße zuſchnitten.

Unſere hiſtoriſche Literatur würde beſſer in die Augen

fallen, wenn ſie ein centrales Intereſſe hätte, oder auch nur von einer durchgreifenden, allen gemeinſamen, ungefähren Anſicht über die Menſchen und Dinge beſeelt wäre. **Schlözer** und **Spittler** ſtanden dem Ideale vollkommener Geſchichtſchreibung weit näher, als viele Neueren, die ſie in kritiſcher Hinſicht überflügeln. Sie hatten eine beſtimmte Idee vom Hiſtoriker, die weder von der Kirche, noch vom Staate, noch der Poeſie, oder irgend einer andern Illuſion geborgt war, ſondern die man auch eben ſo gut das Gefühl einer offiziellen Verpflichtung hätte nennen können. Noch **Johannes Müller** und **Woltmann** ſtrebten wenigſtens nach dem Schein der hiſtoriſchen Wahrheit, und dachten ſich dabei gleichfalls ihr Geſchäft als eine offizielle Miſſion, für welche es Rechenſchaft und Verantwortlichkeit geben müßte. Die neueren, im übrigen höchſt achtungsvollen Beſtrebungen ſcheinen dagegen keinen andern Vorzug

anſprechen zu wollen, als den philologiſchen. Ihre Darſtellungen laufen parallel mit jener rationellen Empirie, welche gleichfalls in allen übrigen Fächern der Literatur die frühere phantaſtiſche Speculation abgelöſt hat.

Ein Fortſchritt würde ſogleich ſichtbar ſein, wenn man ſich darüber vereinigen könnte, daß die Aufgabe des Hiſtorikers nicht ſowohl die Auffindung der Geſchichte iſt, als die Erhaltung derſelben. Es handelt ſich nicht ſo ſehr darum, daß eine neue Wahrheit entdeckt wird, als darum, daß die alte nicht abhanden kommt. Die Geſchichtſchreibung iſt die heilige Beauftragung, allen Drohungen gegenüber Recht und Gerechtigkeit in Völkerſchickſalen und Charakterentwicklungen zu üben. In ihren Archiven ſollen nicht nur die Sammlung beſtäubter Manuſcripte aufbewahrt, ſondern auch die goldne Bulle der hiſtoriſchen Wahrheit vor jedem Nachſchlüſſel verfälſchender Leidenſchaft, welche

das Siegel lösen will, geschützt werden. So wäre denn unsern Geschichtschreibern eine höhere Reife des Urtheils zu wünschen; eine politische Durchbildung, uneigennützige Gediegenheit, und zulezt Verhältnisse, unter welchen die Tugenden und Erfordernisse sicher gedeihen könnten. Da es aber hieran noch aller Orten mangelt, so werden wir noch viel Geschichtswerke bekommen, welche sich zwar angenehm und nützlich lesen lassen, aber in ihrem Tone, in ihrer Haltung und ganzen Physiognomie Nichts tragen, was die Nachkommen veranlassen könnte, sich bei ihnen zu beruhigen und das Alte nicht immer wieder von Neuem zu beginnen.

Geschichte der Literatur und Kunst.

Ueber die Kunst sind so viel historische und philosophische Untersuchungen angestellt worden, daß man sich wundern muß, wie sie selbst dabei immer zu kurz gekommen ist. Es ist ein sonderbares Schicksal, das die Kunst getroffen hat. Man gibt vor, von den alten Dichtungen zu sprechen, und man spricht von den religiösen Ahnungen der Völker auf den asiatischen Hochebenen, man will die alten Bauwerke

erklären, und verliert sich in die urweltliche Naturgeschichte, man hat es mit den Pyramiden und Obelisken zu thun, und grübelt über die ägyptische Seelenwanderung. Das ist zur Sitte geworden.

Man verlangt nach einigen Regeln über die gothische Baukunst, und erhält die Antwort, daß der wahre Kalk und Mörtel der Vorfahren ihre Innigkeit, die katholische Andacht, die Ahnung, ich weiß nicht welcher typischen Beziehungen gewesen sei; man erwartet die Erläuterung eines altdeutschen Gedichts, und hört Nichts, als vom germanischen Volkscharakter, von den geistigen Elementen des Ritterthums, von den alten Domen und den architektonischen Ahnungen.

Nun ist es allerdings zu glauben, daß in der Kunst nicht nur ihr Inhalt die Form bedingte, sondern auch ihre verschiedenen Zweige ineinander gingen und sich wechselseitig

aushalfen. In einer gewiſſen Beziehung läßt es ſich hören, daß man, wenn man von der Kunſt reden ſoll, von der Religion ſpricht, und wenn man die Religion erklären ſoll, über die Natur weitläufig wird. Aber es muß doch endlich einmal einen Punkt geben, wo die Kunſt aufhört, Religion zu ſein, man muß es nachweiſen, warum ein Andächtiger nicht zu einem Gebetbuche oder zu einer Selbſtpeinigungsgeißel, ſondern zum Meißel oder zur Mauerkelle greift, um ſeiner Ueberſchwenglichkeit Luft zu machen. Ein Tempel von Ellora, oder auch nur ein einfaches Götzenbild, macht ſich doch durch meine Andacht, durch ein paar gefaltete Hände nicht von ſelbſt, es muß der künſtleriſchen Schöpfung eine Ahnung dieſes Schöpfungsvermögens, der Begriff eines techniſchen Handgriffes, die Bekanntſchaft mit den bildſamen Stoffen der Natur vorausgegangen ſein; oder ſollen alle dieſe Dinge ſchon durch die Religion, durch das ſogenannte

Drängen der Subjektivität, sich nach Außen hin zu vergegenständlichen, erklärt sein? Welche übereilte Schlußfolgen!

Man betrachte einmal auf der Kunstkammer in Berlin die scheußlichsten Götzen, die in der That und Wahrheit Kunstprodukte der Wilden sind. Es sind ungeheure Köpfe, aus einem tafftartigen Stoffe zusammengesezt, mehr viereckig als rund, mit den schreiendsten Lackfarben überzogen, die Augen zwei große schwarze und weiße Räder, die jeden schüchternen Anblick zermalmen. Man wird sagen: Hier ist der Zusammenhang mit der Religion, hier die erste Stufe der Kunst! Ich gebe das Erste zu, ohne aber dabei auf das Leztere zu schließen. Diese kalibanischen Köpfe sind unstreitig für den otaheitischen Kultus bestimmt: man ahnt den Eindruck, den sie in der Gemeinde machen müssen: diese glozenden Augen sind unversöhnlich, dieser mit spizen

Zähnen besezte Rachen lechzt nach Blut, man kann sich eine Menge heulend und schreiend vor diesem Götzen im Staube liegen denken.

Jezt ist nur dies die Frage: Hatten die Otaheiten ihren Glauben an eine blutdürstige, zähnefletschende Gottheit früher oder später, als diese Bilder derselben? Ist ihre Religion Schuld an diesen plastischen Drachen, hätten sie ihren Götzen edler machen können, oder fehlte ihnen eine edlere Idee von demselben?

Unsere sublimen Aesthetiker würden sich darüber so ausdrücken: Die Religion ist früher als die Kunst. Wo sich das Göttliche dem Menschen nur furchtbar offenbart, da werden auch die Darstellungen der religiösen Idee diesen furchtbaren Charakter tragen. Die Religion des Wilden erhält auch seine Kunst nur immer auf der niedern Stufe, wo jene steht. Gebt dem Otaheiten das Christenthum, er

wird aus seinem Heiligen einen bessern Götzen machen, oder umgekehrt, macht ihn mit edleren Gestalten der Kunst vertraut, und er wird bessere Begriffe über die Gottheit bekommen!

Doch in diesen Behauptungen liegen eben die falschen Maßstäbe und die falschen Folgerungen. Ein einzelnes Götzenbild soll auf die ganze künstlerische Thätigkeit schließen lassen! Die Fortschritte der Kunst sind unabhängig von der Verknöcherung einer religiösen Idee. Das Grausenhafte dieser Bilder ist zu absichtlich, man sieht zu deutlich das Gemachte an dem Schrecken, daß man nicht annehmen müßte, der Verfertiger derselben sei in gewisser Hinsicht Meister seines Gegenstandes gewesen, d. h. die Kunst sei älter, als die Absicht, eine religiöse Idee durch sie zur Anschauung zu bringen. In aller Welt, wo ist der Uebergang von einer andächtigen Empfindung zu einem artistischen

Werke? Mußte die Technik nicht älter sein, als dieser Uebergang? Ist also die Kunst, man mag sie nun Instinkt oder Ueberlegung nennen, ihrem Wesen nach nicht völlig unabhängig von Offenbarung, Mythus, Symbol und all den Begriffen, die man aus der Religionsgeschichte entnimmt, um sie an die Spitze der Kunstgeschichte zu stellen? So kommen wir immer wieder auf den einfachen Satz des Aristoteles zurück, demzufolge der Ursprung der Kunst entweder eine Nachahmung oder eine Ergänzung der Natur ist. In dem lezten Ausdrucke liegt nichts Sublimes, Nichts von einer ewigen Schöpfung, Nichts von einer Verklärung der Materie zum Geiste, wie unsere Kunstkenner wollen, sondern die simple Bemerkung, daß sich der Mensch, was ihm die Natur nicht giebt, z. B. Wagenräder, Waffen und dergleichen mit einer gewissen Fertigkeit selbst verschaffen lernt.

Diese Bemerkungen sind auch gegen die Hauptperioden der schönen Kunst von Amadeus Wendt gerichtet. Wendt hütet sich zwar in seinen Deduktionen, sich dem Vorwurfe auszusetzen, als wolle er die Geschichte konstruiren, doch ist er auch darauf bedacht, den Ideologen nicht fremd zu erscheinen.

Es ist ein ungeheurer Stoff, den der Verfasser in diesem Buche zusammengedrängt und unter einige Gesichtspunkte gebracht hat. Es wird schwer sein, nachzuweisen, wo dabei zu viel und zu wenig gegeben ist. Im Allgemeinen hat wohl die Literatur zu Gunsten der bildenden Kunst zu sehr eingebüßt. Der Verfasser scheint z. B. gar nicht beachtet zu haben, daß man mit vielem Grunde auch von einer philosophischen, historischen Kunst sprechen kann. Doch hielt es schwer, auf einen so kleinen Raum Alles zu vereinigen. Es genügt, die Haupterscheinungen nach einem

historischen Prinzipe geordnet zu sehen. **Wendt** ist mit seinem Gegenstande wohl vertraut, und es ist längst bekannt, daß man namentlich in der musikalischen Literatur in ihm auf einen sehr gründlichen Kenner stößt.

Am Schlusse seiner Darstellung spricht der Verfasser von den Aussichten, die sich für die Kunst in der Zukunft öffnen. Er besitzt die Aufrichtigkeit, einzugestehen, daß diese schlecht sind. Die deßhalb von ihm angeführten Gründe sind zum großen Theile richtig. Es ist die Mißachtung der Kunstformen, die Anarchie der Kritik, der einreißende Dilettantismus und die Virtuosität, es sind die Capricen, Sympathien und Antipathien eines der Kunst immer mehr abgewandten Publikums, die mit einem sichern und aufgemunterten Kunststreben sich nicht vertragen wollen.

Es ist noch mehr! Fast alle Zweige der Kunst sind an sich selbst irre geworden. Die Zeitgenossen sind so

unbillig, immer nur tonangebende, bahnbrechende Genien zu verlangen, ſie wollen nur Originalien ſehen, und drücken mit der Bemerkung, dies Bild ſei im Style Titians, jene Arie ſei Roſſiniſch u. ſ. f. immer zugleich einen Tadel aus. Daher das Mißtrauen der Künſtler in ihren eigenen Gegenſtand, daher die Neuerungsſucht. Man hebt die alten Unterſcheidungen der Kunſtformen auf, um ſie zu verbinden. Man ſucht die Gränzen zwiſchen der Muſik und dem Worte niederzureißen, und hat aus dem Melodrama und der Oper ſchon die wunderbarſten Dinge machen wollen. Dieſelben Kombinationen ſind in anderen Gebieten verſucht worden, und ſcheiterten.

Es handelt ſich gegenwärtig um zwei Begriffe, um die Nation und um die Literatur. Wo die Nation ſteht, wiſſen wir; wo die Literatur, das iſt zweifelhaft. Die Literatur ſoll der Spiegel des Nationallebens ſein. Das iſt entſchieden;

aber soll sie nicht mehr sein? Ja, sie soll mehr sein. Die Literatur schöpft niemals aus der Durchschnitts-Intelligenz. Diejenigen Geister, welche mit der Masse gehen, werden die Masse niemals erheben können. Unsere Sitten und Gebräuche, unsere Geschichte, unsere Hoffnungen spiegeln sich in der Literatur: aber das wäre eine jämmerliche Literatur, die das Journal zu ihrem Kulminationspunkt nimmt. Diejenige Literatur, die nur das Nationalleben spiegelt, und nur ein Echo unserer Misere oder unseres Glücks ist, was bietet sie dir? Neue Ideen, Zukunft, Anblicke heroischer Subjektivitäten, welche die Literaturgeschichte so interessant machen, Kometengeister, die die Planeten und Fixsterne durchkreuzen? Es ist vorüber mit dieser Literatur des reflektirten Nationallebens. Sie konnte keinen größern Dichter in Deutschland hervorbringen, als Uhland, einen Mann, den ich hochschätze, und keinen

größeren Kritiker, als **Menzel**, einen Mann, den ich verachte.

Man warnt vor einer aristokratischen Literatur. Ich meine, man sollte vor einer Literatur warnen, die den Massen schmeichelt. Wir würden weit kommen, wenn die Literatur nur dazu diente, einem Handschuhmacher sein Conto zu entwerfen, das er lithographiren läßt, oder die Aufforderungen zu stylisiren, welche an die Bürger ergehen, um einen Gemeinderath zu erwählen. Ich sage hier das Aeußerste; aber eine Literatur, welche die Masse porträtirt, wie sie ist, eine Literatur, welche in Versen oder Prosa Niemand anders ist, als du selbst, führt soweit. Es ist unmöglich; man kann die Musen nicht bei den Bürgern verdingen und den Pegasus zur Vermittelung unseres täglichen Brods in den Pflug des Bauers spannen.

Es gibt nur zwei Endziele, für welche sich das Genie

begeistert: die That und die Kunst. Unsere Zeit ist politisch die der Masse und des Gesetzes. Kommen wir zu einem Endpunkte, so geschieht es jezt weniger durch Handeln als durch Dulden. Jene Rennbahn, die das geschichtlich Außerordentliche produzirt, ist verschlossen. Muth, Jugend, das Leben — mit den erhabensten Opfern ist es Nichts. Die Opfer werden immer allein stehen und keine Nachahmung finden.

Was bleibt zurück? Die Idee. Wer für den Tag nicht wirken kann, sucht für das Jahrhundert zu wirken. Wo stehen wir? Wir gehören der Welt und der Nation an. Wir müssen Etwas thun, was Ersatz ist für Das, was wir thun könnten. Es muß wenigstens eben so groß sein, wie unsere Vorstellung. Wir ergreifen die Feder.

Da sind die Götter der Literatur! Da ist **Göthe, Schiller**, da ist **Klopstock, Herder, Wieland.** Da

sind die Heroen, die schon an die Unterhaltung dachten: Jean Paul, Hoffmann. Wir werden viel aufbieten müssen, um der deutschen Sprache Ehre zu machen. Wir werden uns aber die Aufgabe erleichtern, indem wir den Kreis, der um uns steht, verengern. Wir werden, indem wir das Wort Literatur im Munde führen, nicht jedem Nachbar die Hand drücken und die Häuser Reih herum besuchen und nach dem Befinden der gesegneten Frau Gemahlin fragen. Wir werden uns nur ungefähr so viel Zuhörer denken, als Unterrichtete, Gebildete und Geschmackvolle im Lande sind.

Es ist ein entsetzliches Unglück, daß sich in den lezten zwanzig Jahren gerade diejenigen produktiv mit der Literatur beschäftigt haben, welche keinen Beruf dazu hatten. Die schöne Literatur wurde in dieser Art Etwas, was den gebildeten Mann anekelte. Man wußte im Voraus, daß

Dasjenige, was sich auf die Literatur warf, immer das Unsauberste, Genieloseste und Gemeinste war, was in Deutschland gerade aufgetrieben werden konnte. Nur der Kampf gegen diese Trivialitäten interessirte den Gebildeten; späterhin einige Persönlichkeiten, die sich witzig und schwärmerisch aus sich selbst entwickelten, und durch die Naivetät ihrer Produktionen anzogen. Es schien, daß diese subjektive Periode unserer Literatur, die Niemand poetischer repräsentirt, als **Heine**, keine eigentliche Absicht hatte, ausgenommen die, einen Beweis für ihre Fähigkeit zu liefern. In der That, dahin mußte es kommen, daß die aufstrebenden Köpfe protestirten gegen eine Verwechslung mit den Männern, welche fünfzehn Jahre hindurch die deutsche Literatur gemacht haben. Ich glaube, daß nur diejenige Literatur von Werth ist, welche der Masse imponirt. Subjektive Beweise mußten geführt werden, daß die Nation von

der neuen Poeſie Etwas zu erwarten hat, was gegen die Reſtaurations-Periode den Vorſprung der Genialität voraus hat.

Was iſt Poeſie? **Homer** wußte es: aber die Homeriden waren ſchon im Zweifel. **Aeſchylus** wußte es: **Euripides** taſtete. **Dante** und **Boccaccio** wußten es: **Sacchetti** fand ſich nicht zurecht. **Shakeſpeare** wußte es: **Ben Johnſon** glaubte es beſſer zu wiſſen. Die Perſonen waren nicht immer Schuld an der Unklarheit über Das, was Poeſie iſt, oft die Zeiten, immer aber der große Name der Vorgänger. Ein Ruhm, der Alles zu erfüllen ſchien, was in geiſtiger Hinſicht einer Nation gegenüber geleiſtet werden kann, war **Göthe**. Nach ſolchen in ſich vollendeten Offenbarungen kann eine Zeit lang der Begriff der Poeſie abhanden kommen. Ihn wieder aufzufinden, wird darauf eine Aufgabe, die ſich ohne Mißgriffe, ohne vergebliche

Versuche, ohne Annäherungen, die nur ungefähr bleiben, bis man das Rechte trifft, nicht lösen läßt. Hätte Schiller sein Ideal in der Weise der Räuber gefunden, er würde wahrlich im Wallenstein kein anderes gesucht haben. Wäre Göthe durch seinen Berlichingen befriedigt gewesen, so hätte er Anderes anders versucht. Aber für Beide darf man annehmen, daß sie erst dichteten, um ihr Genie, dann, um ihr Ideal zu offenbaren.

Eine Anwendung dieser Thatsache auf das Neueste ist leicht gemacht. Die großartige Revolution, welche unsere Meinungen ergriffen hat, bemächtigt sich auch unserer Schöpfungen. Die Poesie ist da. Dunstkreise umhüllen ihren Sonnenglanz, der golden durch die Nebel scheint. Die Hülle wird immer durchsichtiger werden und der Geschmack eine immer bessere Läuterung bekommen. Um Etwas zu erwähnen, was Jeder kennt; wie konnte sich aus der

Abgeschmacktheit der Peau de chagrin die Unübertrefflichkeit eines Père Goriot entwickeln? Wie anders, als durch Balzac's Genie, das sich früher so wenig, wie jezt außer Zweifel setzen ließ! Lelia's hinreißende Poesie war nicht ohne kalte Berechnung. Lelia war eine Allegorie, was der Roman nicht sein soll. André ist ein größeres und beruhigenderes Kunstwerk als Lelia, wenn auch diese glühender spricht.

Aber blicken wir aus diesen Betrachtungen der Gegenwart, welche nur mit mißvergnügten Resultaten enden können, auf das Alterthum.

Die klassische Literaturgeschichte hat sich, als ein Zweig der Philologie, nach denselben Einflüssen entwickelt, wie die Philologie selbst. Während jene Zeit, die man die Wiederherstellung der Wissenschaften zu nennen pflegt, damit

beſchäftigt war, die Materialien zu einer vollſtändigeren Anſicht der alten Literatur zu ſammeln, und für ihr Verſtändniß meiſt noch die erſten Elemente zu verbreiten, konnten ſpätere Geiſter ſchon ein weiteres Gebiet überſehen, Zerſtreutes nach einem beſtimmten Geſichtspunkte vereinigen, Einzelnes in ſeinem Zuſammenhange richtiger erfaſſen. Aber die Zahl ſolcher kritiſchen Köpfe war nur gering, und ihre Unterſuchungen erſtreckten ſich ſelten auf ein allgemeines Fach der Literatur, meiſt immer auf einen einzelnen Schriftſteller, deſſen Aechtheit ſie angriffen oder vertheidigten. Das Ganze der Literaturgeſchichte wurde oft zuſammengeſtellt, aber es fehlte an Zuſammenhang, an Principien, und was noch mehr ſagen will, an Ordnung und Klarheit. Welch' ungeſchlachte Maſſe bilden die Kollektaneen eines **Fabricius** und ſeines ſpäteren Erweiterers **Harleß**! Freilich kann man jene alten Notizenjäger nur in ſofern

anschuldigen, als dieser Tadel Neuere, die Lust haben, in ihre Fußstapfen zu treten, abschrecken soll. Sie verbanden mit der Literatur eines Volkes nicht jene Begriffe, die wir jezt festhalten können, sie wußten keinen Unterschied anzugeben zwischen Biographie, Bibliographie und Literaturgeschichte. Jezt sind diese Fächer mit dem hellsten Lichte beleuchtet worden.

Betrachten wir den Stand unserer gegenwärtigen wissenschaftlichen Bildung, so sind nur zwei Handlungsarten der Literaturgeschichte möglich. Die Eine wollen wir die philosophische, die Andere die kritische nennen.

Für die Charakteristik beider sollte der Begriff der Literatur entscheidend sein, aber in der Geschichte der griechischen Literatur von M. C. F. Schöll, sehen wir uns vergebens nach einer strickten Definition dieses Begriffes um, lesen wohl hier und da Einiges über das Verhältniß

der Literatur zu den Antiquitäten, daß sie ein Theil derselben sei, hören von der griechischen Originalität, von classischer Schönheit, und erstaunen endlich über die Bemerkung, daß die griechische Literatur siebenundzwanzig Jahrhunderte umfasse! Also rechnet der Verfasser Alles, was nur mit griechischen Charakteren geschrieben ist, zur Literatur dieses Volkes, selbst die siebzig Dolmetscher, Jesus Sirach und Aehnliches.

Die Philosophen sagen so: Keine Literatur ohne Volk, kein Volk ohne Geschichte, keine Geschichte ohne Philosophie. Die Philosophie begreift den Geist der Zeiten, die Zeit bedingt die Bildung des Volks, die verschiedenen Stufen der Kultur sind die erklärenden Momente der Literatur.

Die Kritiker sagen: Wir kommen aus der Grammatik zu den Schriftwerken von der einen Seite, von der andern begegnen uns unsere Studien aus den Ruinen und

Antiquitäten, wir reichen uns Beide die Hand, und nennen Literaturgeschichte die Darstellung solcher Denkmäler, in der sich Sprachform und Sachinhalt gegenseitig bedingen. Auf der einen Seite verfolgen wir die wechselnden Formen der griechischen Sprache, ihre Dialekte, auf der andern die Erscheinungen des griechischen gesellschaftlichen, religiösen und politischen Lebens, und wenn wir Beides verbinden, so sprühen die elektrischen Funken der ewig denkwürdigen Urkunden des hellenischen Geistes.

Wäre doch Schöll immer diesen beiden Ansichten gefolgt! Wir verlangen nicht einmal, daß er dabei die Einseitigkeit vermieden, daß er durch Verbindung beider Methoden das Rechte getroffen hätte. So würden wir gesehen haben, daß sein Buch dem neunzehnten Jahrhundert angehört.

Die Geschichte von Schöll bedient sich gewisser Kate-

gorien, die längst aufgehoben sind. Alles wird hier noch erfunden. Wie Huskisson die Eisenbahnen erfindet, so erfindet Herodot die Prosa. Wie Columbus Amerika entdeckt, so entdeckt Thales das bisher unbekannte Reich der Philosophie. Homer macht sich den Hexameter, die Tänze werden willkürlich wie Zwischenballete in die Tragödie eingeführt ꝛc. Auch Perioden statuirt der Verfasser. Die erste ist mythisch und ohne Literatur, und doch gibt es darin Dichter, und Dichter, die in einem unfruchtbaren Notizenmeere schwimmen! Welche Ansichten eine neuere scharfsinnige Kritik über Musäus, Linus, Orpheus aufgestellt hat, davon wird entweder gar nicht, oder wie von dunkeln Mysterien gesprochen. Musik, Rhythmus, Tanz scheint der Verfasser nur als Begleitung der Poesie zu kennen, da sie doch die Ursprünge der Dichtung, selbst der einzelnen Dichtungsarten sind. Die zweite Periode, die bis

auf Jahr und Tag ſtreng markirt iſt, klammert die Anfänge der Literatur ein, die dritte die Blüte, und endlich mit einer ſechſten Periode oder mit dem Jahre 1453 endet die griechiſche Literatur. Vieh- und Menſchenärzte, Architekten und Mathematiker, Alles tanzt hier den Reigen der Literatur mit, und Jeder trägt ein langes Schleppkleid von Editionen und Ueberſetzungen.

Schöll war ein Deutſcher, aber ſeinen Aufenthalt hatte er meiſt in Paris, er ſprach deutſch und dachte franzöſiſch. Er beſizt alſo auch jenen anmuthigen, leichten Styl, den Börne ſilbern nennt, im Gegenſatz zum deutſchen kupfernen oder goldnen. Man erwartet demnach oft feine, witzige Bemerkungen, geiſtvolle Charakteriſtiken und ähnlichen Erſatz für die Gründlichkeit. Sie fehlen; oder ſoll man jene hohle Deklamation, jenen Styl der Akademie des Inscriptions, jene alltäglichen Chrien über die Originalität

des griechischen Geistes, über ihre Würde und Schönheit für solche nehmen? Das Tiefste wird verkannt. Medeens Liebe, wie sie die Dichter schildern, wird als eine Leidenschaft getadelt, die weder Schamgefühl, noch kindliche Liebe kennt. Haben sie die französischen Tragiker so gefaßt?

Jason und Medea ist im Gegentheil eine der anziehendsten und sinnvollsten Mythen des Alterthums. Nicht nur die wundervolle Reliquie, das goldene Vließ, und die Heerfahrt der tapfersten Griechen, um es zu erobern, gibt uns ein Bild eines antiken Kreuzzuges, sondern auch die Liebe Medeens, die sich dem Fremdlinge, dem feindlichen, zuwendet, erinnert an die dunkellockigen Zuleimen und Fatmen, die den fremden Kriegern ihr liebebegehrendes Herz schenkten.

Medea ist ein weiblicher Faust, nur daß sie, wie dieser nicht, erst am Rande des Freudenbechers gekostet hat, sie läßt sich nicht verjüngen, sondern ist selbst noch jung. Aber gemeinsam ist beiden die dämonische Natur und dennoch das Bedürfniß des Menschlichen. Medea ist in allen Zauberkünsten erfahren, sie überwindet selbst die geheimsten Kräfte der Natur, und Hekate, die furchtbare Nachtunholdin, steht mit ihr in dem vertrautesten Verhältnisse, dennoch muß sie das tiefe Weh der Liebe empfinden; sie, die Schreckliche, wird zum willenlosen Werkzeuge der fremden Krieger, nachdem sie Jasons göttergleiche Gestalt gesehen. Sie flieht mit dem Geliebten die Heimat und die Eltern, ja sie ermordet ihren Bruder, um nur im Lande Jasons in die ersehnte bräutliche Kammer treten zu können. Auf dem Meere tritt immer mehr ihre alte Zaubernatur hervor, das Pathos der Liebe steigt immer mehr herab, im

väterlichen Hauſe verläßt ſie Jaſon. So nahm Theſeus die Ariadne von Kreta mit ſich heim in's Vaterland, aber auf Naxos ließ er ſie zurück. Denn Theſeus und Jaſon waren Helden, deren größtes Werk, bei jenem die Erlegung des Minotaurus, bei dieſem die Erbeutung des goldnen Vließes und die Beſiegung der es bewachenden Graunwunder, nicht ihr Werk war, ſondern Derer, die ihnen ihre Liebe ſchenkten. So löſ't ſich das treue freundſchaftliche Verhältniß Gunther's und Sigvrit's, weil Jenen der geheime Gedanke wurmt, nicht durch ſich ſelbſt, ſondern durch Sigvrit's Tapferkeit und Gewandheit ſein Weib erworben zu haben, und gern willigt er in des Läſtigen Tod. Solcher Parallelen erlauben die Mythen der alten Völker mancherlei.

Cornelius Tacitus.

Die kleinen Geister, die die Größe eines **Tacitus** in Worte kleiden wollten, sind noch nicht übereingekommen, wie sich die Eigenthümlichkeiten dieses Mannes classificiren lassen. Der Eine hat ihn zum Philosophen gemacht, und zum **Seneca** in die Schule geschickt. Andere machten aus seiner Liebe für die alten treuen Sitten eine pedantisch antiquarische Leidenschaft, die den Mann verzehrt habe. Die neuesten Gelehrten endlich setzen die Kunst der Form über die Redlichkeit des Inhaltes, sehen im Agricola nur ein Meisterstück der biographischen Kunst, in den Annalen und Historien eine ziemlich gelungene Probe, ob sich in die Geschichtsdarstellung nicht dramatische Elemente aufnehmen ließen. Man spricht auch wohl von Weltanschauung, Pragmatismus und Seelenmalerei, aber in einem Worte liegt

der Zauber des Tacitus'schen Griffels: Er liebt die Freiheit wie Keiner!

Man sagt, Tacitus stellte die Tugend über Alles. Ich entgegne: Man kann ein ehrlicher Mann sein, und wird darum noch nicht die Freiheit lieben; aber die uneigennützige Liebe der Freiheit ist auch immer die Liebe der Tugend. Der Despotismus gewährt nur den Lastern Schutz, weil er weiß, daß große Seelen ihre Sehnsucht nach der Freiheit in der Uebung der Tugend zu offenbaren pflegen. Tacitus verachtete seine Zeit, weil in ihr die Tugend nur mit Erlaubniß des Kaisers triumphiren durfte. Tacitus dachte nicht, daß die Laster der Römer sie unfähig zur Freiheit machten, sondern daß die Sklaverei sie verhinderte, ferner noch tugendhaft zu sein. Es gab der ausgezeichneten Männer noch viele, aber sie mußten entweder den Schauplatz selbst verlassen, oder den Schein der Mittelmäßigkeit

um sich verbreiten, wollten sie länger geduldet werden. Nicht so sehr eine schlechte, als eine unglückliche Zeit! Weil man nicht wußte, wie man große Thaten begehen sollte, so tödtete man sich, um durch den Muth eines freiwilligen Todes zu zeigen, was man hätte thun können. Noch vergoß man Thränen um einen geliebten Vater oder Gatten, den der Tyrann hatte tödten lassen, aber diese Empfindungen waren bald ein Verbrechen, die die Anklage auf Mitschuld und dieselbe Strafe nach sich zogen. Verrath und Hinterlist umspann die unschuldigsten Aeußerungen und Bewegungen; alle Wände lauschten, von seinen Feinden wurde man verdächtig gemacht, und wer keinen Feind hatte, den verrieth sein Freund. Daran erkennt man die schlechten Menschen, aber die noch schlechteren Umstände, unter denen sie handeln mußten.

Man sagt, die Freiheitsliebe des Tacitus war nur

ſeinem Römerſinne untergeordnet, er war Römer in ſeinen Tugenden und in ſeinen Vorurtheilen. Warum? Weil Tacitus die Siege eines Agricola preiſt? Weil er an den Fortſchritten, die die Waffen des Germanikus machen, ſo freudigen Antheil nimmt? Weil er, wenn er von den Thaten des Corbulo ſpricht, ſich des Ausdrucks bedient: unſer Ruhm, unſre Siege? Ach, es iſt wahr, wie ſehr wir die Tyrannen haſſen und unſern Mitbürgern fluchen, wenn ſie ſich einem unerträglichen Joche bereitwillig beugen, ſo erwacht doch wieder die alte Liebe, wenn ſie mit unſern Brüdern in's Feld ziehen, wir vergeben ihnen und folgen theilnehmend ihren Kriegen, machen ihre Sache zu der unſern, und ſprechen dann von unſerm Ruhm, unſern Waffen, unſern Siegen! Darin beſteht die Größe der wahren Freiheitsliebe, daß ſie ſich niemals grauſamen Empfindungen, ſelbſt gegen ihre Feinde nicht, überlaſſen wird.

Tacitus war nur Römer, so lange er die Freiheit über Alles setzen durfte. Er sehnte sich nach den alten Zeiten, weil sie auf dem Forum ein freies Volk versammelt gesehen hatten, er liebte die alten Sitten, weil sie Männer schmückten, die nur gerechten und freien Gesetzen unterthan waren.

Es ist ein alter Vorwurf, der die Volksfreunde schon oft getroffen hat, daß sie im Glauben an die Götter indifferent wären. Man erstaunt, auch bei Tacitus so viel Gleichgültigkeit gegen die Religion zu finden und hat sich daher beeilt, ihn zum Philosophen zu machen. Dieser Umstand erklärt sich aber anders. Die Freiheit führt schon seit dem Anfange alles Irdischen mit dem Himmel eine Art von Prozeß. Wir müssen die Schläge des Despotismus ertragen und dabei so oft hören, daß sich unsere Peiniger auf dieselbe Autorität berufen, die uns als lezter Trost noch übrig blieb. Noch nie ist das Schicksal der Freiheit

günſtig geweſen, während die Despotie ſich am lieblichſten Sonnenſcheine wärmen durfte. Daher dieſer ſonderbare Groll gegen einen Thron, der uns von Kindesbeinen an immer ſo monarchiſch, ſo wenig konſtitutionell geſchildert worden iſt. **Tacitus** würde am Tage der Freiheit ſo gut den Olymp geſäubert haben, wie es ſpäter die Ueberſchwänglichen mit dem nüchternen, von den Bourbonen ſo oft citirten blauen Himmel der Chriſten thaten. Allerdings hätt' er darauf einen 20. Prairial gefeiert, denn er läugnete die Götter nicht, ſondern haßte ſie nur: er würde die beſſern unter ihnen wieder zu Herren der Altäre und Tempel gemacht haben. Aber **Tacitus** wußte, daß die Götter in Rom nur durch Dekrete des freien Volks zur Verehrung zugelaſſen waren, es ſchien ihm daher undankbar, daß ſie dies Volk im Unglück verließen und die Tyrannei in ihren Schutz nahmen. In einer ſo ſchlechten Zeit, wo die höchſte

und schwierigste Kunst die Schmeichelei war, mußt' er glauben, daß selbst die Götter schmeicheln gelernt hätten.

Warum man nur den Tacitus auf unsern Schulen liest? Für die Schönheiten seines Styls sind die Schüler noch nicht empfänglich, und seine Gedanken werden ihnen niemals einleuchten, weil sie die Lehrer selbst so selten verstehen. Nur in einem spätern Alter, wo die Vergleichungen mit unserer Zeit, in der sich nur das Alte wiederholt, dem Erfahrnen schon vertrauter sind, sollte man sich mit diesem unsterblichen Schriftsteller bekannt machen. Freilich ist es nicht Trost und Erquickung, was er uns geben kann, aber mit großartigen Empfindungen wird er unser Herz erfüllen, er wird uns mit Muth und Ausdauer für die Kämpfe der Gegenwart stählen, wir werden Vieles bei ihm lernen, was uns an unsern Zeitgenossen immer dunkel geschienen ist. In dieser Hinsicht ist Tacitus noch wenig benutzt worden.

Will man dafür ein Muster haben, so lese man die unübertreffliche Skizze, die Camille Desmoulins in seinem alten Franziskaner von den Zeiten des Tacitus, als Spiegel für seine eigene entworfen hat. Man findet sie bei Mignet im achten Kapitel seiner Revolutionsgeschichte.

Man pflegt die Zeit des 15. und 16. Jahrhunderts die Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften zu nennen; doch gingen ihnen schon mancherlei Bestrebungen voran, wodurch jene Regeneration den Charakter eines Wunders verliert. Ich glaube, daß sogar die berüchtigte Scholastik den menschlichen Geist in seinen Fortschritten gefördert hat.

Bekanntlich trennten sich die Scholastiker in Realisten und Nominalisten. Die Realisten sprachen den sinnlichen, unserer Anschauung zunächst gelegenen Dingen das wahre

Sein ab, und schrieben es nur den allgemeinen Begriffen, den Universalien zu. Die Nominalisten standen dem Aristoteles näher, weil sie der Erfahrung ein größeres Recht einräumten. Die Realisten würden wir heute Idealisten nennen, weil sie in platonischen Ansichten wurzelten. Ihren Gegnern sind die individuellen Einzelnheiten wahr und wirklich, die sogenannten Universalien aber nur leere Abstraktionen, die allein eine Beziehung auf die Thätigkeit des Verstandes, keine auf die wirkliche Realität haben.

Der Mysticismus äußerte sich in früheren Zeiten mehr mit seiner spekulativen Ausbildung, in späteren mit praktischer. Namentlich standen in Deutschland und Holland Männer auf, die jene mit so vieler Erbitterung behandelten scholastischen Streitfragen verwarfen, und auf ein lebendigeres, das innere und äußere Leben erfassendes Christenthum drangen. In den Niederlanden zeichnete sich in dieser

Hinsicht **Gerhard de Groote** aus, der Gründer einer besondern Brüderschaft, die sich dem Unterrichte der Jugend weihte. **Thomas a Kempis** schrieb ein geschmackvolles, den Geist des reinsten Christenthums athmendes ascetisches Buch, und bildete so geschickt einige fähigere Köpfe, daß diese späterhin viel zur Belebung des wissenschaftlichen Geistes in Deutschland beitragen konnten.

Die neue wissenschaftliche Richtung nahm in Italien ihren Anfang. Die Namen eines **Petrarca** und **Boccaccio** glänzen in diesem Zusammenhange eben so sehr als unter den Dichtern in italienischer Zunge. Fürsten und Staatsmänner hielten es für die schönste Zierde ihrer Wirksamkeit, das wieder erweckte Studium der klassischen Literatur zu befördern. Gelehrte oft sehr angesehene Griechen brachten nach der Einnahme Konstantinopels nicht nur eine große Anzahl bisher vermißter oder nur in wenigen Exemplaren

vorhandener griechiſcher Schriftſteller mit, ſondern auch die ſchon ganz untergegangene Kenntniß der griechiſchen Sprache ſelbſt. Auch Deutſchland koſtete die Früchte dieſes neuen regſamen Eifers. Man war gewohnt, ſeine Studien auf italieniſchen Univerſitäten zu vollenden, und italieniſche Lehrer kamen ſelbſt auf deutſche Univerſitäten, wo ſie als Docenten der Poeſie und Beredtſamkeit die humaniſtiſchen Studien beförderten.

Hiedurch geſchah es, daß die Philoſophie nicht mehr ein Streit war zwiſchen Plato und Ariſtoteles; ſondern Plato kämpfte gegen Plato, Ariſtoteles gegen Ariſtoteles; nämlich der wahre gegen den falſchen. Nur aus ſehr trügeriſchen Quellen hatte das Mittelalter die Schriften dieſer Weiſen gekannt. In der griechiſchen Urſprache wurden ſie nicht geleſen, und die lateiniſchen Ueberſetzungen kamen nicht einmal unmittelbar aus dem Griechiſchen

ſondern aus dem Arabiſchen; ja Vieles hielt man für Platoniſch und Ariſtoteliſch, was offenbar Machwerk einer ſpätern Zeit war. Selbſt der Gegenſatz **Plato's** und des **Ariſtoteles** war nicht vollkommen erkannt worden; man war allgemein überzeugt, daß die ſpätern Neuplatoniker nicht nur die ächten Schüler des Meiſters, ſondern auch die wahren Verſöhner jener beiden Philoſophen wären. Allein jetzt lernte man den Grundtext nach eigener Anſicht kennen, und Nichts kann verſchiedener ſein, als die Platoniſche Philoſophie der frühern Zeit, und wie ſie nun bei **Petrarka, Ficinus** und dem Grafen **Pico von Mirandola** erſchien. Auf dieſem Wege kam auch in Deutſchland **Nikolaus von Cuſa** zu einem Syſtem, das an Originalität alles Frühere übertrifft, und vorzüglich merkwürdig iſt durch die Annäherung an neuere und neueſte Philoſopheme unſerer Zeit.

Zulezt entschied die Erfindung der Buchdruckerkunst, durch die nicht nur in den Verkehr der Gelehrten die größte Lebhaftigkeit kam, sondern auch die schnelle Verbreitung der damals so kühn auftauchenden Ansichten allein möglich wurde.

Für Deutschland ist der gekrönte Dichter **Conrad Celtes** der vorzüglichste Repräsentant jener ersten begeisterten Periode, als die durstenden Seelen aus den Brüsten des Alterthums ihre klassische Milch und Nahrung sogen. **Celtes** übertrug seine neue Bildung noch nicht, wie **Reuchlin, Erasmus** und Andere, auf die Behandlung bestimmter Disciplinen; sondern das Alterthum ist bei ihm Selbstzweck, und er selbst ein unmittelbarer Nachfolger des **Alcäus** und **Horaz**. Wenigstens gab er sich dafür aus.

Reuchlin brach für jene Studien eine freie Bahn, welche späterhin die Reformatoren zur Begründung ihrer

Lehrmeinungen beſtändig rege erhalten mußten. Er war der Lafayette der Reformation. Sein Name wirkte wie Zauberſchlag auf ſeine Zeitgenoſſen, und die Sache des Lichts und der Wahrheit war auch immer die ſeinige. Für ihn kämpfend, kämpften ſeine Anhänger gegen die Anmaßung der Orden, gegen die Verketzerungen gallichter Theologen. Durch Reuchlin wird hauptſächlich Das repräſentirt, was in der Theologie die Freiheit der Wiſſenſchaft iſt.

Erasmus aber gehörte zu jenen Beklagenswerthen, die in der Abſicht, ſelbſt zu täuſchen, immer betrogen werden. Weil er Jedermanns Freund ſein wollte, traute ihm Niemand; ja weil er in der Verſtellung nur lebte, konnte er nicht einmal gegen ſich ſelbſt aufrichtig ſein. Man hat ſich gewohnt, ſich ihn immer ſchlau lächelnd zu denken; man hat das Erasmus'ſche Lächeln zum Sprichwort gemacht. Aber Erasmus lächelte den Männern von Witten-

berg nicht zu, sondern er erschrack vor ihnen. Er erschrack, daß man sich entschloß, an eine Sache nicht mehr zu glauben, wo er schon längst es für anstößig gehalten hätte, daß man daran glaubte. Er begriff nicht, wie man von der Opposition gegen den Pabst und die Hierarchie solchen Aufhebens machen konnte. Er erschrack um so mehr, weil er sah, daß **Luther** eine Gränze hatte, und daß er doch noch an einige Dinge glaubte, welche **Erasmus** mit dem Papste und der Hierarchie in eine Kategorie stellte. Aehnliche Erscheinungen erleben wir noch immer. Wenn man die Wahrheit nicht im ganzen Umfange besitzen kann, so zieht man es vor, einstweilen lieber bei der Lüge zu bleiben.

Die Darstellung der deutschen Poesie des Mittelalters war bisher nur ein rohes Aggregat einzelner Notizen. Das Höchste, was die altdeutsche Philologie erreichte, und was

sie als eine Schematisirung ihrer Stoffe benutzte, war eine Analogie der griechischen Literaturgeschichte. Wie nämlich die Griechen an die Verschiedenheit ihrer Völkerstämme auch die Entwickelung der verschiedenen Dichtungsarten, an die Jonier das Epos, an die Aeoler und Dorer die Lyra anschlossen, so wollte man auch an die deutschen Dialekte die besondere Ausbildung einzelner poetischer Gattungen anknüpfen und daraus ein durchgreifendes Theilungsprinzip entwickeln. Allein wenn auch die Sprache als Organ der Darstellung für die Eigenthümlichkeit der Poesie immer sehr entscheidend gewesen ist, so hat doch die deutsche mittelalterliche Dichtkunst kein rechtes subjectives Interesse. Ihre Geschichte kann weniger von vortrefflichen Dichtern erzählen als von vortrefflichen Stoffen. Die Zeit dichtete gleichsam den Dichtern vor; aus ihrer Riesenharfe fingen sie für ihre, aufrichtig gesagt, sehr schwachen Leiern den klingenden Ton

auf. Die Sprache ist also für die deutsche Literatur-Entwicklung so unwesentlich, daß man nicht nur den dunkelsten, verworrensten Dichter, **Wolfram von Eschenbach**, wenn nämlich der Titurel von ihm herrührt, dennoch den Repräsentanten der deutschen Dichtkunst im Mittelalter nennen darf, sondern auch manches lateinische Sprachdenkmal zur Erklärung jener Poesie benutzen muß.

Ueber diese Ansicht, welche zum großen Theil auch die **Lachmann's** ist, gingen in der neueren Zeit **Rosenkranz** und **Gervinus** hinaus, der Lezte unabhängiger als der Erste. **Rosenkranz** verarbeitete jene Geschichtsansicht, welche in jeder Lage einen eigenthümlichen und nothwendigen Culturzustand sieht, und die Würde des Geschlechts nicht allein auf den Gipfeln der Bildung, sondern auch in den Anfängen, und in jeder Stufe findet, die zum Höhepunkt führt. Man kann mit vieler Achtung von diesen

Prinzipien ſprechen, ohne darum ihre Conſequenzen zu billigen. Das ängſtliche Beſtreben Roſenkranz's um philoſophiſche Begründung führt den talentvollen Mann auf zwei ſehr ungünſtige Ausgänge. Theils hat ſich bei ihm der Scharfſinn mit der Wahrheit nicht ganz vermählt, theils übertreibt der Verfaſſer den Werth ſeines Gegenſtandes, und ſezt ihn dadurch unwillkürlich herab. Wenn er an die Unſchuld der einfachſten Dinge mit ſeiner philoſophiſchen Manier in Prozeſſion heranwallfahrtet, ſo ironiſirt er nur ſeinen Gegenſtand, den man unwillkürlich belachen muß. Er führt ſeine Leſer mit einem grotesken Pathos an Oerter, wo er Schäze zu heben verſpricht, und wo ſich nur der flachſte Sand findet. Die Poeſie des deutſchen Mittelalters iſt von Hauſe aus des großen Aufhebens nicht werth, und ſinkt, auf eine ſo preziöſe Art behandelt, vollends im Werthe.

In der Einleitung seiner Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter unterscheidet Rosenkranz drei Kunstformen: Symbolik, Plastik, Romantik. Die letzte kommt dem Mittelalter zu. In dieser ganzen Entwicklung herrscht durchweg eine Verwirrung Dessen, was in der Mythe, und Dessen, was in der Kunst höher steht. Der Verfasser setzt die Plastik höher als die Symbolik, und mit Recht, wenn es der Kunst gilt; aber er stellt auch den religiösen Inhalt höher, und daran hat er Unrecht. Der indische Mythus mit seinen tollen Extravaganzen steht dem ursprünglichen Gottesbewußtsein näher, als der griechische, wo die Idee der Gottheit schon bis zum Menschen versunken war, und im todten Marmorblock erstarb. Sind überhaupt Symbolik und Plastik coordinirte Begriffe? Bezeichnen sie mehr als einen graduellen Unterschied? —

Bei Rosenkranz ist das Mittelalter episch, und doch

nennt er den Streit der Kirche und des Reiches lyrisch. Dieser Streit ist ihm gerade das Mittelalter. Wie löst er diesen Widerspruch? Genug, er bleibt bei dem Satze, jene Aera sei ein Epos gewesen und ihre Poesie gleichfalls; Epos, Lyrik und Didaktik müssen sich aber nun ausscheiden lassen, wenn auch nur als Momente jenes epischen Charakters, der dem Ganzen eigen bleiben mag. Seine Ansicht ist diese: Zwar hat im Mittelalter auch die Lyrik ihre Blüten getrieben, aber nur solche, die aus dem Boden jener Zeit sprießen und in ihrer Sonne gedeihen konnten.

Aber wie? Wenn man unsre Zeit die dramatische nennt, finden sich in ihr nicht auch Elemente, die unser Drama bedingen? Ist unser Leben nicht an Gesetze gebunden, die auch für unsre Kunst verbindlich sind? Sind wir also dramatisch nur in so fern, als wir zugleich episch

sind? **Rosenkranz** schildert die epische Literatur auf eine vortreffliche Weise, aber ihm zu Folge gibt es nun keine schwäbischen Dichter mehr, es gibt keinen **Walther von der Vogelweide** mehr, keinen **Gottfried von Nifen**, keinen **von Singenberg**, **von Lichtenstein**, **von der Warte**, **von der Aue** mehr, keinen **Veldecken**, keinen **Nithardt**. Dafür nur Sänger der Geschlechtsliebe, des Frühlings, des Tanzes, der himmlischen Liebe, Sänger als „Kritiker des bestehenden Lebens," des weltlichen und geistlichen Zeitgeistes. **Rosenkranz** zerstört die Individualität der lyrischen Dichter, zieht aus jedem ihrer Gesänge das Thema aus, bringt die Resultate unter Rubriken, und das Wichtigere sind nun jene Abstraktionen, irdische, himmlische Liebe, Lust des Maien, der Tanz u. s. w. nicht mehr die Sänger, die diese besungen haben. Seine Behauptung, daß die Macht der Persönlichkeit bei diesen Dichtern nicht

mehr so hervorgebrochen ist, wie bei den heutigen, ist nur zum Theil wahr; denn **Walther, Ulrich von Lichtenstein**, fürstliche Sänger, die Sänger auf der Wartburg haben zwar in verwandten Tönen gedichtet, aber jeder nach seiner eignen persönlichen Empfindung und nicht ohne Rücksicht auf die Schicksale und Bedürfnisse ihres Lebens. Sie alle haben erst gelebt und dann gesungen. Und es wäre eine mörderische Ansicht des Mittelalters, wenn man seine Objectivität so weit ausdehnen wollte, daß die in ihm lebenden Personen nur Das gethan und gelebt hätten, was an jedem Stein, an jeder Pflanze ein eingeschriebenes Gesetz ihnen befohlen hätte.

In einer speziellen Schrift behandelte **Rosenkranz** früher schon das Heldenbuch und die Niebelungen.

Er entwickelte darin die Sage aus dem Volksgeiste und zeigte, wie diesen die besondere Geschichte des Volkes

modifizire, und der Volksgeist wieder die Sage; darnach ordnete er die Gedichte des Heldenbuches.

Die Völkerwanderung, das Drängen der Völker um den Rhein, Attila, der aufgeschlossene Orient sind für die besondere Gestaltung der deutschen Sage entscheidende Momente. Sigfrit ist auch Sigenot, Dietrich ist auch Hug- und Wolfdietrich, nur durch andere Einflüsse anders bestimmt.

Zuletzt geht die volksmäßige Sage, je mehr sie der kirchlichen sich nähert, in eine andere Form, die romantische über.

Die Niebelungen bezeichnen die Verbindungen des Sigfrit'schen und Dietrich'schen Sagenkreises. Wer ist der Verfasser der Niebelungen? Lachmann wurde der F. A. Wolf dieser Frage. Er lenkte sie von dem Verfasser der Niebelungen auf die Entstehung der Form ab.

ſpricht von zerſtreuten Rhapſodien, deren Vereinigung das Werk eines ſpäteren Diaskeuaſten geweſen wäre. Den mythiſchen Inhalt des Gedichtes betreffend, ſo gibt es zwei Anſichten, nach welchen entweder das Gedicht hiſtoriſch verſtanden, und die Burgundiſche Geſchichte zur Erklärung herbeigezogen wird, oder theologiſch und typiſch, wornach Sigfrit gleich Baldur, Dietrich gleich Thor u. ſ. w. wären. Lachmann ſchlägt einen Mittelweg zwiſchen Beiden ein. Sigfrit iſt ein Heros, die Niebelungen ſind Dämonen, desgleichen Hagen und Günther, Brunhild aber eine Valküre.

Durch dieſe Hypotheſe wird freilich manche dunkle Stelle der Niebelungennoth erklärt, aber wie kann man zwiſchen Sage und Mythe einen ſo genauen Unterſchied feſtſtellen! Die Götter als ci-devant lebende Menſchen zu faſſen, mag die unzuläſſige Annahme des Euhemerismus

sein, aber daß die Heroen ursprünglich von der Erde zum Himmel gestiegen sind, wird schon dadurch bewiesen, daß sie von dort nicht wieder herabkommen.

Ein zweites Hauptwerk des Mittelalters ist der Titurel, ein Gedicht, über welches die verschiedenartigsten Urtheile ausgesprochen werden. **Lachmann** nennt es albern, **Gervinus** horribel, nur **Rosenkranz** hält dafür, daß der jetzige Titurel ein unwesentlich verändertes Produkt **Wolfram's von Eschenbach** wäre, das Produkt eines Dichters, der gleich **Dante** einen Dom des Mittelalters aufgebaut hätte. In diesem Titurel findet **Rosenkranz** die Ansicht jener Zeit vollständig ausgesprochen, den tiefgefühltesten und ohne Versöhnung gelassenen Gegensatz von Kirche und Staat.

So viel steht fest, daß der kursirende Titurel eines Dichters, wie **Eschenbach** gänzlich unwürdig ist; Wenige

sind in dem Fall, daß sie ihn gelesen haben. In den fleiſsigen frommen Tagen der Restauration habe ich sogar die Heidelberger Handschrift abgeschrieben, und mich selbst von der Nüchternheit und unausstehlichen Breite dieses Titurel überzeugt.

Was soll man aber sagen; es existiren ungefähr hundert und siebzig Strophen eines Titurel, die so schön sind, daß sie in der That von **Wolfram von Eschenbach** herrühren könnten. Der Verfasser des schlechten Titurel gibt sich für **Eschenbach** aus, daraus schloß man, daß **Eschenbach** wirklich einen Titurel, aber einen unendlich ausgezeichneteren gedichtet habe. War dieser Schluß nicht vielleicht übereilt? Die Frage ist noch immer nicht entschieden worden.

Philosophie.

Auf diesem Felde hat die Heftigkeit der wissenschaftlichen Polemik nachgelassen, doch arrondirten sich die verschiedenen Systeme in mancherlei positive Zustände, welche in den Bereich des Staates und der Kirche gehörten. Unfähig, den ebenbürtigen wissenschaftlichen Kampf auszuhalten, kämpften manche dieser Doktrinen plötzlich mit jenen unerreichbaren Waffen, welche sie einer bedeutenden Stellung im Staate

und sonstigen Bevorzugungen verdanken. Was früher nur im Gebiete der Wissenschaft als entgegengesetztes Prinzip galt, das charakterisiren diese Herren jezt als falsche Lehren. Kann es einen böswilligeren Ausdruck geben? Als falsche Lehre ist jede freie Aeußerung gleich verdächtigt und in die Kategorie jener Irrthümer gestellt, welche zu bekämpfen sich alle Staaten das Wort gegeben haben.

Wo die Prinzipien ausgingen, und nichts mehr zurückblieb als Hochmuth, Intoleranz, Haß und Gewissenlosigkeit, da konnte man bald darauf kommen, solche Mittel zu ergreifen. Alles, was gegen **Schelling** spricht, wird von ihm als ein Werk des Satans bezeichnet, und Wer sich erlaubt, an der Folgerichtigkeit der **Steffens**'schen Deduktionen zu zweifeln, wird ohne Weiteres in das revolutionäre Getriebe unserer Zeit hineinconstruirt. Falsche Meinung!

Als wenn sich nicht Jeder glücklich schätzen würde, die wahre zu haben!

Am edelsten entwickelte sich noch die **Hegel**'sche Philosophie, die, um sich nach dem Tode ihres Meisters halten zu können, auf wirkliches Talent angewiesen war. Sie ist am sprechendsten im wissenschaftlichen Verkehre verblieben, und hat sich mit rühriger Theilnahme nach mancherlei Seiten hingewandt, wo sie entweder Andere, oder auch nur sich selbst bereichern konnte.

Zwischen **Schelling** und **Hegel** schürt sich die polemische Debatte immer glühender an. Die **Hegel**'schen sind zaghaft, die **Schelling**'schen vornehm. Professor **Hinrichs** hat in den Berliner Jahrbüchern eine sentimentale Klage erhoben, daß der Freund vor'm Freunde, der Bruder vor'm Bruder nicht mehr sicher sei, und vergaß dabei im Schmerze die neuesten Behauptungen **Schellings** zu widerlegen. Wäre

das Leztere denn so unmöglich gewesen? **Schelling** übersah, daß **Hegel's** Philosophie kein System, sondern ein Akt ist, daß man ihre einzelnen Fundamentalsätze für Stationen auf dem Wege eines logisch-subjektiven Prozesses halten muß. Wenn **Schelling** das **Hegel**'sche Vor- und Rückschlagen der Ideen nicht begreifen kann, so findet ja **Hegel** in seiner Negation nur eine Elastizität, die gar nicht in den Dingen, sondern in der größern oder geringern, in der unendlichen Energie des beliebigen Denksubjektes liegt. Man nenne diese ewige Persönlichkeit des real-idealistischen Prozesses Abstraktion, oder Absorption, oder Annihilirung, oder Reduktion des unbestimmten, prädikatlosen, wie die Alten sagten, Seienden, oder, wie **Hegel** sagte, reinen Seins, so ist die Formel, daß alles Sein gleich Nichts sei, entweder eine große Thorheit, oder nichts als der belauschte Zustand des Denkenden, die einfache Beschreibung einer

reflektirenden Thätigkeit im Menschen, die psychologische Erklärung einer nur historischen Thatsache. Allein das Unglück der jungen **Hegel**'schen Schüler ist, daß sie nicht gewohnt sind, selbst zu denken. Von der Phrase über die Objektivität des Gedankens verführt, nehmen sie die Gedanken gleichsam als Etwas, das am Wege fix und fertig liegt, und vergessen es, die Wahrheit, wie ihr Meister es that, aus sich herauszuspinnen, und an ihre innere Befähigung zur Gedankenentwicklung zu appelliren.

Professor **Krug** glaubte ein Recht zu haben, sich in diesen Streit zu mischen. Einem schadenfrohen Kinde gleich, das Rübchen schabt, wenn seinem Gegner ein Unglück passirt, stellte er sich hin und pfiff und hezte, gleich als bissen sich zwei Hunde. **Krug** ist ein Mann von köstlicher Unabhängigkeitslust. Warum mußte aber diese unermüdliche Regsamkeit und protestantische Unverbesserlichkeit an einen

gar so trivialen und oberflächlichen Denker verschwendet sein. —

Ernster war der Kampf zwischen **Bachmann** und **Rosenkranz**. Hier fielen so harte Ausdrücke, daß man wünschen mußte, ihr Echo wäre durch bessere Resultate des Kampfes gemildert worden; aber woher sollen diese kommen, wenn der Hochmuth den Einen sagen läßt, er halte seinen Gegner für einen Schüler, und den Andern, er halte seinen Gegner für einen Mann, von dem er Nichts lernen könne? **Bachmann** zeigt, daß es ihm Ernst um die Sache ist; doch wenn er wirklich seinen Gegner für so unbedeutend hielte, so würde er kein Buch gegen ihn geschrieben haben. **Rosenkranz** dagegen versteht es darin, daß er sich in Allgemeinheiten zurückzieht, und durch den recht dringenden Wahrheitseifer seines Gegners sich nicht veranlaßt fühlt, an seinem Erkenntnißbaume ein wenig stärker zu rütteln.

damit man auch etwas von reifen Früchten herabfallen sieht. Es ist durchaus für die Hegel'sche Philosophie ein immer lebhafter werdendes Bedürfniß, daß sich ihre Anhänger von dem Universalismus des Systems und seinen sonstigen Anwendungen zurückziehen, und die Wahrheit ihres Meisters mit dialektischer Originalität aus sich selbst herausconstruiren. **Rosenkranz** ist ein an Resultaten ungemein reicher Kopf, aber die wenigsten davon hat er selbst gefunden. **Bachmann** weiß nicht so viel, seine Gedanken haben keinen idealischen Nimbus, aber der Schweiß steht ihm auf der Stirn, es ist ihm heilig um die Sache zu thun.

Herbart hat durch seine Versetzung nach Göttingen ein günstigeres Terrain gewonnen; er gab vor Kurzem einen Umriß pädagogischer Vorlesungen heraus, die Folgendes aufregen: Das Erziehungsprinzip der Alten war formell, das unsere ist reell. Jene bezweckten die Kunst des Lebens,

wir bezwecken nur Thatsachen. Bei den Alten fing die Erziehung mit dem Staate an, und hörte mit den häuslichen Tugenden auf; wir erziehen aus dem Hause in den Staat hinaus. Sonst lag in den Sitten die Erziehung; jezt hängt das Sittliche ganz von der Erziehung ab, ja sogar das Moralischsittliche; denn ich glaube, wenn man einmal auf den Grund des menschlichen Gemüthes steigt (und das thut alle heutige Pädagogik), so rüttelt man immer die schlummernde Erbsünde auf, die sich bei den Alten in großen Beschäftigungen und Entschlüssen von selbst verflüchtigen machte. Seit die geniale Erziehung der Alten verschwunden ist, kann man auch erst recht fühlen, daß der Mensch, dies reine, von Natur und Sitte losgerissene Abstraktum, von Natur schlecht ist. Ohne Prügel, ohne die Combination (ich sage nicht den Instinkt!) der Ehre, ohne ein ferneres eigennütziges Calkül wären aus der Mehrzahl unter uns

nur Diebe geworden. Ist dies nicht wahr, so muß man es wenigstens fürchten. Die Alten fürchteten, daß ihren Kindern das Gemeine könnte angeboren sein. Wir haben alle Ursache, dasselbe von den Verbrechen auch bei den unsern zu glauben.

Herbart mißbilligt vielleicht diese Parallele und die Hypothese von des Menschen ursprünglicher Erbärmlichkeit; doch kommt sein psychologischer, gewiß richtiger Grundsatz ganz darauf hinaus. Es ist erfreulich, in diesem zwar rhapsodischen, aber an Erfahrung nicht armen Büchlein das Prinzip der Strenge vorwalten zu sehen. Auch sind die Vorschriften **Herbart's** alle praktisch, und halten sich fern von jener illusorischen Schwärmerei, die nirgends mehr verderben kann, als in der Erziehung. Das, was sich im Kinde am frühsten entwickelt, ist der Widerstand, dies herrliche Unterpfand, daß der Knabe einmal künftig die Selbst-

ständigkeit seines Willens, oder das Mädchen die Selbstständigkeit ihrer Unschuld bewahren kann. Aber niemals wird zu befehlen verstehen, wer nicht gehorchen lernte. So glaub' ich, daß die Erziehung überaus restriktiv sein muß, und das ganz nach jener biblischen Maxime: Züchtige, was du lieb hast, da es noch jung ist!

Wie das Vielregieren, taugt auch das Vielerziehen nicht. Dem Zöglinge Alles zurecht machen, ihm jedes Hinderniß aus dem Wege räumen, immer nachdenken, was die beste Methode ist; das ist das beste Mittel, untergeordnete und verzärtelte Charaktere zu schaffen. Man sollte die Eigenschaft als Erzieher niemals trennen von Dem, was man sonst im Leben vorstellt, nie den Ton höher oder tiefer schrauben, wenn man zu dem Kinde redet. Das Saatkorn des Talents und des Charakters liegen in der jungen Seele vergraben, und beide schießen von selbst auf, wenn nur

eins dem Kinde gelaſſen wird, Raum, ſich ſelbſt zu bewegen. Laß deinen Zögling ſich akklimatiſiren an deine Natur mit allen ihren unverdeckten Eigenheiten! Das beſte Erziehungsmittel iſt nicht der pädagogiſche Grundſatz, ſondern der Beſitz der pädagogiſchen Natur. Die rauhe und ſpröde Natur iſt hier oft die beſte, wenigſtens iſt die die ſchlechteſte, die Jedem vorſchweben wird, wenn er an gewiſſe glattgeſcheitelte Lehrer denkt, namentlich der weiblichen Jugend, die immer naiv, immer kindlich, immer im Sinne der Oſtereier ſprechen, und nur damit enden, daß ſich ihre Zöglinge früh über ſie luſtig machen. Um eine pädagogiſche Ausdünſtung, möcht' ich faſt ſagen, eine pädagogiſche Phosphorescenz zu haben, ſind gerade oft die ſchroffſten Manieren, und iſt beſonders das Eine nöthig, daß man in ſeiner erwachſenen Sphäre bleibt, und es dem Kinde überläßt, an uns hinaufzuklettern. Wenigſtens werden auf dieſem Wege

geiſtreiche und charakterfeſte Kinder erzogen. Kinder ſollten in einer Familie gar nicht beachtet, ſondern immer als ein etwas läſtiges Möbel hier- und dahin gedrängt werden; man ſoll ſie nach dem ungerechten Maßſtabe, den man an Erwachſene legt, beurtheilen, kurz ſo verfahren, wie ungebildete und arme Leute von ſelbſt thun; dann kann man gewiß ſein, daß man an Buben und Mädchen Freude erlebt; denn ſie werden genial ſein, wie es bei den Armen immer der Fall iſt, wenn man deren Kinder nur in einer gewiſſen Periode abfinge und, einer weiteren Ausbildung anheim gäbe.

Meine rigoriſtiſche Theorie führ' ich auch in der Schule durch. Das Geſchwätz von Veredlung der Sitten durch das klaſſiſche Alterthum! Die unnütze Polemik des Realismus gegen die humaniſtiſchen Studien! Ich denke mit **Leſſing**, daß alle Bildung der Jugend formell ſein ſoll.

Was dem Zögling eingeprägt wird, ist doch Etwas, was er später entweder von selbst verlernt oder verlernen muß, weil es falsch ist. Das aber, was bleibt, ist die gespannte Muskelkraft des Geistes, logisch-formelle Enterhaken, die Alles, was ihnen unterkömmt, scharf anpacken, Assiduität und Gedächtniß. Deßhalb scheint mir das kritisch-grammatisch-philologische Studium der Alten in der ganzen Pedanterei, welche die Jugend ja nicht merkt, besonders wichtig, weil es dem Geiste mehr nüzt, als der realistische Brei von Länder- und-Völkerkunde, mehr als **Pestalozzische** Verstandesübungen, mehr als die Eleganz neuerer Schulmänner, die gern **A. W. v. Schlegel** und „die tiefe Bedeutung des Alterthums" im Munde haben. An der knöchernen lateinischen Grammatik beißt man sich die ersten Zähne des scharfsinnigen Urtheils aus. Der Brei des Gehirns rinnt zu Gedankenflocken zusammen, die Philosophie

baut sich schon einige unsichtbare Stufen, das kann selbst die Mathematik so nicht erreichen, wie das Traktiren der alten Autoren. Die Mathematik ist leerer Formalismus, es ist das Uebereinanderklappen dummer Telegraphenlettern. Mathematik hat nichts, als die Form selbst zu ihrem Inhalt, es ist ein künstliches Gebäude, das für sich besteht, und gar keine freie Anwendung leidet. Findet man nicht immer, daß die scharfsinnigen Mathematiker im Leben vor lauter Zerstreuung und unlogischen Combinationen sich lächerlich machen? Mathematiker, die in einem Conzert die Musik überhören, während sie oben an der Decke des Saales die Kreise des Simses ausmessen? Den wahrhaft energischen Formalismus, das Bett künftiger Gedanken, verdankt die Jugend den Alten und unsern alten Orbilen, die uns einst so vielen Kummer und Spaß verursacht haben. In diesem Sinne hatte **Heinrich Laube** Recht,

wenn er irgendwo von mir drucken ließ, daß ich für die griechischen Partikeln schwärme.

Aber wenn man von Erziehung spricht, kann man das Aufhören nicht finden!

Theologie.

Fünfzehn Jahre hindurch ſtritt man über das Verhältniß der Vernunft zur Offenbarung, des Rationalismus und Supernaturalismus. Die Zeit von 1813 an war ernſt; man ſuchte in religiöſer Geſinnung Troſt und Erhebung, und wer nicht an der Praxis des politiſchen Lebens zum Kämpfer wurde, ward es durch den Streit der theologiſchen Theorien.

Die Sache ſelbſt war nicht neu; man mußte auf den

alten Streit des aufgeklärten Deismus mit der Orthodoxie zurückkommen, und man kann wohl sagen, daß damals die Wahrheit besser entschieden war, als sie es jezt wurde. Die Gegensätze des Wissens und Glaubens schienen zu verschwinden. Man war daran, nicht mehr die Consequenzen der beiden Seiten für sich zu ziehen, gegen einander zu halten, oder wie man wohl jezt will, sie zu versöhnen, sondern einen ersten Grund für Beide aufzuweisen, und sie in ihren Ursprüngen auf die gleiche Quelle zurückzuführen. Dies war damals das Werk der Philosophie.

Ich behaupte sogar, daß die deistische Aufklärung einen sehr großen Vorzug vor dem Rationalismus hatte. Denn jener war wenigstens aufrichtig; frei und unabhängig hatte er seiner Beziehung zum Christenthume längst entsagt, und bei der Annahme gewisser moralischen Lehren allein das praktische Bedürfniß zur Norm genommen. Der Rationalismus

dagegen kommt nie zu einem Resultate, er bleibt immer in der Mitte mit einem Obgleich — Sodoch stehen, und ist kaum etwas Anderes, als eine kritische Funktion, welche die Ansichten des Deismus biblisch und symbolisch ausdrücken will. Die Deisten hatten keinen Cultus, die Rationalisten sind Priester.

Die Rationalisten sagen, daß sie von **Kant** herstammen. Das ist unrichtig. **Kant** durfte auch zur Grundlage des Supernaturalismus gemacht werden. **Steudlin** z. B. ist Kantisch-supernatural. Als diese Stütze wankte, lehnte sich der Rationalismus an **Luther** an, aber auch diesen nahmen die Supernaturalisten in Anspruch. Endlich wandte man sich an die Bibel, allein die Andern folgten immer nach. Man kann aus der Bibel die Vernunft und den Glauben, das göttliche Recht und die Republik zu gleicher Zeit nachweisen.

Seitdem hört man nur von einem biblischen Rationalismus, von einer historischen, kritischen, notiologischen, wie Paulus halb lateinisch, halb griechisch sich ausdrückt, Interpretation der Bibel nach den Grundsätzen der Vernunft, des Lexikons und der Grammatik; von einem biblischen Supernaturalismus, der die Bibel für eingegeben hält, entweder mittelbar oder unmittelbar, je nachdem Einer mehr oder weniger glauben zu können sich zutraut. Jedermann wollte nur Das annehmen, was in der Bibel stand, und Jedermann fand, was er finden wollte.

Die Rationalisten trugen einen entsetzlichen Erklärungsapparat zusammen. Auf der einen Seite Ernesti, und die Verdienste der Philologen um die klassische profane Literatur; auf der andern die Orientalisten, der morgenländische Sprachgebrauch, die Allegorie, der Talmud, und die Weisheit von Alexandria. Man wies nach, welche einfache

Anschauung die Juden unter einem Sohne Gottes hatten, wie in der Bibel nichts von Gott als Sohn stünde, wie die Kirchenlehrer so geneigt wären, die heidnischen Begriffe von körperlichen Erscheinungen Gottes, von einem durch seinen Opfertod zum Gott werdenden, und doch durch seine Geburt schon Gott seienden Herkules auf Christus zu übertragen. Die Kenntniß der indischen Mythe öffnete neue Quellen zur Widerlegung des Dogma's, als eines unbiblischen und unchristlichen. Es sei nur die Gewöhnung einer spätern Zeit, den Opfertod Christi als Versöhnung, als Sühne fremder Schuld zu nehmen; wenn Christus ein Versöhnungslamm genannt werde, so müsse die Kenntniß der jüdischen Archäologie lehren, daß hier nicht von einem Opfer zur Tilgung aller Schuld, sondern von einem Erinnerungsmahle an die ägyptische Sklaverei die Rede sei.

Jede entdeckte Blöße ist hier aber mehr, als ein kritisches

Verſehen, ein philologiſcher Fehler; ſie iſt zugleich eine Erſchütterung des dogmatiſchen Syſtems der Gegenpartei. Je öfter ſie wiederkehrt, deſto mehr nimmt die Verlegenheit, ſich ausſöhnen zu können, zu. Die Supernaturaliſten hätten nun zwei Wege, ſich ihrer ungelegenen kritiſchen Gegner zu entledigen, gehabt, aber Eitelkeit und Beſorgniß verhindert ſie, ſie zu betreten. Sie wollen nicht ununterrichteter ſcheinen, als die Andern, und manches aufgefundene Verſehen derſelben ſpiegelt ihnen die Wahrſcheinlichkeit eines Syſtems vor, das auf dieſelben hiſtoriſchen Grundlagen angelegt auch ihr dogmatiſches Gewiſſen befriedigen könnte; ſtatt daß ſie beſſer thäten, ihre Bibelverehrung, das kritiſche Geſetz von der Analogie des Glaubens, die ſymboliſchen Bücher in unvermiſchter Reinheit zu erhalten. Denn, was freilich höher und der Wahrheit näher ſtünde, wagen ſie niemals, jene kritiſchen aus den Religionsbegriffen, die den

Anfängen des Chriſtenthums gleichzeitig gelten, hergeleiteten Einwürfe der Verklärung der chriſtlichen Lehre dienſtbar zu machen. Man hat ſich gewöhnt, eine ſolche Verbindung chriſtlicher und orientaliſcher Anſichten bald myſtiſch zu nennen, bald päpſtelnd. Die Folge dieſes geringen Muthes iſt Stillſtand und Rückfall in die alte Verſchiedenheit der Prinzipien.

Ein zweiter aus innerem Bedürfniß hervorgegangener Verſuch, einen Annäherungspunkt zu finden, lag im Gefühl des chriſtlichen Lebens, im praktiſchen Intereſſe der Seelſorge. Die Rationaliſten traten auf der Kanzel, die Supernaturaliſten auf dem Lehrſtuhl ihren Gegnern näher. Jenen konnte die immer wiederkehrende Erzeugung des Chriſtenthums in jedem einzelnen Gemüthe nicht ohne eine Art unmittelbarer Offenbarung möglich werden; dieſe durften einer ſolchen Erſcheinung ihre Anerkennung nicht verſagen, und

ſie thaten es um ſo bereitwilliger, je mehr ſie ſich gewöhnt haben, das Chriſtliche unter jeder Geſtalt zu verehren, und die frommen Zuſtände als Erſatz der Lehreinheit zu nehmen. Jener ſupernaturale Rationalismus hält die vernunftgemäße hiſtoriſche Forſchung für die Konturzeichnung der chriſtlichen Idee, den Glauben an die Gemüthsoffenbarung für ihr Kolorit. Das Eine gebe dem Leben ſein Licht, das Andre ſeine Wärme. Der rationale Supernaturalismus dagegen flieht gern aus der Gegenwart in die frühere Geſchichte des chriſtlichen Glaubens, läßt ſelbſt dem ſpäteſten Katholicismus die Früchte ſeines Glaubenseifers, ſeiner übertriebenen Andacht, und verhält ſich gegen ſeine Zeitgenoſſen nachgiebig, duldſam. Ich möchte doch behaupten, daß die Neander'ſche Schule zum rationalen Supernaturalismus gehört.

Der entſchiedenſte deutſche Rationaliſt iſt Paulus in Heidelberg. Ausgeſtattet mit einer reichen Fülle orientaliſcher

Gelehrsamkeit, gründlicher Kenner des alten Testaments, glücklicher Forscher in den ersten historischen Entwickelungen der christlichen Kirche, hat er sein ganzes Leben dem richtigen Verstande der Bibel und dem Kampfe gegen die theologischen Illusionen gewidmet. Sein größeres Verdienst für die Theologie besteht darin, daß er von den Begriffen: Glauben, Gerechtigkeit, Gnade u. s. f. den traditionellen Glorienschein hinwegnahm. Diese stereotypischen Ausdrücke für christliche Wahrheiten waren zu Formeln geworden, mit denen in der Geschichte der christlichen Kirche die Phantasie ihr Spiel zu treiben pflegt. Die meisten mystischen und alle orthodoxen Systeme ruhen auf diesen Grundlagen, ohne daß sie die Bibel schon in jener Bedeutung nachweisen kann, die ihnen später verliehen wurde. Hier nun erfand **Paulus** jene Uebersetzungen, wo die Pistis Ueberzeugungstreue, die Gnosis Denkgläubigkeit, und die Gerechtigkeit

Geistesrechtschaffenheit wurde. Man kann sagen, daß hier das Tiefe ein wenig verallgemeinert ist; aber Paulus ist ein Mann, der die Lüge der Theologie haßt, und nichts desto weniger mit glühendem Eifer für die Religion seiner Ueberzeugung schwärmt. Es ist überhaupt eine der schönsten Seiten des Deismus, daß er sich in seine kahlen und inhaltlosen Begriffe mit heiliger Andacht versenkt, und durch strenge konsequente Tugendübung in der That noch immer die Orthodoxie übertroffen hat.

Wir müssen noch einmal auf Kant zurückkommen, den wir eben so sehr zum Prinzip des Rationalismus, wie Supernaturalismus erhoben sehen. Kant ist in der That der Vater der neuen Mystik. Dieser Satz scheint paradox und überrascht, aber er ist wahr. Kant's Untersuchungen endeten mit dem bekannten Ding an sich. Jakobi hat es

sehr passend eine Pensionirung der Dinge in Gnaden, einen ehrenvollen Ruhestand genannt, oder doch seinen eigentlichen Ausdruck, es wär' ein Otium cum dignitate so verstanden. So wie überhaupt der Rationalismus und Supernaturalismus nur ein Streit über Ende und Anfang eines Cirkels ist, da die Einen da anfangen, wo die Andern aufhören, und Jeder an den Anfangsort des Andern zurückkehrt, eben so hörte **Kant** mit dem geheimnißvollsten aller Wesen, dem Ding an sich, dem Wesen selbst auf, und öffnete so allen forschenden und fühlenden Seelen eine Nacht, die sie mit ihren dunkeln Eingebungen durchtappen mögen.

Fichte's Einwirkungen außerhalb der philosophischen Schule sind mehr mit dem öffentlichen politischen Leben der Deutschen im Zusammenhang, als mit dem religiösen. Seine erste Schrift, die Kritik aller Offenbarung, war so

sehr im Geiste **Kant's** geschrieben, daß man diesen selbst für den anonymen Verfasser derselben hielt. Seine spätere Wissenschaftslehre fand schon als philosophische Disciplin so viel Hindernisse ihres Verständnisses, daß eine Anwendung derselben auf andere positive Doktrinen mehr als gewöhnlich erschwert wurde. Ja, die Intoleranz der churſächsischen Regierung, die vom Weimar'schen Hofe die Absetzung des Jenaer Professors als eines Atheisten verlangte, machte die Beziehung der **Fichte**'schen Lehre auf die Theologie noch um so schwieriger, da Gefahr damit verbunden war.

Schleiermacher hat das große Verdienst, in einer Zeit allgemeiner Lauheit und Gleichgültigkeit für religiöse Empfindungen, zuerst wieder das Geheimniß des Herzens gepredigt zu haben. Er drang auf jenen Muth, mitten in die Räume der bewegten Welt mit seiner Sehnsucht nach höherem Leben zu treten, die geheimsten Falten der Seele

zu öffnen und das Bedürfniß einer Gemeinde nicht zu verschweigen. Diese Ansichten bringen ihn in ein nahes Verhältniß zu **Jakobi**. Die Unmittelbarkeit der Erkenntniß, die ewige Offenbarung Gottes an das Gemüth sind in den Lehren dieser Männer Elemente, die mit Recht mystisch genannt würden, wenn sie weniger auf eine Erklärung menschlicher Zustände, als auf die Erkenntniß des Einwirkenden zielten. Mystik ist das Lauschen auf den heimlichen Gott; die angedeutete Gefühlslehre das Lauschen auf den heimlichen Menschen, und ihr eigentlicher Nerv die Psychologie. Das Christenthum wurde hier eine Thatsache des Gemüths; was sich in ihm nicht bewährte, fand keine Stelle in der Dogmatik.

Man sieht den Unterschied vom gewöhnlichen Rationalismus, der zwar auch nach dem bekannten Grundsatze: Der Mensch ist das Maß aller Dinge, verfährt, das

Ethiſche aber nur als Sitte, Gewohnheit, Art und Weiſe, ſich in den Verhältniſſen des Lebens zu benehmen, gelten läßt. Ein Anderes iſt der Satz, daß die Lehren des Glaubens ſich als Momente des Lebens und nur in ſo fern als wahrhaftig erweiſen müſſen, ein Anderes, daß von dieſen Lehren Nichts gültig, wenn nicht ein moraliſcher Zweck ihre nächſte Beſtimmung ſei. Man ſieht leicht ein, daß die Ausgleichung der Anſicht vom Chriſtenthum, als einer Thatſache des Bewußtſeins mit gewiſſen poſitiven Kirchenlehren eine ſchwierige Aufgabe iſt, daß die Kritik hier die entſchiedenſte Stimme haben muß, und ſo iſt aus **Schleiermacher's** eigenthümlicher Glaubens-Anſicht die hiſtoriſche Kritik des neuen Teſtaments hervorgegangen, in welchem Fache deutſcher Scharfſinn Erſtaunenswerthes geleiſtet hat.

Die Reſultate der **Kant'ſchen** Philoſophie gingen darauf hinaus, die lezten Gränzen der philoſophirenden Vernunft

zu bestimmen. Seine Anhänger begnügten sich mit der von ihm vorgezeichneten Demarkationslinie des Denkens, und verfolgten die praktische Richtung, auf der sie postulirend ihr spekulatives Bedürfniß befriedigen mochten. **Fichte's** Idealismus steigerte diese Richtung wieder zur höhern, metaphysischen Spekulation, indem er den gesuchten Gott in das absolute Ich, dem das individuelle Ich einverleibt sei, stellte. Die religiösen Grundsätze der **Schelling**'schen Philosophie konnten sich an diese ersten Prinzipien schon anknüpfen. In so fern nämlich Gott, als das absolute Ich, kein Andres außer sich, kein Nichtich, haben kann, als Kompler, um uns etwas pantheistisch auszudrücken, jener unendlichen Ichzahl der Individuen, aber freilich doch im Gegensatz gegen die für den Einzelnen unläugbare Nichtichwelt stehen muß; so ergibt sich daraus die Nothwendigkeit seiner persönlichen Offenbarung in Raum und Zeit. Die

Naturphiloſophie ſpricht dies Reſultat in ihrer Beziehung auf Religion als erſten Grundſatz an. Ihr Streit mit **Jakobi** hat ihr Verhältniß zum Chriſtenthum in ein helleres Licht geſtellt; ſie ſtand dieſem darum näher, weil ſie auf eine perſönliche Wirkſamkeit Gottes, auf eine hiſtoriſche Offenbarung drang, während **Jakobi** nur die weibliche Natur des Geiſtes, alſo das menſchliche Gemüth, empfangen und die unendlichen Gefühle als eben ſo unendliche unmittelbare Einwirkungen der Gottheit gelten ließ. Je mehr aber in der **Schelling**'ſchen Lehre die Verehrung des Hiſtoriſchen ſich entſchied, deſto mehr auch das gegebene Intereſſe der Gegenwart. Die Kirche trat an die Stelle der philoſophiſchen Schule, und jeder Schüler trug ſein Erlerntes in ſeine Heimat, von der er gekommen war, zurück. Die Einen vertrauten ſich wieder dem Schooße der katholiſchen Kirche, die Andern ſchwuren auf die ſymboliſchen

Bücher. Auf jener Seite ergriffen den katholischen bischöflichen Hirtenstab **Görres, Windischmann, Günther,** auf dieser protestirten **Daub, Marheinecke**; beide haben ihren spekulativen Papst und Beschützer, dort **Franz Baader,** hier **Hegel**; im Lichte der **Jakob Böhm**'schen Aurora finden sie sich als Glieder einer Kirche wieder.

Hegel hat sich vielfach und mit Entschiedenheit als einen Protestanten bezeichnet. Seine Schüler, die mit ihrer Konstruktionssucht überall zur Hand sind, rechnen selbst den Besitz eines norddeutschen Katheders hieher. Der dialektische Scharfsinn seiner Untersuchungen ist den positiven Satzungen der Kirche, den Lehren des **Athanasius** und **Augustinus** zu Gute gekommen. Was dem katholischen Lehrbegriff noch am nächsten steht, ist die bestimmte Ausbildung der Lehre vom heiligen Geist, der auch die spätern Christen in alle Wahrheit leiten würde, daher die Annäherung an die Lehre

von der Tradition. Der Sinn, den die Identitätslehre in die Dogmen von der Erbsünde, Dreieinigkeit, Gnadenwahl, Genugthuung legte, soll kein hineingetragener, kein Erklärungsversuch sein, sondern er beruht auf dem tiefsten logischen Gesetz und ist dies Gesetz selbst. Der Uebergang vom Nichts zu allem Sein, das ewige Moment der Negation, des Abfalls von Gott, das innere Erbeben der Kreatur, ihr ängstliches Sehnen und Harren, des göttlichen Seins wieder theilhaftig, aus dem unseligen Zustande des ewigen Werdens erlöst zu werden, die Ueberwindung des verneinenden Prinzips durch den werdenden Gott, der nicht nur ein einzelnes Moment der primitiven Gottesidee, sondern diese vollständig, in bestimmtester Konkretion selbst ist, das endliche Reich des Geistes, der mit sich selbst versöhnt und aus sich selbst wieder geboren ist; alle diese Begriffe sind die Grundlagen des Hegel'schen Systems, und ihre

Beziehung auf die chriſtlichen Dogmen kann nicht ſchwer fallen.

Dieſe theologiſche Conſequenz der Hegel'ſchen Logik iſt auf Marheinecke, einen ſcharfſinnigen Denker und gelehrten Kenner namentlich der Entwicklung des chriſtlichen Lehrbegriffs, übergegangen. Leider verſchmäht er mit Hegel ſo ſehr die Geſetze der äußern Darſtellung, daß ſeine Dogmatik einem in die Bedeutung der naturwiſſenſchaftlichen und Hegel'ſchen Schulſprache nicht Eingeweihten nüchtern und inhaltsleer erſcheinen muß. Mehr fühlt man ſich durch die Leiſtungen der von den ſtreitenden theologiſchen Parteien an dieſe neuere Lehre herangetretenen Anhänger befriedigt. Wir nennen von Seiten des Rationalismus die Schriften von J. Ruſt, von Seiten des Supernaturalismus von Göſchel.

Eine Zeitlang hielt man B. H. Blaſche für einen

theologischen Anhänger der Naturphilosophie. Wer mit ihr bekannt ist, wird die Verschiedenheit seiner Lehren leicht entdecken, selbst wenn **Blasche** sich diese Stellung nicht ausdrücklich verbäte. Allerdings sind viele seiner Ansichten vorzüglich über die Harmonie des Weltganzen von den Resultaten **Schelling**'scher Untersuchungen nicht verschieden, doch ist nicht nur seine Beweisführung eine andere, sondern auch der ganze Standpunkt der Philosophie bei ihm anders gestellt. Wem ist nicht die Bedeutung der christlichen Grundlehren innerhalb der Naturphilosophie bekannt? **Blasche** hält sie nur für ein zufälliges Objekt, an das die Wissenschaft erklärend, aufhellend, berichtigend herantrete. Er will jenen Begriff, den die Kirche für Offenbarung gibt, erst philosophiren, d. i. erst die Allgemeinheit und Nothwendigkeit des gewöhnlichen, philosophischen Begriffs der Offenbarung nachweisen, und diesen dann auf jenen kirch-

lichen Begriff als eine Erklärungs- und Urtheilsnorm anwenden. Der Weg, den **Blasche** zu diesem Behufe einschlägt, ist ein einfach logischer. Er sucht an jedem Satze den Gegensatz sich klar zu machen, um durch richtige Unterscheidung der Differenz die Wahrheit der unterschiedenen Dinge selbst zu erkennen. Das Gute ist nur in so fern, als es ein Böses gibt; kein Recht, wenn kein Unrecht; kein Licht, wenn keine Finsterniß, und umgekehrt. So bedürfe auch Gott des menschlichen Geistes als Werkstatt seiner Offenbarung, ja die erste Anlage im Menschen ist schon der Keim des göttlichen Seins, ihre Ausbildung die erst mögliche, jezt wirklich gewordene Offenbarung. Diese Lehren sind nicht neu. Sie sind aber in neuerer Zeit weit tiefer entwickelt worden, haben auch zu befriedigenderen Resultaten geführt, als der lezte Inhalt der **Blasche**'schen Offenbarung ist. Die Entwickelung dieses Begriffes beginnt bei ihm mit

ſo vielen Verſprechungen und meiſtens treffenden Urtheilen über den Geiſt der alltäglichen Theologie, gibt aber zuletzt keine andern Lehren, als die verworfenen, obſchon mit dem Scheine einer gröſsern logiſchen Wahrheit.

Der Kampf der theologiſchen Parteien innerhalb des Proteſtantismus endigte mit einer Verlegenheit. Die Gemeinde verlangte Lehreinheit, ſie iſt aufgelöſ't, wenn die ſymboliſchen Grundlagen ihr Anſehen verlieren. Die Meinungsverſchiedenheit iſt vorhanden; wem gebührt das Recht zum Schlüſſel der Kirche? oder wird der Begriff der Kirche zerſtört werden? oder bleibt das Bedürfniſs in der Gemeinde zu leben ewig, und wird nur die Form der Befriedigung eine andere? Hierüber ſchweben noch alle Antworten.

Die neuere politiſche Aufregung hat die Streitigkeiten der Theologie zurückgedrängt; die Theologie ihrerſeits

mischte sich zwar in sie hinein, aber es ist kein Verlaß auf sie. Im ersten Akte schwören euch die Theologen Treue auf Leben und Tod, und im lezten sind sie es, die euch verrathen haben. Wer hat dem Volke mehr von Freiheit und Unabhängigkeit gepredigt, als seine Lehrer in der Schule und auf der Kanzel! Man braucht nur zehn Jahre sich zurückzuwenden, so wird man diese Männer überall von verjährten Vorurtheilen reden hören, von sklavischen Satzungen einer finstern Zeit, von der Nothwendigkeit vollkommener Gewissensfreiheit. Als später die Massen aufstanden, da hätten diese Lenker und Bildner versöhnend, beruhigend, Frieden und Eintracht predigend, in ihre Mitte treten sollen; hätten ihren Einfluß dazu anwenden können, dem zügellosen Ausbruch der Leidenschaften Einhalt zu thun, und die geäußerten Wünsche in den Weg der Gesetzmäßigkeit zurückzulenken, aber sie flohen in die

Camarilla, und predigten gegen Das, was sie hatten befördern helfen. —

Thron und Altar.

Obgleich die Alten auf unerklärliche Weise an ihrer wunderlichen Fabellehre hingen, und die Verehrung der Götter von den Institutionen des Staates abhängig machten, so war ihnen doch ein Territorialsystem im Sinne der Neueren unbekannt. Sie ließen wohl erst ein Dekret des Volkes vorangehen, um dem Cultus der phrygischen Lärmgöttin nebst einem großen Steine, der eine durch Rhea repräsentirte Kraft der Cybele ausdrücken sollte, in Rom einzuführen; doch gibt die Toleranz der Römer gegen alle fremde Culte hinreichend zu erkennen, wie geringfügig bei ihnen die Verbindung politischer und religiöser Ideen war.

Der Staat war ihnen etwas in sich Abgeschlossenes, ein Ganzes, das keiner weitern Integration bedurfte. Ueberall, wohin die Waffen der römischen Republik siegreich vordrangen, blieben die heimischen Altäre in Ehren gehalten, ein Grundsatz, der durch eine Art von Superstition sogar einen heiligen Beischmack bekam. Die Alten fanden das Göttliche nicht im Gegenstande ihrer Verehrung, sondern in der Verehrung selbst. Sie waren weit entfernt, fremden Göttern eine geringere Macht als den eignen zuzuschreiben, und fürchteten wenigstens negativ eine Reaktion der unterdrückten Culte, die Rache der fremden Gottheiten. Bei dem gränzenlosen Universalismus, der beim Untergang der alten Welt die Religion ergriff, bei den zahllosen Personificativen göttlicher Begriffe und den Hypostasen mystischer Ideen kann diese Toleranz weniger auffallend, oder doch für unsere Zeit weniger beweisend erscheinen, da es

der Vergleichung zum größten Theile an gleichen Merkmalen gebricht.

Erst das Christenthum schuf die schwankenden Wechselseitigkeiten von Kirche und Staat. Aus einer kleinen Krippe wandte sich das Christenthum an die Welt, von Personen an Völker; politische Institutionen umging es sorglich, umging es sogar mit weltlicher Klugheit, jener christlichen Schlangenklugheit, deren Gebote, namentlich in Betreff der Obrigkeit, man niemals so verbindlich hätte machen sollen, als von theologischen Politikern und politischen Theologen geschehen ist. Mit Constantin wurde jene unglückselige Idee von christlichen Staaten geboren, das Territorialsystem mit seiner intoleranten Devise: cuius regio, ejus religio. Die Hierarchie und das weniger staatliche als volkliche Element der mittelalterlichen Dynastieen milderte einen Grundsatz, der im Zeitalter Ludwigs XIV. der Bundesgenosse

des absoluten Dogma's werden mußte, und in Dragonaden sich kenntlich genug aussprach. Der Papst und der Kaiser kannten schon längst das Prinzip des modernen Systems; sie stritten über das Recht der geistlichen Belehnung, über Abhängigkeit der Landeskirchen von einem unter ihnen; sie debattirten die ganze neuere sogenannte Episcopalfrage: ihre historische Stellung gab ihnen beiden nur zu viel Gleichgewicht der Macht, sonst hätten sie schon einen Streit entscheiden können, der unter andern Verhältnissen später wieder aufgenommen und auf eine wunderliche Weise zu Gunsten beider Parteien entschieden wurde.

Wer kann läugnen, daß sich beide, die Kirche und der Staat, im Schutze des Territorialsystems vortrefflich befinden? Der Staat, welcher von der Kirche die Beweise für seine Existenz, sie mag auch noch so historisch ungerecht sein, leihen darf; die Kirche, welche ihre Dogmen mit den

Bajonetten der Gewalt vertheidigt? Das iſt es: Die Revolution oder, wie **Bretſchneider** in einer Schrift über dieſen Gegenſtand ſagt, „die Unruhigkeit der Völker“ hat eine bequeme Allianz, eine Allianz der Nothwehr zu Wege gebracht. Seitdem kann das Territorialſyſtem als von drei Parteien benuzt angeſehen werden, von der ideologiſchen, der ſervilen und zulezt ſogar von der revolutionären Partei.

Die ideologiſche Doktrin fängt bei den Ahnungen, welche ſich in der Edda ſchon vom Chriſtenthum finden, an und hört bei dem Widerſtande gegen die Juden-Emanzipation auf. Der Ideologie iſt das allgemein Menſchliche immer ſo viel, als das Germaniſche: ſie kennt den modernen Staat nur unter dem Prinzip des Chriſtenthums: abſolute oder conſtitutionelle Monarchie, gleichviel, beide ſind für ſie Nazareniſche Blüten. Dieſe Partei wird immer bereit ſein, jeden neuen Orden, den ihr Landesfürſt ſtiftet,

ſchon in der Bibel typiſch angedeutet zu finden. Gehört der Tiersparti zu ihr? Man ſollte es glauben, wenn man die Abgeordneten der Badiſchen Kammer über Judenthum ſprechen hört, wie Rotteck ſich vor einer Conſequenz ſeines eignen Vernunftrechts ſcheut, und ein Herr Herr, ein Prieſter, nicht umhin konnte, zu erklären, daß er lieber die Cholera, als die Juden-Emanzipation ſeinen Commitenten nach Hauſe bringen wollte.

Das Territorialſyſtem im ſervilen Sinne iſt eine in's Weite getriebene Uebertragung der geiſtlichen Gewalt auf den Landesfürſten. Hier kann die politiſche Macht ſich jede Einmiſchung erlauben. Sie wird den Fürſten zum Hohenprieſter der Nation machen, und ihn mit einer geiſtlichen Bureaukratie umgeben, welche, wenn ſie über großes Vermögen geböte, viel Aehnlichkeit mit der Engliſchen Hochkirche hätte. Rationalismus und Supernaturalismus haben

gegen dies System protestirt. Dieser will die Kirche in kleine Gemeindeparzellen, in Conventikel auflösen, und eine Gesellschaftsverfassung der Kirche errichten, die selbst bis auf den Bruder- und Schwesterkuß der alten apostolischen Zeit nachgeahmt ist. Jener geht weiter als die apostolische Zeit. Die Presbyterien läßt er: er dringt aber auch auf Synodalverfassung, auf eigne Gesetzgebung, auf eine Autonomie der Kirche. Er will neue Concile, — ein böses Wort, das immer an Huß und Costnitz erinnert. So lange diese beiden Meinungen noch in unerträgliche Extreme ausarten können, mögen sich die Zeitgenossen bei dem monarchischen Territorialsysteme beruhigen, welches früher oder später das Schicksal der Bureaukratie theilen muß, nach deren Muster es militärisch zugeschnitten wurde. Ich meine, es wird dem Drange des Liberalismus weichen: es wird, indem es sich an die Civil-Gesetzgebung und politische

Verfassung anschließt, alle die Chancen miterleben, welche dieser selbst bevorstehen, mag es nun eine frühere oder spätere Verbesserung sein, eine Bewegung zu Fuß oder zu Pferde, wie Mirabeau sagte.

Zulezt ist es denkbar, daß selbst die Revolution von dem Territorialsysteme Gebrauch macht. Sie hat es schon gethan. Es liegt in der Natur der Revolution, auch in ihrer Art, in einen faktischen Despotismus auszuarten. Die Revolution sezt sich gern auf den leer gewordenen Thron und umgibt das Contra mit derselben Autorität, die das Pro kaum abgelegt hat.

Für das Christenthum ergibt sich hieraus, daß ihm kein System so nachtheilig ist, als die Territorialverfassung. Denn indem diese die Kirche an den Staat knüpft, kann sie mit ihm auch unwiderbringlich verloren gehen. Kuppelt nicht so Vieles zusammen, was das Alterthum trennte!

Die Verbindungsketten lassen sich im Augenblicke der Gefahr nicht so schnell lösen: das Eine reißt das Andre fort. Ihr sagt: wir sind sicher vor der Zukunft! Ich glaub' es; aber die Sicherheit liegt darin, daß man gefaßt ist für alle Fälle.

Bretschneider beleuchtet in seiner Schrift: „die Theologie und die Revolution" die verschiedenen Fragen, welche in das Verhältniß von Kirche und Staat einschlagen, mit specieller Rücksicht auf die schwebende Sachlage in Deutschland. **Bretschneider** ist ein mäßig freisinniger, hinreichend denkender Kopf, der die Geschichte der Reformation aus den Quellen studirt hat, und nur zuweilen an priesterlichen Paralysen leidet. **Bretschneider** argumentirt zu viel ad hominem. Es kann nur spaßhafte Wirkungen hervorbringen, wenn er, um den Rationalismus gegen die Anschuldigung, als sei er revolutionär, zu vertheidigen,

fragt: haben die südamerikanischen Staaten Wegscheider's Dogmatik gelesen. Studirte Marat Wahrdt mit der eisernen Stirn u. s. w.? Ueberhaupt ist es gehässig, von irgend einer wissenschaftlichen Parteimeinung zu behaupten, daß sie vorzugsweise auf die Revolution hinarbeite: eben so wie keine Empfehlung des Rationalismus darin liegt, daß er für die Monarchie, die Republik oder überhaupt für irgend eine politische Confession sprechen sollte. Denn sei es nun, daß Rationalismus Unchristenthum oder Perfektibilität der Lehre Jesu ist: er soll den Kern der christlichen Idee nicht in Auslegungen und Insinuationen verhüllen. Er soll zugestehen, daß Christenthum Weltreligion ist, und sich an jede politische Gestaltung deßhalb accomodirt, weil es ohne alle Beziehung auf den Staat gestiftet wurde. Das Christenthum ist entweder eine theokratisch-apostolische Gesellschafts-Verfassung, der Traum

des Pietismus, oder es macht jede Partei selig. Petrus hört an der Himmelspforte nur auf die, welche reines Herzens sind.

Die Parteien, die innerhalb der katholischen Kirche hervortreten, müssen sich schroffer gegenüberstehen, als in der protestantischen. Hier ist ein ewiges reformatorisches Element wesentlich, die Nüancen der verschiedenen Meinungen sind nicht so auffallend, weil ihre Mannichfaltigkeit schon für jedes Neue einen verwandten Anklang darbietet; im Katholizismus aber ist nur mit einem Scheine von Widerspruch schon das Princip gestört, die Vernunft des Einzelnen gilt nur in so fern, als sie die der Kirche ist. Im Katholizismus wird Alles kategorisch, dogmatisch ausgesprochen, die kirchliche Partei müßte aus ihrer Stellung heraustreten, wenn sie einen Fehdehandschuh aufnähme.

Es fehlt zwar nicht an mannichfachen Berührungen der Parteien, aber ſie iſt ſelten eine polemiſche, weit öfter noch gehäſſige Chikane. Vielleicht liegt der Grund dieſer Thatſache in der Entſtehungsart des Gegenſatzes; er erzeugte ſich nicht aus der Kirche ſelbſt, ſondern trat ihr von einem fremden Gebiet her gegenüber. Dieſer fremdartige Urſprung der innern Parteiung iſt ſo ſehr erwieſen, daß ſelbſt die Reaktion, die gegenwärtig dem revolutionären Prinzip das Widerſpiel hält, nicht aus der Kirche hervorgegangen iſt, wie ſehr ſie auch ihren Grundſätzen huldigen möge, ſondern aus der Vermittlung der neuern Philoſophie und poetiſchen Literatur der Deutſchen. Alle modernen katholiſirenden Richtungen von den Konvertiten ab bis ſelbſt zur dogmatiſchen Schule **Baader's** und der Tübinger hiſtoriſchen Schule dilettiren eigentlich nur auf den Katholizismus, ſie ſind in ihn verliebt. Je älter die

Schöne ſein wird, deſto kälter werden aber die Herzen ſchlagen.

Wir unterſcheiden in der katholiſchen Kirche drei vereinzelte Erſcheinungen, das ſtabile Prinzip, das reformirende und die Reaktion. Alle drei ſtehen nur in ſo fern im Zuſammenhang, als ſie durch einander bedingt werden; das erſte und dritte ſind nicht daſſelbe, ſondern nur einſtweilen Bundesgenoſſen: ſo aber, daß, wenn es einmal einen Strauß auszufechten gibt, nur dieſes die Waffen ergreift; jenes dankt ihm kaum dafür. Die Stabilen haben überhaupt Nichts mit der Feder zu ſchaffen, ſie ſind Kirchenfürſten und laſſen Alles, was ihnen zu ſprechen beliebt, durch die Kanzlei gehen; was zuweilen öffentlich wird, ſind ihre Hirtenbriefe. Man findet dieſen alten Fels, auf den Petrus die Kirche gegründet hat, noch in den deutſchen Theilen der öſterreichiſchen Monarchie, in dem katholiſchen

Oſt-, Weſt- und Rheinpreußen, in Sachſen, Bayern, Heſſen- und Würtemberg.

Das reformatoriſche Element wird vielfach modifizirt, je nachdem man mehr oder weniger aus den katholiſchen Satzungen ſelbſt die Mittel zur Oppoſition hernimmt. Die Zuläſſigkeit ihrer Neuerungen beweiſen die Gemäßigten durch die ſtrengſte Conſequenz des Episcopalſyſtems. Sie bemühen ſich eifrig, und meiſt mit wenigem Erfolge, in kanoniſchen Beſtimmungen Schranken der römiſchen Curialmacht aufzufinden, ſie ſprechen eine größere Machtvollkommenheit der Biſchöfe an, zunächſt um dadurch in den geiſtlichen Geſchäftsgang eine größere Einfachheit zu bringen. Die ſpäteren Eiferer trieben dieſe Unabhängigkeit vom apoſtoliſchen Stuhle bis zur gänzlichen Aufhebung deſſelben; der Papſt ſollte in den Stand des römiſchen Biſchofs zurücktreten. Hiezu kamen in neuerer Zeit die Fragen wegen des

Cölibats, wegen der Abschließung neuer Konkordate, wegen Wiedereinführung des Jesuitenordens. Man will einen Primas der deutschen reformirten katholischen Kirche, und wenn selbst nicht jenen, doch gewiß diese.

Die Reaktion im Katholizismus war die Folge von Bedürfnissen, nicht von Interessen. Man wußte, daß es die Summe alles Lebens ist, wenn man dort wieder ankömmt, von wo man ausgegangen ist, in sein Heimatland. Daher die Sehnsucht des Herzens, im Schooße der Mutter zu ruhen, daher in der Literatur der Deutschen die Hingebung an den Geist der Vergangenheit, daher endlich die Entzückung, als man auf dem blumenreichen Pfade der Poesie und selbst auf den philosophischen Kunststraßen der Schule das Ferne sich so nah erblickte.

Wie wenig auch von den neuern Ansichten **Schelling's** bekannt geworden ist, so ist doch so viel gewiß, daß er die

Geſchichte im Allgemeinen und als aus ihr entwickelt die poſitiven Grundlagen unſres gegenwärtigen Lebens philoſophirt hat. Auch an **Franz Baader** muß dieſe zweite Geburt unterſchieden werden. Er iſt in neuerer Zeit kirchlicher geworden und durch die Einflüſſe der franzöſiſchen Theologie durchaus katholiſch. Während ihm die Scholaſtik und die neuere Dialektik die Prinzipien ſeiner Spekulation darbot, ließ er ſich beſonders in der Lehre von der Schöpfung durch die Theologie **Jakob Böhme's** beſtimmen und betrachtete die Geſchichte und das Verhalten des Katholizismus in ihr nach den Lehren **St. Martins, Le Maiſtres, Bonalds.**

So iſt das bei Weitem intereſſanteſte Syſtem der neuern Philoſophie entſtanden, zerſtreut zwar und ohne Zuſammenhang hie und da vorgetragen, aber dem Kundigen leicht zuſammenſetzbar. Nicht der geringſte Vorzug dieſer neu-

katholischen Philosophie ist die originelle Art ihres Vortrags; die scholastischen, oft treffend bezeichnenden Formeln stehen hier neben der wunderlichen Terminologie **Jakob Böhme's** und den französischen Ausdrücken **St. Martins.** Das nähere Verhältniß **Baader's** zur katholischen Lehre sieht man aus der Bedeutung, die er in die Lehre von der Kirche, vom Opfer, von der Eucharistie u. s. w. legt. Eine unsichtbare Kirche ist ihm eben so ein Unding, wie ein unsichtbarer Staat: wie es hier ein Oberhaupt geben müsse, so dort; der Beamtenwelt entspricht in höherer, verklärterer Weise die Stufenfolge der Hierarchie. Die Lehre vom Opfer begründet er so: Wer Gott liebt, wird eigentlich von ihm geliebt, wer ihn haßt, im Grunde nur von ihm gehaßt, wie man einen Felsen von sich stößt, und der Kahn doch nur von ihm abgestoßen wird, wie man ihn zu sich heranziehen will, und doch selbst nur angezogen wird. Umgekehrt

wenn Gott sich in uns bewähren will, müssen wir uns aufheben, und uns ihm reintegriren. Dies geschähe durch das Opfer.

Sollte man glauben, daß dieser moderne Katholizismus Verwandtschaft mit La Mennais hätte, und daß er die Erscheinung des Protestantismus für etwas Nothwendiges hält, was er als überwunden, und dadurch zur beruhigten Wahrheit kommend in sich aufnimmt? De la Mennais wollte keine Könige von Gottes Gnaden, aber auch kein Volk von Gottes Gnaden, sondern beide sollten sich so nennen. Es sei ein Irrthum, wenn die Regierung ihre Stärke in der Schwäche des Volks, und das Volk seine Stärke in der Schwäche der Regierung suche. Er nannte einmal den Zustand Frankreichs einen politischen Pantheismus, er war ihm protestantisch, d. h. das Göttliche sei dem Menschen untergeordnet. Darum erklärte er sich auch für

die Bestimmung der neuen Charte, daß die Staatsreligion abgeschafft werde. Er unterschied drei Perioden, die hierarchische, wo der Staat in der Kirche, die protestantische, wo die Kirche im Staat beruhe; jezt sei das katholische Zeitalter angebrochen, wo die Kirche wahrhaft katholisch, allgemein universell, und unabhängig von menschlichen Institutionen sein müßte.

Zu denselben Grundsätzen bekennt sich **Baader**, und die von **Jakob Seugler** früher herausgegebene katholische Kirchenzeitung, die sich durch einen gehaltenen, der Heiligkeit der Gegenstände immer angemessenen Ton besonders auszeichnete. Sie bestritt den Rationalismus in Kirche und Staat, suchte den Ursprung des katholischen in dem protestantischen Rationalismus auf, und unterzog also auch literarische Erscheinungen des leztern ihrer Kritik. Eben so wies sie die Bequemlichkeit im Denken ab, den geistlosen

Supernaturalismus, der auf dem ſanften Ruhekiſſen ſeiner Gefühle ſchläft, und ſich meiſt ſo giftig benimmt, daß man ſeine Träume nicht für Wahrheit hält. Es konnte keinen ſchrofferen Gegenſatz geben, als dieſe katholiſche und die evangeliſche Kirchenzeitung, aber der Satz divide et libera iſt das Grundgeſetz aller hiſtoriſchen Entwickelung, und die große Verheißung des Chriſtenthums keine andere, als daß wir durch die Freiheit zur Wahrheit, weil durch dieſe zu jener kommen.

Jüdiſche Theologie.

Sahet ihr nie jene greiſen Männer, welche in die Häuſer der Juden ſchleichen, angethan mit weitem, aus einem Stück genähtem Mantel und den Fuß in ausgeſchnittene Pantoffeln geſteckt? Sie beſuchen die Wohnungen Israels als Geſandte der Synagoge, Prieſter der verlornen

Bundeslade, als Rabbinen, das heißt: als Meister der Lehre und des Gesetzes. Alle Winkel des Hauses durchspäht ihr lauernder Blick. Sie segnen, was ihnen der fromme Glaube entgegenträgt, Speise und Trank, Kinder, Kerzen und Hausgeräth. Ob auch Niemand am Sabbath Feuer mache? Sei es nun, daß der alte Dränger ein Korait ist, und den Spruch der Bibel so erklärt, daß man allerdings am Freitag angezündetes Licht am Samstage noch brauchen dürfe; oder sei es, daß er, strenger als Rabbanide, überhaupt am Feste weder Feuer anzuzünden noch zu brauchen gebietet. Ob sie auch im Uebrigen nach dem Willen Jehova's thäten, sich keiner schartigen Messer bedienten, die Reste der abgeschnittenen Nägel hübsch zu einem Scheite Holz legten und es verbrennten, ob sie überhaupt reines Körpers und reines Herzens wären? Und dabei quillt der Mund über von leisem Murmeln, von David'schen Psalmen

und Citaten des Talmud, jeder Schritt iſt mit einem Segen begleitet. Wahrlich, wenn man dieſe gebückte und doch Ehrfurcht gebietende Geſtalt ſieht, das unter ſchwarzen Wimpern verſteckte Auge, die Demuth in Worten und Handlungen, ſo hat man das ſchönſte Bild der Gottſeligkeit. Ein ächter Rabbiner aus der alten Schule der Ceremonie kennt in ſeiner chaotiſchen Weisheit Nichts von Grundlehren des Glaubens, in dem Gefühl ſeiner Geſetzesandacht Nichts von **Mendelſohn's** Jeruſalem, in der grollenden Erinnerung tauſendjähriger Leiden Nichts von Emanzipation, **Nieſſer** und **Oppenheimer's** kriegeriſchen Gemälden. Das iſt ihm Alles fremd. Er iſt fromm wie Enoch und murmelt ſeinen Talmud.

Das iſt die eigentliche jüdiſche Theologie. Ein kindliches Wiſſen um zahlloſe Satzungen, etwas dialektiſche Polemik gegen die verſchiedenen Sekten innerhalb des

Judenthums selbst, ohne Invektiven gegen das Christenthum (denn getilgt sind alle die Stellen des Talmud, wo an Jesus von Nazareth im wörtlichen Sinne die Engel des Himmels ihre Nothdurft verrichten); endlich eine erhabene Tugendhaftigkeit, — mehr bedarf es nicht, um ein würdiger Nachfolger der Söhne Aarons zu sein. Wie hat sich aber Alles verändert! Wie großartig sind die Revolutionen, welche auch das Judenthum ergriffen haben!

Das Judenthum konnte bei der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts eine große Rolle spielen, denn sein Kern und ganzer Inhalt war Nichts mehr, als was der Deismus als eine neue Entdeckung ansprach. Das Judenthum hatte nie eine Dogmatik und wenn es eine hatte, so faßten die Begriffe von Gott, Tugend und Unsterblichkeit Alles zusammen, was die lezten Gründe für zweifelhafte und nur mit Unwillen beobachtete Ceremonien angab. Mendelsohn

und **Salomon Maimon** konnten ſchneller zu **Kant's** Kritik der reinen Vernunft übergehen, als **Teller** und **Morus.** Sie hatten der Quantität nach vielleicht mehr abzuſchütteln, als das Chriſtenthum; aber ſie konnten es leichter thun; denn ſie waren frei von ſymboliſchen Büchern, frei von einer Lehre, welche die beſondre Miene beſondrer Offenbarung annimmt, frei ſelbſt von einer Reformation, die, ſo viel ſie Veraltetes abſchaffte, doch Dasjenige, was ſie ließ, nur um ſo verbindlicher machte. Mit **Mendelſohn** und **Maimon** beginnt der jüdiſche Deismus, die Aufklärung unter den Juden, eine Sinnesänderung ohne harte Gewiſſensbiſſe. Aber was geſchah, geſchah nur noch im Intereſſe der iſolirten philoſophiſchen Spekulation, im Intereſſe der Dachſtube eines Denkers. Es war nur noch Theorie. Der Pariſer Sanhedrin im Jahre 1807 kann als Schlußſtein dieſer Reviſion der jüdiſchen Offenbarung angeſehen werden.

Nun weiß ich nicht, was die spätern Zeiten anlangt, ob es aus innerer Verwandtschaft geschehen ist, oder nur eine zufällige äußerliche Erscheinung war, daß zwei charakteristische Richtungen des christlichen Rationalismus sich dem jüdischen in Deutschland mitgetheilt haben. Ich rede von einer schönen und einer mißfälligen Seite. Die schöne ist jener Enthusiasmus der Vernunftgläubigen, der ein poetisches Kolorit hat, die Freudigkeit an ihren Entdeckungen, und wirklich eine Schwärmerei, die sich in ihr verkürztes Christenthum ganz vergräbt. Wir wissen Alle, daß dieser edle christliche Rationalismus in Deutschland eine Erhebung des Gottesdienstes bewirkt hat, daß sich mit ihm der liturgische Schlendrian verlor, und auf Predigt, Gesang, gemüthliche Ceremonie viel Schmelz und Andacht verwandt wurde. Daher stammen auch bei den Juden diese rationalistischen Schwärmereien des Predigerthums, die Ausbildung

zum Lehramte, die Reform der Synagoge, der religiöse Unterricht der Jugend, der mit Confirmation, ja sogar mit Confirmation des weiblichen Geschlechtes endigte. Dieser Enthusiasmus ist das Positive in einem Systeme der Verneinung, ja man kann sagen, das wahrhaft Großartige und Schöpferische in der modernen Entwickelung des Judenthums.

Das Extrem liegt aber eben so nahe, die Unduldsamkeit. **Wegscheider's** Dogmatik ist so intolerant, wie die des Professors **Hahn**. Sie lieben ihre Entdeckungen so sehr, daß sie die Zeit nicht erwarten können, sie verbindlich zu machen. Was eilt ihr, jüdische Religionslehrer, eure kaum durch die Kritik gesichtete Lehre schon zur Dogmatik umzugestalten? Warum so schnell mit dem Systeme zur Hand bei einem noch ganz verworrenen Zustande der Dinge, wo hier ein fertiger Satz, dort aber einer in tausend Stücken

liegt? Schiebt euern Scharfſinn noch eine Weile auf, bis die Discuſſion über die fraglichen Gegenſtände lebhafter wird, und man über Das, was ſich glauben läßt, ein wenig mehr einverſtanden iſt! Es wäre zu beklagen, wenn die neue jüdiſche Theologie einen mehr dogmatiſchen, als hiſtoriſchen Charakter bekäme, oder ſie gar ihre Abſicht, Katheder für ſich zu haben, durchſezte. Den Freigeiſt ſchauert es, wenn er von Kathedern hört.

Ein zu früher Schluß der Akten iſt um ſo gefährlicher, da die neue jüdiſche Theologie ſelbſt in der Gemeinde ihres Glaubens ſo vereinzelt ſteht, und abgeſehen von dem Widerſpruch der Orthodoxie, bei der es nur auf das Ausſterben ankommt, nicht einmal von den Juden ſo eifrig unterſtüzt wird. Nämlich die politiſchen Kämpfe des Judenthums müſſen billigerweiſe das religiöſe Intereſſe abſorbiren; ſie verlangen, daß man über den Jehovaglauben einen Schleier

werfe, damit keine Christenseele, wo sie ihre Stimme über die Emanzipation abgeben soll, gestört werde. Die jüdischen Emanzipationsringer verlangen, daß sich der Judengott immerhin einmal vor dem Christengotte verstecken möge, ja sogar ihm seine Aufwartung mache, und sich nach seinem Befinden erkundige. Aber ein Aergerniß für die Theologie! Die Theologie verdammt eine vortreffliche Taktik, welche sie Indifferentismus nennt, sie verketzert ihre Maßregeln als Konzessionen an das Christenthum und beruft sich unvorsichtiger Weise auf die untern Volksklassen bei den Juden, die sich eine Verbindung der Emanzipation mit Jehova gar nicht denken können. Wir hoffen, ihr jungen rationalistischen Schwärmer, ihr begeht keine Thorheiten und unterlaßt es, euch als eine Corporation zu konstituiren! Die Klage, daß die Zeit nur einreißen wolle, klingt in einem revolutionären Munde sonderbar. Eurer dogmatischen

Lehrbücher bedarf der Jude vorerſt nicht; zunächſt will er frei ſein. Unſer jetziges Zeitalter iſt ein politiſches, und wer weiß, ob ſich in Zukunft ſo ſchnell erobern läßt, was jetzt verſäumt wird.

Ueberhaupt muß ich noch etwas hinzufügen, das man mir nicht als Chriſten, ſondern als Denker anrechnen mag! Im Judenthum liegen zwei Elemente, Offenbarung und Natur. Als Religion der Offenbarung iſt das Judenthum ein morſcher, zerfallener Reſt, die geſunkenſte und zeitwidrigſte aller Religionen. Das Judenthum war für ein Volk berechnet, das kein Volk mehr iſt. Es war für ein Land, für einen Erdtheil berechnet, aus dem ſeine Bekenner fortgeriſſen ſind. Das Judenthum hörte ſchon auf, als es keine Opfer mehr bringen durfte. Es iſt alter Wuſt. Das Judenthum iſt eine Polterkammer, die wie eine Religion ausſieht. Dagegen als Religion der Natur iſt das Judenthum

ein Glaube, der Verheißung hat. Der Meſſias aber, der im Judenthum als Naturreligion liegt, iſt noch nicht da; aber Der wird es ſein, der uns eine Dreieinigkeit predigt: Gott, Freiheit und Unſterblichkeit. Fixirt euer Judenthum nicht: laßt es krachen und brechen, laßt ihn auf dem Sinai euern Rachegott, dieſen anthropomorphiſtiſchen Jehova, deſſen Namen ihr nicht ausſprechen dürft, und bereitet euch vor auf die große univerſelle Weltreligion, deren Taufe und Beſchneidung im ehrlichen Handſchlage liegen, deren Symbol alſo lauten wird: Thuet recht und ſcheuet Niemand!

Staatswissenschaft.

Warum leben wir im Staate? Rousseau beginnt seinen unsterblichen Gesellschaftsvertrag mit dem Satz: der Mensch ist zur Freiheit geboren, und überall sind' ich ihn in Fesseln. Warum dieser Widerspruch, daß wir, um frei zu sein, uns Gesetze vorschreiben?

Zahllose Antworten sind auf diese Frage gegeben worden. Man ist auf die Anfänge der Geschichte zurückgegangen, und hat, wo es an glaubwürdigen Nachrichten

fehlte, auf Kombinationen seine Hypothesen gestützt. Der Scharfsinn hat hierin eben so viel geleistet, wie die Albernheit. Ein englischer Schriftsteller, der wie so Viele andre im Interesse der Stuart'schen Revolution schrieb, nimmt die Bildung einer souveränen Erbmonarchie als die erste Absicht an, die Gott mit unsern paradiesischen Ahnen gehabt habe. Adam erzeugte sich nach ihm erst seinen Kronprinzen und Nachfolger, dann die übrigen in der Civilliste bedachten und apanagirten Prinzen und Prinzessinen, diese den Hofmarschall, Erbkämmerer, Oberstallmeister, diese wieder die ganze feudale Adelskette, bis man zuletzt darüber übereinkommt, die nun noch Gebornen Volk, Canaille, bloß Steuerpflichtige zu nennen.

Etwas natürlicher, aber mit demselben Resultate, behaupten Andre, alle politischen Formen seien aus der Machtvollkommenheit hervorgegangen, Andre wieder, der Staat

habe sich so aus der Natur organisch gebildet, wie z. B. die Menschenracen entstanden sind. Die Liebe zur Freiheit hat sich bei diesen Annahmen nicht beruhigen mögen; man wollte den Menschen früher sehen, als den Bürger und ihn in der Wiege der Geschichte nicht gleich durch Vorurtheile und sonderbare Einrichtungen bestimmt wissen. Daher die Annahme eines Urvertrages, einer friedlichen Uebereinkunft, worin man das Verhältniß wechselseitiger Pflichten und Rechte festgestellt habe. Den Uebergang von jener supernaturalen zu dieser rationalen Ansicht bildete endlich die Vermuthung, daß die Anfänge des Staats im Rechte des Stärkern gelegen hätten, daß der Zwang früher als das Gesetz gewesen wäre.

Alle diese Voraussetzungen mußten berücksichtigt werden, wenn man den Zweck des Staates bestimmen wollte. Es war einleuchtend, daß hier jede Abstraktion der Vernunft

durch die Geſchichte zu rechtfertigen war. Welchen Plan man auch der politiſchen Geſellſchaftsverfaſſung unterlegen wollte, es konnte kein andrer ſein, als ein Bedürfniß, das die Menſchen empfanden, und dem ſie entweder durch eine urſprünglich gegebene Verfaſſung oder durch eine mehr oder minder gewaltſame Modifikation derſelben abzuhelfen geſucht hatten.

Daher kommt es, daß ſich in jeder Zweckbeſtimmung des Staates ein Element findet, das eine beſondere Beziehung auf die Gegenwart hat. Was Plato, Ariſtoteles, Graswinkel, Rouſſeau, Schmalz und Krug über den Staatszweck behauptet haben, hieß nicht immer Das, was man in der Wirklichkeit gefunden hatte, ſondern noch öfter, was man in ihr zu finden wünſchte. Man rief: gebt uns Sicherheit unſeres Beſitzthums! und verſtand darunter, daß nur dies der Zweck des Staates ſein ſollte, keineswegs der

rechtliche Beistand, den man mir nach dem geschehenen Raube Seitens des Staates verspreche. **Haller**, der Restaurateur der Staatswissenschaften, wollte nirgends von einem Staate, sondern nur von einem Aggregat rechtlicher Verhältnisse hören, und handelte dabei im Interesse einiger Privilegirter, denen die Zwecke der modernen Staaten eine nachtheilige Richtung zu nehmen schienen.

So viel politische Parteien sich befehden, so viel Zwecke des Staates wird es geben. Und weil wir tausend politische Fragen haben, die noch verschieden beantwortet werden, so legt man auch noch immer den Zweck des Staates in die widersprechendsten Dinge.

Die erste französische Konstitution stellte die öffentliche Wohlfahrt an ihre Spitze; das war für Deutschland genug diesen einfachen Satz aus allen Kompendien des philosophischen Staatsrechts zu vertreiben. Man war so treulos, das

Streben nach öffentlicher Wohlfahrt auf die Stufe des Eudämonismus zu ſtellen, klagte dies Prinzip des Egoismus, des Mangels an hochherziger Aufopferung an, und adoptirte ſeitdem die Sätze, die der fromme Königsberger Weiſe über die lezten Zwecke des Staates aufſtellte. Dieſe waren ſo beſchaffen, daß ſie den Juriſten ſchmeicheln mußten, und ſeitdem lehrt kein Rechtsgelehrter anders, als daß der Staat eine Anſtalt zur Sicherung eines vollkommenen Rechtszuſtandes ſei.

Mit **Fichte** kamen die Ideen in die Politik; man ſezte Alles in die Menſchenerziehung, in die Tugend und Sittlichkeit, zulezt in die Religion und das Chriſtenthum. **Schelling** machte die Politik zu einem Theile der Phyſiologie, und rechnete den Staat zum Organismus der Natur, **Hegel** endlich legte alles Göttliche und Menſchliche, was ſich nur zuſammenfaſſen ließ, in den Begriff des Staates

hinein und überlieferte der Regierung die Schlüssel des Himmels und der Erde. Man sieht, bei uns Deutschen haben sich zu den Politikern noch die Philosophen gesellt, d. h. die Verwirrung der Begriffe ist auf's Höchste gestiegen.

Wenn sich irgend ein System der Geschichte konsequent entwickelt hat, so ist es die Staatswissenschaft. Die Doktrin war hier der Hebel des Lebens, und das Leben meist immer der Maßstab der Doktrin. Die Staatskunst gab der Philosophie die Materialien, und die Philosophie zog aus ihnen Regeln, die in der Wirklichkeit mehr oder weniger beachtet wurden. Eine Geschichte der Staatswissenschaft kann so isolirt dastehen, wie der Traum in der Geschichte der Seele, aber um beide zu erklären, bedarf es des Menschen, seiner Begegnisse, seiner Bildungsstufe. Oder würde man an eine Wissenschaft gedacht haben, wenn die Praxis der Erfahrung alle Wünsche zufrieden stellte?

Weitzel in seiner Geschichte der Staatswissenschaft geht von Solon zu Plato über, als hätten die Alten den Unterschied zwischen dem Leben und der Schule nie gekannt, als hätten sie einen Sokrates nicht hingerichtet, weil er der Schule auf Kosten des Lebens Vorschub leistete. Weitzel spricht noch in einem Augenblicke von den alten Römern und ist im andern schon bei Macchiavell. Wir gestehen, daß uns dieser Sprung nicht auffiel, weil uns die Ungerechtigkeit des Verfassers gegen das Mittelalter aus seinen früheren Schriften bekannt war, doch wie will er diesen Sprung entschuldigen, wo es sich um das Interesse der Wissenschaft handelte?

Das Mittelalter, das über Alles philosophirte, hat auch über den Staat Einiges zu sagen gewußt. Die Scholastiker mit ihren kleinen schematisirten Albernheiten, lehrten über den Regenten und seine Rechte, über die Unterthanen und

ihre Pflichten nichts Besseres oder Schlechteres, als ihre Schüler, die noch im neunzehnten Jahrhundert nicht ausgestorben sind. Einige derselben hatten gar die Kühnheit, über schwierigere Fragen, z. B. das Recht des Widerstandes, ihre immer so einflußreiche Stimme abzugeben. Wenn **Weitzel** die politischen Zustände verschiedener Zeiten als Erklärung seiner Wissenschaft benuzt hat (wie es denn zu wünschen wäre, daß er dies in noch weit größerer Ausdehnung gethan hätte), so ist es unbegreiflich, warum er eine Zeit unberücksichtigt läßt, in der sich in der That die vornehmsten Begriffe über die mannichfachen Beziehungen des Staats gebildet haben. Die allmälige Bildung des europäischen Staatensystems, der Uebergang aus dem Feudalismus zum Absolutismus, die Stellung des Volks zum Staate, von denen das erstere allmälig in den leztern absorbirt wurde, endlich das Verhältniß der politischen zur kirchlichen

Ordnung der Dinge: alle diese Fragen gründlich zu lösen, wird man auf das Mittelalter zurückgehen müssen. Hier hätte, wenn nicht die Gerechtigkeit, doch die Gründlichkeit über die Antipathie siegen sollen.

Wir sind froh, uns dieses Tadels entledigt zu haben, weil dies Buch so Vieles enthält, was uns mit dem verdienstvollen Verfasser wieder versöhnen muß. Die unbestreitbaren Vorzüge dieses ausgezeichneten Schriftstellers haben sich auch in diesem Unternehmen geltend gemacht. **Weitzel** ist, wie immer, Herr seines Gegenstandes, seine Behauptungen haben, wenn er mit Liebe dabei verweilt, ihren guten Grund. Alle diese geistvollen Bemerkungen, die er über **Macchiavell, Gortius, Spinoza, Locke, Montesquieu; Destütt de Tracy** und Andre macht, sind Zeuge einer langen Bekanntschaft mit ihren Schriften und gewissenhafter Untersuchungen über ihr Leben. Dazu

gesellt sich ein gebildeter Styl und die an ihm bekannte vorurtheilsfreie Ansicht öffentlicher Verhältnisse. Wir haben wenig Schriftsteller, bei denen die Bildung der französischen Schule so gut angeschlagen ist. Sein Witz hat sich auch in diesen ernsteren Untersuchungen nicht zu verstecken brauchen.

Ich habe eine besondere Hochachtung vor J. **Weitzel.** Aber in seinen späteren Büchern scheint er ein Opfer der Phrase geworden zu sein. Er ist ein Sklave seines schönen Ausdrucks. Wozu diese Verflüchtigungen des Gegenstandes, diese Emporschwingungen in den leeren Raum, diese unbeschreiblich ernste, weise und vorsichtige Physiognomie, die so mürrisch sieht, manchmal einen sauren Witz schneidet, und so unnatürlich altklug ist? **Weitzel** hat es immmer schon zu Romulus Zeiten gesehen, wie es 1834 sein wird; und wenn 1834 da ist, rückt er schon

wieder mit Epaminondas und Hannibal heran. Wenn von Athen die Rede ist, dann spricht **Weitzel** von Sparta. Das Ungewisse ist ihm schon immer entschieden, und dem Entschiedenen mißtraut er. Diese Weisheit und Voraussicht ermattet seine Prophezeihung. Er bringt statt Vorsicht, nur Furcht hervor, weil sie nicht aufhört. Welche Entschlüsse soll man in der Verwirrung unserer Lage fassen? Soll man Nichts thun, als sich von der Sache entfernt halten, und wenn sie mißlungen ist, über sie den Stab brechen? Zu den zahllosen Parteien der Zeit fügt **Weitzel** eine neue, die Partei der ungefähren Annäherung und des schön redenden Quietismus.

Die Briefe vom Rhein haben, ohne zum Juste-Milieu zu gehören, doch den Zweck, vor der Revolution zu warnen. **Weitzel** nennt die Revolution ein Uebel, und ich glaube, daß er Recht hat; allein wozu nützen seine

Beweiſe? Wenn man in Deutſchland die Revolution bis jezt gehaßt hat, ſo iſt es nicht darum, weil man ſie für ein großes Uebel, ſondern deshalb, weil man ſie für ein großes Verbrechen hält. Nicht die Folgen werden gefürchtet, ſondern die Initiative. Wenn Weitzel ſich ſchämt, die lezte zu beſtreiten, warum ſchildert er die erſtern, von denen er doch weiß, daß Niemand für ſeine Zukunft fürchtet, wenn er ſich entſchließt, ſie ſelbſt zu beſtimmen? Solche Luftoperationen, welche Weitzeln nur Gelegenheit geben, ſich ſchön auszudrücken, ſprechen Niemanden an, und erklären, wie ein hochbegabter Schriftſteller ein verhältnißmäßig ſo kleines Publikum haben kann.

Staatswirthschaftslehre.

Die Alten wußten Nichts von einer Wissenschaft, welche die öffentliche Wohlfahrt auf den sichern Erwerb, die günstige Vertheilung und eine vorsichtig berechnete Konsumtion der Reichthümer gründet. Die Staaten waren entweder zu klein, und die Bürger standen dem Heft der Regierung zu nahe, oder ihr Umfang war zu unermeßlich und die Maschinerie der innern Politik zu kunstlos, als daß die damaligen Verhältnisse selbst in ihren materiellen Grundlagen

von den unsrigen sich nicht hätten unterscheiden sollen. Die großen Despotien erforderten Herrscher, denen das Glück, oder die Sparsamkeit, oder eigner Besitz von Bergwerken und Ländereien ansehnliche Güter verschafft hatten. In den Schatz des Tyrannen ließ eine ungerechte Konfiskation in einem Augenblicke so viel Hilfsmittel des Staatszwecks fließen, als der Königszehnten eines ganzen Jahres, dessen Eintreibung in jener Zeit unübersteigliche Hindernisse dargeboten haben muß, betrug. Dieser gesetzlose Zustand hemmte die Reaktion der öffentlichen Gewalt auf die Belebung der Industrie und des Handels, so daß das Alterthum, die Geschichte Phöniziens und Karthagos etwa ausgenommen, schwerlich das wechselseitige Verhältniß zwischen der Weisheit politischer Einrichtungen und dem Flore des Nationalwohlstandes kennen gelernt hat.

Dieselbe Erscheinung kehrte in minder drückenden

Formen bei den kleinen griechischen Republiken und Kolonien wieder. Der beständige Wechsel der Verwaltungsbehörden raubte diesen die Macht, sich den Bürgern gegenüber mit einer Autorität zu bekleiden, die die Gesetze nicht billigten. Die Administration, in der Eigenschaft eines Bevollmächtigten, übertrug die Last eines Staatsbedürfnisses einzelnen durch ihre Glücksgüter hervorragenden Bürgern, die sich dafür an der Ehre und den Vortheilen, die ein glücklicher Krieg abwarf, schadlos machen konnten. Die mannichfaltigen Zweige der bürgerlichen Thätigkeit erhielten sich dadurch unabhängig von offiziellen Einflüssen, die, wenn sie Nichts mehr sind, als eine Kontrole, ihnen immer zur Last fallen werden.

Es ist lächerlich, die gebildete alte Welt wegen ihrer geringen Fortschritte in der Industrie und Agrikultur zu beklagen, und ihr die Uebel anzuwünschen, die uns erst zu

einer gesteigerten Anstrengung in diesen Fächern gespornt haben. Roms spätere Geschichte bietet schon die Symptome dieser neuern Nothzustände dar. Der zunehmende Umfang seines Gebiets, die Zufälligkeiten der wechselnden Regierungsgewalt steigerten die Bedürfnisse. Hatte den Welteroberern der Krieg, jezt der Erbfeind des Wohlstandes, früher als eine Quelle der Reichthümer gedient, so mußte diese endlich versiegen, da man den halben Erdkreis unterjocht hatte. Neben das System der Plünderung und Gewaltthätigkeit, das die Statthalter in den Provinzen befolgten, peinigte diese unglücklichen Länder eine wucherische Schaar von Staatspächtern, welche die Berge, Triften, Wälder, Thiere und Sklaven in ihre Kataster eintrugen, und überall in den Städten, auf den Landstraßen und an den Häfen ihre Zollhäuser aufschlugen.

Wo man etwas verlangt, ist es Pflicht, das Geben zu

erleichtern. Dieſer Grundſatz war dem Alterthum unbekannt. Die römiſche Verwaltung kannte nur ihre Forderungen, die ſie nach dem Maßſtab ihrer Bedürfniſſe, und noch öfter ihrer Habſucht berechnete. Die Einwirkung auf Handel und Gewerbe blieb ihr fremd. Cicero rief auf dem Forum, daß man die Seeräuber bekriegen müſſe, nicht der gefährdeten Quellen des allgemeinen Wohlſtandes wegen, ſondern um dem Pompejus eine Würde zu übertragen, und den Staatspächtern ihre Einkünfte zu ſichern. Einige Einrichtungen, die entfernt an die moderne Wiſſenſchaft der Nationalökonomie erinnern, rief das Privatintereſſe der Lieferanten und Geldwechsler hervor. Doch allen dieſen Inſtituten ſtellte der letzliche Despotismus einen unerſättlichen Feind gegenüber, den Fiskus, als deſſen Diener die Bosheit, die Angeberei und der Mord beſtellt waren. Die Vorrechte und Exceſſe des Fiskus zerſtörten

den Beſitz der Reichthümer und den Muth, ſich ihn zu verſchaffen, eine Gewaltthätigkeit, der Juſtinian auf einer Seite abhalf, und auf der andern durch die Indulgenzen, die er demüthig dem Clerus bewilligte, größeren Vorſchub leiſtete.

Im Mittelalter vereinigten ſich viele Umſtände, die Fortſchritte der politiſchen Oekonomie zu beſchleunigen. Im Verhältniß, wie ſich die Laſten erhöheten, mußte man auf Mittel ſinnen, die Quellen ſeiner Thätigkeit ergiebiger zu machen. Die ungleiche Vertheilung dieſer Laſten ſteigerte die Thätigkeit der Unglücklichen, die ſie allein zu tragen hatten. Ja die Hinderniſſe, welche die Verblendung der nützlichen Thätigkeit legte, mußten ſelbſt dazu dienen, dieſe zu befördern. Einſichtsloſe Regierungen pferchten das induſtrielle Genie in ſklaviſche Schranken ein, wodurch der immer regere Strom der Beſchäftigung in ein anderes Bett

geleitet wurde. Der Handel ſchwang ſich mit raſchem und glücklichem Erfolg empor. Ihm war es leichter, den Unverſtand und den Despotismus zu vermeiden. Ihm ſtand ein weites Feld offen, ja mit den zunehmenden Entdeckungen eine neue Welt. Es war eine kurze, blühende Periode, wo der Handel die räuberiſchen Ueberfälle auf der Landſtraße, die gierigen Zölle auf den Gränzen der Territorien, endlich die offiziellen Falſchmünzereien durch ſeine eigene Kraft glücklich überwand.

In die Blütezeit der Hanſe- und der norditalieniſchen Republiken fällt die erſte ſichere Ausbildung der großartigen Handelsintereſſen. Die gehäuften Kapitalien vermehrten das kaufmänniſche Vertrauen, dieſe erſte Grundlage alles nützlichen Verkehrs. Die Unternehmungen warfen größere Gewinne ab, und der ſteigende Bedarf ließ eine reiche Anzahl von Arbeitern daran Theil nehmen. Die Cirkulation

gab immer neue Mittel an die Hand, und ſtand zuletzt unter dem Schutze geſetzlicher Beſtimmungen, die noch heute die Grundlage des Handel- und Wechſelrechts bilden.

Aber dieſer Zuſtand war ganz geeignet, die Eiferſucht zu erregen. Zuerſt fiel man mit roher Hand über die Unabhängigkeit dieſer Staaten her, theilte ſich in der Beute, die man aus Kontributionen, ungeheuren Tributen und zuletzt aus offener Plünderung machte. Die Grundſätze aber, die man dieſe Opfer einſt hatte befolgen ſehen, wurden adoptirt, und den Miniſtern angewieſen, um ſie auf die Unterthanen der eignen Länder zu impfen. Dies war der Urſprung eines ſtaatsökonomiſchen Syſtems, das ſich durch ſeine kläglichen Folgen an ſeinen Erfindern rächte.

Der Merkantilismus ſchloß ſehr richtig, daß man mit dem Gelde Alles habe; aber er vergaß, daß der Talisman des Reichthums nicht in den aufblinkenden Summen, welche

die Regierung blendeten, ſondern in der Cirkulation liege, die man ihnen frei hätte geſtatten müſſen. Der Vermögenserwerb iſt ein einfacher Akt, aber man muß zwei Momente in ihm unterſcheiden. Der Merkantilismus kam immer um den erſten dieſer Momente zu früh, wenn er die Summen, deren er anſichtig wurde, einkaſſirte. Die wandelnden Kapitale ſind nur das Mittel für einen zweiten reinen Gewinn, der um ſo größer ausfällt, je größer die Summen ſind, die man verwenden kann. Man vergaß, daß das Geld nur der Stellvertreter der Waare iſt, und daß, je ſchneller, häufiger und ungehinderter der Umtauſch vor ſich gehen kann, deſto größer die Gewinne ſind. Das Syſtem der Handelsbilanz, immer nur nach Geld, nach einem jährlichen Ueberſchlag der Einnahme und Ausgabe zielend, verſezte damit der geſunden Thätigkeit die empfindlichſten Wunden. Die falſchen Maßregeln, die noch in dieſem Augenblicke den freien

Verkehr der Völker hemmen, sind die Konsequenzen dieser Irrthümer, die in den meisten Ländern noch als Staatsmaxime in geheiligtem Ansehen stehen.

Die Politik des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts war fast ausschließlich eine Folge dieses Systems. Weil man das Geld für eine unveränderliche Größe hielt, weil man nicht ahnte, daß die Reichthümer eben so gut produzirt als konsumirt werden konnten, so hielt man im Frieden den Mehrbetrag des eingeführten Geldes für das glücklichste Phänomen der zunehmenden Bereicherung, und führte Kriege, um sich die Summen wechselseitig streitig zu machen oder auf Kosten Anderer sich zu bereichern. Der einfache Satz, daß die Wohlfahrt des einen Staates die des andern bedinge, hat Jahrhunderte bedurft, um sich geltend zu machen.

Dazu kam Frankreichs verführerisches Beispiel. Die

ungeheuern Summen, mit denen Ludwig XIV. seine Siege erkaufte, verschaffte ihm zwar zum großen Theil die berechnete Sparsamkeit Colberts, aber noch mehr die Verblendung der damaligen Finanzverwaltung, die, vom Despotismus unterstützt, auf Augenblicke allerdings den Anschein des Wohlstandes gewähren konnte, im Grunde aber den völligen Ruin des französischen Handels und Gewerbes herbeiführte. Die Industrie wurde mit tausend unnützen Forderungen gefesselt, die Kolonien wurden in einem unverständigen Joch erhalten, und in die öffentlichen Ausgaben legte die Arroganz oder die Verblendung einen Sinn, der eine schwächliche Anwendung zuließ. Man führte Kriege, um, wie selbst Friedrich II. noch sagte, das Geld unter die Leute zu bringen, Ludwig XIV. verschwendete Millionen zum Anbau einer öden aber prächtigen Residenz, und nannte diese unermeßlichen Summen Almosen, dem

darbenden Volke hingeworfen. Man nannte die Steuern und Staatsschulden Geschenke, welche die rechte Hand der Nation der linken mache. Die nachfolgende Verarmung aller Staaten war die Folge eines Irrthums, der in der falschen Ansicht lag, die man von der Natur des Geldes hatte.

Montesquieu und **Rousseau** verstanden so wenig von der Nationalökonomie, als **Voltaire**, der auch in diesem Fache eine Autorität sein wollte, aber sie bahnten neuen Untersuchungen den Weg, und machten die Gemüther für vorurtheilsfreie Grundsätze empfänglicher. Die Physiokraten sind aus der Schule dieser Männer hervorgegangen. Wie **Rousseau** den Menschen in seinem natürlichen Zustande zergliederte, so führte **Quesnay** die Quelle der Reichthümer auf die Erde zurück, die schon die Alten als Allmutter und Allernährerin anbeteten. Es war für die Wissenschaft

ein unschätzbarer Fortschritt, daß Quesnay den todten Götzen des Geldes stürzte, und die Natur des Metalls nur in seiner stellvertretenden Eigenschaft fand. Er nahm aber den Schritt zur Wahrheit nur halb, indem er den Bodenertrag einseitig begünstigte, und alle Resultate unserer Thätigkeit auf die Grundrente zurückführte.

Die Lehre vom reinen Ertrage ist unstreitig eine wichtige Entdeckung; aber Quesnay dehnte sie ungebührlich aus. So wahr es bleibt, daß der reine Ertrag die Grundlage der Besteuerung bilden muß, weil er für den Einzelnen das Hilfsmittel seiner Existenz ist, so ist es doch übereilt, auch die Gesammtkonsumtion, die Thätigkeit der Gesellschaft, auf den Reinertrag zurückzuführen. Die Mißgriffe, welche die Physiokraten mit den Folgerungen aus ihren Sätzen über den Nettoertrag begingen, haben ihnen den Todesstoß gegeben; obschon vielen ihrer praktischen Lehren die gerechte

Anerkennung auch später noch geblieben ist. Als Beweis dienen Turgot's Verwaltung und der berühmte Spruch: Laissez nous faire!

Mit Adam Smith trat an die Stelle des Geldes und des Bodens die Arbeit. Dieser scharfsinnige Kopf hat durch die strenge Unterscheidung der Begriffe Arbeit, Kapital, Preis erst das Licht einer feinen, methodischen Deduktion in die Nationalökonomie gebracht. Er hat nachgewiesen, welchen Gebrauch die öffentliche Gewalt von ihrem Einflusse zu machen habe, um auf die Zunahme und Erhaltung der Nationalwohlfahrt mit Erfolg zu wirken. Adam Smith ist als Vertheidiger des Systems der unbedingten Handels- und Gewerbefreiheit aufgetreten. Die Erfordernisse für einen glücklichen Verkehr, auf die er immer zurückkommt, sind die Aufhebung der persönlichen Bevorrechtigungen, der privilegirten Korporationen, der lastenden

Gemeinderechte, die Wegräumung der dem Handel gelegten Hindernisse, der Aus- und Einfuhrverbote, der Zollinien und endlich eine weise und gewissenhafte Besteuerung. Seit Smith's Ausführungen hat die Nationalökonomie glänzende Fortschritte gemacht. Die wichtigen Fragen der neuern Geschichte trugen dazu bei, die Kenntniß dieser Wissenschaft zu verbreiten: und die Zeit kann nicht mehr fern sein, wo jeder Gebildete darnach trachten wird, sich über seinen wahren Vortheil aufzuklären. Die zunehmende Bekanntschaft mit den Lehren dieser Wissenschaft wird nicht nur den Kampf derselben gegen eine verknöcherte, feindselige und nur von der Gewalt unterstützte Praxis zu Gunsten der erstern entscheiden, sondern unzählige andere Fortschritte beschleunigen. Die Nationen werden aufhören, sich mit Eifersucht zu verfolgen, oder gar die Waffen zu ergreifen, wo es nur die Anerkennung ihres wahren Interesses bedarf.

Smith hat in seinem Gegenstande zwar die Methode eingeführt, ihn aber nur zum Theile der Wissenschaft erhoben, weil er die systematische Anordnung desselben unterließ. Eine plangemäßere Aufeinanderfolge seiner Untersuchungen würde ihm die Lücken nachgewiesen haben, die sich in ihnen noch vorfinden. Say, der sich überall Smith's Schüler nennt, unternahm es, diese auszufüllen. Er unterwarf zuerst die Reichthümer einer vollständigen Analyse, und brachte die Phänomen ihrer Produktion, Vertheilung und Konsumtion unter gewisse allgemeine Gesichtspunkte, die die Klammern eines scharfen, senkrechten Systems bilden. Say lichtete die Verwirrungen, die sich bei Smith aus der schwankenden Bestimmung des Preises ergeben hatten, und hob sie durch die genaue Unterscheidung des Preises vom Werthe, diesem wahren Maßstabe aller auf den Verkehr Bezug habender Erscheinungen. Er hob die einseitige

Begünstigung der ökonomischen und industriellen Produktion auf, brachte sie nicht nur in ein Ebenmaß, sondern räumte auch der Handelsproduktion ihre gebührende Stelle ein, deren Theorie bei **Adam Smith** gänzlich übergangen ist. Zu diesem Vorzuge zweckmäßiger Neuerungen gesellte sich bei **Say** eine umfassende Kenntniß der reellen Interessen der Producenten und Konsumenten, die er sich in seiner bürgerlichen Stellung und einer reichen politischen Erfahrung verschafft hatte. Sein kürzlich erfolgter Tod entriß der Welt nicht nur einen feinen, unterrichteten Denker und enthusiastischen Freund wahrhafter Humanität, sondern namentlich auch Frankreich einen der wenigen Männer, welche die Wechselschläge seiner politischen Schicksale mit einem großartigen Heldenmuthe ertragen haben. **Say** blieb sein ganzes Leben hindurch ein aufrichtiger Vertheidiger der Freiheit. Er war der einzige, der als Tribun

zu diesem Zwecke durfte nicht zufällig sein. Das Geld durfte keineswegs seinem Stoffe nach Nichts sein, um durch sein Gepräge erst Alles zu werden. Es mußte aus einer Masse gefertigt werden, die selbst einen mit Korn oder Vieh abschätzbaren Werth hat, und diesen Werth weder durch den Gebrauch, noch durch seine Verpflanzung an entlegene Oerter verliert. In dieser Hinsicht sind die edeln Metalle eine Waare, deren Werth theils allgemein anerkannt ist, die sich auf eine leichte Art bearbeiten und verführen lassen, und endlich in ihrer Totalquantität nicht reißend zu- oder abnehmen können. Ein dennoch bei den edlen Metallen eingetroffener Uebelstand hat sich nicht vermeiden lassen, nämlich die mangelhafte Reduktion des Goldes und Silbers auf eine unveränderliche Proportion. Zu verschiedenen Zeiten sind die gegenseitigen Werthe dieser Metalle gesunken, so daß man bald mehr, bald weniger Silbers bedurfte,

um eine bestimmte Quantität Gold zu kaufen. Die amerikanischen Minen, der zunehmende Geschmack an silbernen Geräthschaften, die Vorliebe der Asiaten wiederum für das Silber haben den Cours dieses Metalles schwankend erhalten, und die Kapitalisten zum Einschmelzen ihres Silbers vermocht, wodurch sie einen Vortheil erzielten, der Andern zum Nachtheile ausschlug. Aber alle diese Mißstände sind noch gering gegen das Unheil, das die Regierungen aus dem Mißbrauch ihres Münzprivilegiums entstehen ließen. Die unmittelbare Folge der Münzverschlechterung, von der die Regierungen thörichterweise immer geglaubt haben, man würde sie nicht bemerken, ist die Herabsetzung aller in Münzen zahlbaren Obligationen, d. h. ein tausendfältiger Bankerott, der auf die öffentliche Gewalt selbst rückwirken muß.

Die Cirkulation großer Geldsummen ist eine Last für

den Verkehr. Daher entschloß sich das gegenseitige Vertrauen zu Stellvertretungszeichen des baaren Geldes, die, aus Papier bestehend, schnell und leicht umsetzbar waren. Eine im Gebiete des Handels so vortreffliche Einrichtung mußte allen Werth verlieren, als sie die aus Verlegenheit habsüchtige Regierung nachzuahmen anfing. Dies ist der Ursprung des Papiergeldes, das vom Schwindelgeiste zu Ballen in Bewegung gesetzt wurde, das die Stelle eines reellen Reichthums ersetzen sollte, und ihn da, wo er noch war, untergraben hat, das den Untergang verschwenderischer Regierungen, statt aufzuhalten, beschleunigte.

Die Wechselpapiere des Handelsstandes sind nur Abbreviaturen eines weitläufigen Verkehrs, und haben die Eigenschaft, jeden Augenblick versilbert werden zu können, weil sie immer Anweisungen auf liegende Summen sein müssen, eine Eigenschaft, die den Assignationen der französischen

Regierung abging. Law ging von der ehrlichen Abſicht aus, ſeinen Papieren dieſe Fähigkeit zu erhalten. Es war keine eitle Vorſpiegelung, daß man auf den erſten Aſſignaten, die mit Vorſicht und Beſonnenheit vermehrt wurden, die Verſicherung erhielt, jede öffentliche Kaſſe zahle den Nennwerth dieſes Papieres in redlichen Silberſtücken aus. Später kam man aber von dieſer Mäßigung zurück. Man vervielfachte die Papiere ins Unendliche, die auf ihnen abgedruckte Ermächtigung zur Einkaſſirung des Betrags wurde illuſoriſch. Dieſe Widerſinnigkeit folgte aus der Anſicht, die das Geld für eine Waare hielt, die man produziren könne. Einen ähnlichen Irrthum hat ſich ſelbſt die vorſichtigere Handelswelt zu Schulden kommen laſſen, und ſich damit die empfindlichſten Wunden verſezt. Das Inſtitut der Zettelbanken, ſo unerläßlich für einen großartigen Handelsverkehr, gab ſich häufig illuſoriſchen Täuſchungen hin,

und mußte noch öfter den gewissenlosesten Einfluß der Regierungen ertragen. Die Banken verkannten die Natur ihrer Noten, fingen an, sie ohne Berechnung zu vermehren, schoßen den Regierungen ansehnliche Summen vor, die sie niemals aufkündigen durften, und brachten ihre Verbindlichkeiten mit den Mitteln, sie gewissenhaft zu erfüllen, in ein so großes Mißverhältniß, daß sie selbst ihre Zahlungen einstellen mußten, und das Signal zu unzähligen Privatbankerotten gaben. Dies war 1785 der Fall mit der Diskontokasse von Paris, später mit dem Bankerott der englischen Bank, und wird meist immer das Schicksal der Provinzialbanken sein, die sich niemals solcher Privilegien erfreuen, wie die Hauptbank. Wir haben in Deutschland dieselben Erfahrungen gemacht; ich erinnere nur an das Unglück, das die preußischen Ritterschaftsbanken traf, als Napoleon's Invasion die Grundlagen, auf denen sie

beruhten, die Landgüter, preisgab. Die weise, vielleicht übertriebene Vorsicht der jetzigen Pariser Bank ist auf jeden Fall geeignet, Vertrauen einzuflößen und eine wohlthätige Wirkung auf die öffentliche Wohlfahrt auszuüben.

Erst dann fängt der Werth der Dinge an, sich geltend zu machen, wenn sie in den Umlauf kommen. Der Markt, das Ausgebot, die Nachfrage, die Werthabschätzung, diese Begriffe sind entscheidend für alle Erscheinungen der Reichthümervertheilung. Welches ist die Regel für die Bestimmung des Marktpreises? Die Bedürfnisse sind verschieden, je nach unserer Lage. Das Klima, die Sitte, die Gesetzgebung macht dem Einen entbehrlich, was für einen Andern einen sehr hohen Preis hat. Ein Wagen voll Schlittschuhe gilt in Neapel nicht mehr, als das Eisen und Holz daran werth ist, während man in Riga zugeben muß, daß ein ansehnlicher Werth darin enthalten ist. Die Abend-

zeitung koſtet in Dresden 12 Thaler, während man in Spanien keine vier Groſchen dafür geben würde. Eine Federnkrone, die am Miſſiſippi einen Reichthum bildet, iſt für einen Europäer nutzlos, wenn ſie nicht für einen Damenhut einen doch unverhältnißmäßig geringen Werth abwirft.

Die Dinge, nach denen wir verlangen, ſind nicht blos die Luft, das Waſſer, Feuer, die ſich von ſelbſt mittheilen, ſondern es ſind in größerem Maße geſellſchaftliche Reichthümer, die durch ein vielſeitiges Zuſammenwirken oder einen einfachen Produktivdienſt erzeugt worden ſind. Nachdem die auf die Verfertigung eines Gegenſtandes gewendete Mühe größer oder geringer geweſen iſt, darnach entſcheidet ſich wiederum der Preis. In einem faulen Volke wird man aber für daſſelbe Quantum Arbeit weit mehr zahlen müſſen, als in einem betriebſamen, und hierin liegt die zweite Urſache der relativen Beſtimmung des Marktpreiſes.

Die dritte endlich ist der Maßstab des Vermögens. Eine Waare kann oft einen enormen Werth haben, und dennoch nur schlecht im Preise stehen, weil die Käufer erst ihre dringenden Bedürfnisse befriedigen und dann für jenen Gegenstand nicht mehr ausgeben können, als den kargen Ueberschuß ihres gemessenen Vermögens. Diese Thatsachen geben die wichtigsten Folgerungen.

Das Fallen der Preise kann nur für den Augenblick ungünstig sein, auf die Länge ist es ein Fortschritt. Dieser paradoxe Satz stimmt mit der Erfahrung überein. Es versteht sich, daß hier nur von einem gleichmäßigen Preisabschlage die Rede ist. Die Werthbestimmungen aller Dinge müssen in einem natürlichen, ungestörten Zusammenhange stehen. Das Getreide wird wohlfeiler, wenn der Arbeitslohn sinkt. Wenn ein Fabrikant wöchentlich einen Thaler weniger verdient, so ist er nicht im Nachtheil, wenn auch

alle seine übrigen Bedürfnisse in diesem Verhältnisse gefallen sind. Wie? wird man sagen, wenn man nun den Produzenten Nichts mehr bezahlt, was ihren Gewinn ausmacht? Wir entgegnen, daß dann eine allgemeine Zufriedenheit eintreten würde. Es würde keine Produzenten mehr geben, der Gedanke des Tauschwerthes hätte sich verloren, Jeder besäße die Dinge, deren er bedarf, und brauchte sie nicht anzuschaffen, so wenig wie die Luft, die uns umgibt. Wenn die Dinge gar nichts mehr kosten, so muß Jedermann unendlich reich sein.

Das Einkommen des Grundbesitzers, des Kapitalisten und des Industriemanns bildet sich aus den Gewinnsten, welche der Fortgang der Produktion abwirft. Diese Gewinnste sind keineswegs in allen Produktionsfächern gleich. Es wird hier immer gewisse Regeln geben, die zu beobachten der Unternehmer sich zur Pflicht machen muß. Z. B. ist es

vortheilhafter, mit unscheinbaren, ordinären, als mit kostspieligen Modeartikeln zu handeln. In Lyon sind die Seidenfabrik-Arbeiter in Lumpen gehüllt. Diejenigen Tuchmacher, welche grobes Tuch fertigen, tragen meist bessere Röcke, als die, welche Kasimire arbeiten.

Aus den verschiedenen Produktionsfonds ergeben sich dreierlei Arten von Einkommen: das Industrie-, Kapital- und Agricultur-Einkommen.

Die Industrie wird da am theuersten bezahlt, wo die meisten Ländereien und Kapitale liegen. Nordamerika beweis't vor allen diese Bemerkung, die auch das reiche Holland vor der Revolution wahr gemacht hat. Die Industriedienste werfen dann immer mehr ab, wenn sie in einer gefährlichen oder widerwärtigen Arbeit bestehen, wenn sie zuweilen unterbrochen werden, wie sich z. B. der Fiaker auch für die Stunden bezahlen läßt, wo er Niemanden zu

fahren hat, und endlich wenn die Arbeit ein angebornes Talent oder eine erworbene Geschicklichkeit voraussezt.

Nach ähnlichen Voraussetzungen erhöhen sich auch die Gewinnste des Unternehmers. Dieser wird schwerlich eine Anzahl Hände beschäftigen können, ohne ein angemessenes Vermögen zu besitzen. Die Nothwendigkeit, ein solches Kapital zu finden, die persönlichen Vorzüge, die man an der Spitze eines Unternehmens erblicken muß, und die Gefahr, die der Wagende auf seine Rechnung nimmt, steigern die Gewinnste, die dem Unternehmer zufließen. Sehr schwierig gestalten sich dabei oft die Lagen der Handarbeiter. Der Tagelohn ist einem fortwährenden Sinken im Preise ausgesezt, weil sich hier so viele Hände anbieten, daß ein Unternehmer wegen Arbeiter niemals in Verlegenheit kommt. Die Erfindung einer neuen Maschine, die Waareneinfuhr, die starken Auswanderungen entziehen Tausenden ihren

Unterhalt und fordern die Vorsicht der Regierung auf, mit rascher Hilfe beizuspringen. Das Almosenspenden ist in diesem Falle das schlechteste Hilfsmittel. Es müssen neue Erwerbsquellen geöffnet werden, die die früheren ersetzen, ja es läßt sich sogar verlangen, daß die, welche eine plötzliche Arbeitslosigkeit zu ihrem Vortheile veranlaßt haben, verpflichtet sind, eine Zeitlang die Last, die der Gesellschaft daraus erwachsen ist, zu tragen, und ihre entlassenen Arbeiter gegen die ersten Anfälle der Noth zu schützen. Wie ist es zuletzt mit der geistigen Industrie? Der Fabrikant verfertigt ein Tuch, das Dem, der es kaufte, vollkommen angehört, er hat sein Recht auf dieses Tuch verloren, und muß ein zweites machen, wenn er ein zweites verkaufen will. Die Arbeit eines Gelehrten steht nicht in demselben Verhältnisse. Seine Produkte lassen sich zwar verkaufen, aber nicht verbrauchen. Ein zerrissenes Buch, eine im

Vortrag gelernte Wahrheit kann nicht zerstört werden. Die Arbeit des Gelehrten, wenn sie einmal aus seinem Kopfe ausgegangen ist, bleibt ein ewiger Besitz der Menschheit. Sind **Plato** und **Aristoteles** nach Verhältniß bezahlt worden? Nein, sie mußten sich mit den Kränzen des Ruhms begnügen, und die Ewigkeit ihres Gedächtnisses als Ersatz ihrer Mühen ansehen. Dies fühlt die Mitwelt gegen ihre Gelehrte noch immer, und sucht sie durch die Ehre zu entschädigen. Daher macht man die Dichter zu Legations- und die Professoren zu Hofräthen.

Das Einkommen des Kapitalisten ist der **Zins**. Die falsche Humanität z. B. des kanonischen Rechts verdammte jede Zinsannahme als einen verbrecherischen Wucher. Man sagte: Geld ist kein Baum, kein Acker, kein Thier, es vermehrt sich nicht, es ist eine todte Waare. Wir wissen längst, auf welcher irrigen Voraussetzung die Schlußfolge beruht.

Das Geld ist keine Waare, sondern nur der Stellvertreter derselben. Es ist der Nennwerth eines Grundstückes, eines Hauses, von denen ja eingestanden wird, daß sie sich auf natürliche Weise vermehren. Eben so unpassend waren die Gesetze, welche die öffentliche Gewalt über die Höhe des Zinsfußes erlassen hat. Diese haben ihre Wirkung immer verfehlt, und mehr Schaden angerichtet, als sie verhüten sollten. Trotz der verschärften Edikte verlieh man so viel Geld, als früher, weil das Bedürfniß blieb; aber die Assekuranzprämie stieg unmäßig, weil man sich dann noch immer gegen die Gefahr, bestraft zu werden, sichern mußte. Der gesetzlich festgesezte Zinsfuß hat manchen Banquerott beschleunigt. Der um Geld Verlegene würde sich mit einem Darleihen retten können, aber seine mißlichen Umstände vermögen keinen Kapitalisten, ihm zu niedern Zinsen zu borgen; zu hohen Zinsen aber, die dem Darleiher sein

Geld assekurirten, darf er Nichts entlehnen, daher sein Ruin. Die Anlage vieler Kapitalien ist ein Gewinn für die Nationalwohlfahrt. Die Bearbeitung der Grundstücke nimmt einen grössern Schwung an, sie werden produktiver und wirken auf die Arbeit, selbst in der Industrie; daher sind die Anlagen auf Landwirthschaft immer die vortheilhaftesten.

Das Einkommen aus Grundstücken kann eben so von Unfällen bedroht werden, wie das aus der Industrie und dem Kapital; aber es hat einige Vortheile vor diesen voraus. Selbst der kleinste Gewinn, den ein Stück Landes abwirft, gestattet seinen Anbau, eine Unmöglichkeit für jeden andern Erwerb. Mögen sich die widerwärtigsten Umstände vereinigen, um den Gewinnst des Landbesitzers zu schmälern, so wird dieser seine Ländereien doch nicht brach liegen lassen, obschon er sie nicht mehr in Pacht wird

geben können. Um die Verpachtung eines Grundstückes ersprießlicher zu machen, wird der Eigenthümer gewisse Regeln nicht aus den Augen lassen. Die langen Pachtungen sind vortheilhafter, als die auf kurze Zeit, weil sie dem Pächter Verbesserungen möglich machen. England beweis't, wie wohl sich die Ländereien bei der Unumstößlichkeit des Pachtkontrakts befinden. Meliorationen, die man niemals unternehmen wird, wenn man stündlich eine Aufkündigung gewärtigen kann, geben den Besitzungen einen größern Werth, und setzen die Pächter in den Stand, ihren Verpflichtungen gegen die Eigenthümer pünktlich zu genügen.

Die Konsumtion der Reichthümer regelt sich nach dem Bedarf; der Bedarf nach tausend Einflüssen, die auf den Willen, die Entschließungen, die Gewohnheit und das Vermögen wirken. Jedermann ist Konsument: und die stärkste Konsumtion geschieht unstreitig durch die Klasse, welche am

wenigſten beſizt, aber am zahlreichſten iſt. Der Genuß der Reichthümer iſt ein Verluſt derſelben, der entweder durch das genoſſene Vergnügen oder eine neue Produktion erſezt wird. Dieſer lezte Umſtand ergibt die reproduktive Konſumtion, die jedoch von einer unfruchtbaren immer begleitet iſt. Der Miethzins eines Hauſes iſt für Den, der es zu ſeinem Geſchäfte benuzt, reproduktiv, für den Eigenthümer iſt er konſumirt, weil er der Zins eines in das Haus geſteckten Kapitals iſt. Bei dieſen unproduktiven Konſumtionen wird ſich die Vorſicht des Privatmannes und des Staates gewiſſe Gränzen ſtecken. Verſtändige Konſumtionen ſind diejenigen, wo reelle Bedürfniſſe befriedigt werden, die eher langſam, als ſchnell von Statten gehen, und deshalb eher theuer als wohlfeil ſein mögen, die mit gleichem Aufwand Mehreren zu Gute kommen, und eben ſo viel koſten würden, wenn ſie nur Einen träfen, und die endlich von

einer gesunden Moral gebilligt werden. Dies sind die allgemeinsten Kriterien, die über den Staats- und Privataufwand entscheiden.

Man hat dem Luxus viele Lobreden gehalten, und es ist wahr, er befördert die Produktion; aber damit ist er noch nicht entschuldigt. Die Verschwendung begünstigt nur gewisse Produkte, deren Zunahme für den Aufschwung der Gewerbe ohne Werth ist, sie zerschlägt die Summen, die nur durch ihre Aufhäufung der Produktion von Nutzen sind, sie ist meist ohne einen Vermögenszuwachs, und daher doppelt gefährlich. **Montesquieu**, der wenig von der Nationaldkonomie verstand, hat gesagt: „Wenn die Reichen nicht großen Aufwand machen, so sterben die Armen Hungers"; billig hätte ihn seine eigene Erfahrung eines Besseren belehren sollen. Wir wollen nicht davon reden, daß der Luxus den Reichen nicht einmal beglücken kann, daß er die

Moralität vergiftet, und die Vermögens-Ungleichheit, dies Schreckbild für alle bestehende Regierungen, eher vergrößert als verringert, wir zeigen nur auf die alltägliche Erscheinung und die Begleitung hin, die den Luxus umgibt. Die Gastmähler des Lukullus wurden mit dem Elend unermeßlicher Länderstrecken bezahlt, und man brauchte sich keine Tagreise weit von Versailles, Rom und Madrid zu entfernen, um auf die Lumpen der Armuth zu stoßen.

Die Staatskonsumtionen sollen nothwendig sein; aber sie lassen sich nur in so weit rechtfertigen, als sie der Gesellschaft eben so viel nützen, als sie ihr kosten. Dies ist die Regel der Vernunft und der Gerechtigkeit, obschon jedes Blatt der Geschichte mit Verstößen gegen sie bedeckt ist. Die Machthaber spielten abwechselnd mit dem Leben und Vermögen ihrer Unterthanen. Jenes opferten sie den Phantomen des Ruhms und Ehrgeizes, dieses meist immer

ihrer Habsucht, ihren Schmeichlern und zuweilen ihren falschen Einsichten. Ludwig XIV. nannte sich den Herrn des Vermögens von ganz Frankreich, und hielt die Ausgaben der Regierung für ersprießliche Wohlthaten. Man vergaß, daß die Einkünfte derselben ein Abzug vom Nationalvermögen sind, das diesem niemals wieder zufließen wird, wenn es nicht unter die Verwaltung der Wirthschaftlichkeit gestellt ist. Eine verschwenderische Regierung wird immer blos gestellt sein, das Vertrauen der Nation verläßt sie, und große Gefahren, in die sie geräth, sind niemals das Signal einer freudigen Aufopferung der Staatsbürger, sondern ihrer Mißhandlung oder der traurigsten Nothbehelfe. Womit mußten sich die Könige Frankreichs aus ihren Verlegenheiten retten? Durch ein feiles Ausgebot der Aemter, die sie als Auszeichnung des Verdienstes ihrer Gnade vorbehalten hatten. Sie ließen sich die albernen Stellen eines

Oberhofbartputzers, eines Hofbuttercontrolleurs durch enorme Summen abkaufen, und ließen dafür diesen Großwürdenträgern entweder die Zeichen als Pensionen auszahlen, oder gaben ihnen Anweisungen auf das preisgegebene Vermögen ihrer Unterthanen.

Die Hauptobjecte des Staataufwandes sind die Civilverwaltung, das Kriegsheer, der öffentliche Unterricht, die Wohlthätigkeiten, die Bauten. Alle diese Kosten sind unproduktiv, und es ist zu wünschen, daß die Regierung sich überhaupt nicht mit der Produktion befassen möge. Die unter der Autorität des Staats stehenden Industrie-Anstalten werfen selten einen reellen Gewinn ab, und wo sich einiger Ueberschuß an Einnahme ergibt, da würde er größer sein, wenn dieser Thätigkeitszweig in die Hände des Publikums käme.

Die einfachste Verwaltung ist die beste. Die Sucht

des Zuvielregierens schadet der Freiheit eben so viel, als dem Wohlstande. Jede Behörde muß in ihrem Kreise bevollmächtigt sein, und die Centralisation nur die Kontrolle erleichtern. Ein Gebäude kann in Straßburg verfallen, ehe man von Paris aus die Erlaubniß erhält, es auszubessern. Die formloseste Regierung ist die wohlfeilste, weil sie uns von dem Heer lästiger Beamten befreit. Man kann in diesen Schlußfolgen weiter gehen. Die wohlfeilste Regierung ist nicht immer die beste, und eine schlechte Regierung wird, selbst wenn sie wohlfeil ist, immer noch zu theuer bezahlt. Um der Ehrlichkeit gewiß zu sein, muß man sie gut honoriren; man wird Den nicht zu bestechen wagen, von dem man weiß, daß er Nichts bedarf. Die Nation, welche ihre Deputirte bei der Gesetzgebung bezahlt, ist besser vertreten, als die, welche sie durch die Ehre ihres Vertrauens entschädigen will. Englands Verfassung würde

weniger illusorisch sein, wenn es seinen Repräsentanten das Geld gäbe, was sie später vom Ministerium erhalten.

Aus dem Kriege hat die neuere Zeit ein Gewerbe gemacht. Seitdem die Tapferkeit nicht mehr, sondern die bessere Rüstung und der größere Reichthum an Hilfsquellen den Ausgang der Feindseligkeiten entscheidet, ist der Krieg eine Aufgabe geworden, zu deren Lösung man sich in der Zeit des Friedens systematisch vorbereitet. Seitdem die stehenden Heere als eine Nothwendigkeit erklärt sind, haben die Staaten in ihren Verein eine Klasse aufgenommen, deren Wünsche von den übrigen Bürgern so verschieden sind, und das an den Tummelplatz ihrer Verdienste erzielen, was diesen als das gefährlichste Uebel erscheint. Der Krieg selbst ist ausnehmend kostspielig. Die Waffen haben sich seit Erfindung des Schießpulvers mannichfach komplizirt, die Terrains sind weiter geworden, seitdem man

England in Ostindien und Frankreich auf Isle de Bourbon angreifen kann, die Ausplünderungen sind methodischer als sonst, und nicht weniger erschöpfend. So lange dies System herrscht, werden die Nationen sich keines dauernden Glückes erfreuen. Die stehenden Heere, die auf dem Friedensfuße so lästig sind, wie im Kriege, und das Angriffssystem sind Maximen, zwiefach verderblich für die Nationen, da sie kostspielig und wenig sichernd sind. Friedrich der Große hat die Nachtheile des Angriffssystems außer allen Zweifel gesezt, und bis jezt ist die Geschichte reicher an Schlachten, die glücklich in der Heimat geliefert wurden, als an Erfolgen, die man auf fremdem Gebiete erkämpfte. Die Landwehren mit einem stehenden Elitenkorps sind die einzig nationale Bewaffnung, sie reichen zur Vertheidigung des Staates und zur Aufrechthaltung der innern Ordnung hin, und vermeiden alle die Uebel, die im Gefolge der stehenden

Heere sind, von denen man die hohen Kosten nicht das Geringste nennen möge!

Dem Staate muß an der Verbreitung nützlicher Kenntnisse Alles gelegen sein. Er ist der natürliche Beschützer jeder geistigen Anstrengung, die seinen Zweck schneller und sicherer zu verwirklichen beiträgt. In seinen Unterstützungen wird er gewisse Regeln beobachten, die ihn vor der hier eben so häufigen Verschwendung als übertriebenen Sparsamkeit bewahren. Die Regierungen pflegen Diejenigen, die ihnen am meisten in die Hände arbeiten, am kärglichsten zu belohnen, und Jenen, deren Thätigkeit ihnen selbst schon reichliche Früchte gewährt, noch Summen auszusetzen, die das Verhältniß aller an der Bildung Arbeitenden zerstört. Der Elementarunterricht, der die Moralität und Civilisation befördert, den Gesetzen Achtung verschafft, und das Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten erweckt, wird spärlich bezahlt.

Die Wohlthätigkeitsanstalten sind schädlich, wenn sie nur Almosen spenden. Sie müssen das menschliche Elend wieder aufrichten, und jede dem Alter oder dem Gebrechen noch übrig gebliebene Kraft benutzen, um sie zu beschäftigen. Die Arbeitshäuser des Kontinents beweisen, welche Vortheile wir vor England voraus haben, vor England, das unter der Last seiner Armentaxe seufzt. Diese Taxe ist die drückendste Kommunalabgabe, die bei der steigenden Armuth immer zunimmt, und der wucherischen Berechnung der Industrieunternehmer so sichern Vorschub leistet. Denn welches ist die Folge dieser Abgabe? Die Unternehmer wissen, daß ihren Arbeitern ein bestimmter Lohn gezahlt werden muß, der, wenn er nicht da ist, den Kirchspielen zur Last fällt. Diese Gewißheit bestimmt sie, den Lohn, den sie zahlen, immer mehr zu verringern. Wäre das englische Volk, selbst nach der Reformbill, nicht so schlecht

vertreten, ſo würde es hoffen können, von einem ſo ſchreienden Mißbrauche bald befreit zu werden.

Es gibt für die Regierungen kein beſſeres Mittel, auf die Wohlfahrt der Nation zu wirken, als die Befugniß, die ſie zu öffentlichen Bauten haben. Sie haben dieſe Aufgabe bis jezt zu oft mißverſtanden, und die Beſchäftigung, die ſie dem arbeitsloſen Pöbel und den heruntergekommenen Handwerkern bei Errichtung prächtiger Zierden ihrer Hauptſtädte geben, für den höchſten Triumph ihrer Weisheit gehalten. Die Prunkgebäude ſind nicht reproduktiv; aber Kanäle, Häfen, Dämme ſind es. England beweiſt, welche Vortheile die Erleichterung der Binnenſchiffahrt dem Handel und den Gewerben gewährt. Beſizt die Regierung die Mäßigung, dieſe Verbindungen durch Kanäle und Landſtraßen nicht mit übermäßigen Zöllen zu belaſten, ſo wird ſie ſich den Dank jedes Freundes der Nationalwohlfahrt erwerben.

Wir sehen, daß die Regierung Geld braucht. Woher nimmt sie's? Wir wissen es Alle, zum kleinsten Theile aus den Domänen des Staats, zum größten aus den Taschen seiner Bürger. Dies ist ganz in der Ordnung und die Aufgabe nur die, in seinen Forderungen mäßig und einfach zu sein, vor allen Dingen aber nicht peinlich zu werden. Wir zahlen gern, wenn man uns gut bedient, wenn die Ausgaben unter unseren Augen geschehen, und man immer einen kleinen Theil weniger verlangt, als wir in der That vielleicht noch auftreiben könnten. Die Steuer darf nur den Ertrag treffen, greift sie die Kapitale an, so weiht sie den Staat dem Untergange. Die Regierungen gleichen dann jenen Wilden Montesquieu's, welche die Bäume abhauen, um ihre Früchte zu sammeln.

Die erträglichen und vortheilhaften Steuern tragen gewisse Kennzeichen, die auf Folgendes zurückkommen:

Sie ſind der Quote nach gering, weil eine überſpannte Steuer die Unterthanen beraubt, und nicht einmal die Regierung bereichert. Der Ertrag einer Auflage wächſt nicht in gleichem Verhältniß mit ihrer Größe. Wer wird ſich Dinge anſchaffen, die ein übertriebener Zoll unerſchwinglich gemacht hat? Der Preis der Dinge beſtimmt die Nachfrage, der Abſatz die Einfuhr, und der Zoll das Einkommen der Regierung. Je größer die Abgabenſteigerung, deſto geringer der Abfall für den Fiskus. Warum Steuern, die dem Unterthanen eine Laſt ſind, ohne der Regierung zu nützen? Wenn man die Unterthanen zu öffentlichen Frohnen requirirt, ſo kann der geringe Vortheil, den die Regierung daraus zieht, die Verluſte des Arbeiters an Zeit und an ſeinem eigenen Gewerbe nicht erſetzen. **Turgot** hat berechnet, daß die Chauſſeefrohnen dem Staate zehn Millionen Livres erſparen, und **vierzig Millionen** den

Unterthanen Schaden bringen. Ein großes Uebel im Gefolge der Steuern ist der Aufwand, den ihre Beitreibung verursacht. Eine Auflage, die auf zwölf Millionen berechnet ist, kostet dem Volke in der That sechzehn Millionen. Eine gute Regierung sucht diesem Mißstande abzuhelfen, der früher noch drückender war. Vor den Zeiten Sully's beliefen sich die Erhebungskosten, eine Summe, die niemals dem Nationalvermögen wieder zufließt, auf 500 Prozent. Napoleon scheute dies Mißverhältniß nicht, weil sein Despotismus einer tausendarmigen Beamtenkaste bedurfte, und er niemals die Summen achtete, die der Augenblick kostete, wenn er voraussah, daß sie ihm in der Zukunft reichliche Früchte tragen würden. Ferner soll die Steuerlast gleichmäßig vertheilt sein, oder der Fiskus ist auch hier einem Verluste ausgesezt. Wem man wenig abfordert, wird sich niemals vordrängen, um mehr zu

bezahlen, und wer zu viel trägt, ist ein schlechter Zahler, weil seine Kräfte überstiegen sind. Es ist der Billigkeit angemessen, wenn **A. Smith** sagt: „Es läßt sich gar wohl rechtfertigen, daß der Reiche nicht blos nach Verhältniß seines Einkommens zum Staatsaufwande beisteure, sondern noch etwas darüber."

Die progressive Steuer ist weder eine Ungerechtigkeit noch eine Entmuthigung, in dem Erwerbe seiner Reichthümer fortzufahren. Die Steuern sollen der Reproduktion so wenig als möglich schaden. Sie sollen keine Gegenstände treffen, die auf der Cirkulation begriffen, die Produktion hemmen würden, wenn man sie verringerte. Dies trifft immer ein, wenn man Kapitalien, Objecte der ersten Nothdurft, die Rohstoffe der Manufakturen besteuert. Endlich sollen die Steuern nicht mit Instituten Hand in Hand gehen, die die Moralität verletzen und den guten Sitten

zuwider ſind. Es macht einen übeln Eindruck, wenn die Croupiers in den Bädern und die Phrynen in den Hauptſtädten ſo innig mit den Regierungen fraterniſiren.

Die Regierungen haben ſich ihre Einkünfte bequemer gemacht. Sie machen Schulden. Wer borgte nicht gern? Kann es beſſere Anlagsplätze geben? Ein Haus kann abbrennen, ein Landgut vom Feinde, ein Acker vom Hagel verwüſtet werden, eine Aktienunternehmung, ein Schauſpielhaus ſchlechte Kaſſe machen und ein Journal kann verboten werden. Die Staatsſchulden haben ihre Vertheidiger gefunden. Doch iſt es ausgemacht, daß die Kapitale bei den Anleihen verloren gehen, und daß ſie Nichts für die Produktion thun. Die Anleihen vernichten die Erſparniſſe, veranlaſſen Verſchwendungen, gehen nicht in die Cirkulation, opfern den Fonds und machen aus vorſichtigen Regierungen leichtſinnige. England ſollte durch ſeine Schulden

wohlhabend geworden sein? Eher noch durch die Fehler seiner Regierung, als durch Maßregeln, mit denen sie jene wieder hat gut machen wollen, eher durch seinen allmäligen Bankerott, als durch seine Anleihen. Die Regierung sagt zu ihren Unterthanen: wir brauchen 100 Millionen, und wendet sich nach London, Paris, Frankfurt, wo sie froh ist, von einem Bankiersvereine auf der Stelle 80, schreibe hundert Millionen zu erhalten. Die Unterthanen müssen dann die Zinsen der geschriebenen hundert Millionen zusammenbringen, und haben von 80 nur den Vortheil gezogen.

Es gibt nur zwei Mittel, keine Schulden zu haben, entweder keine zu machen, oder sie ehrlich abzutragen. Das erste verschmähen die Regierungen, wenn sie an Sparsamkeit nicht gewöhnt sind, und kein Vertrauen zu ihren Unterthanen haben, die sich gern anheischig machten, eine mäßige

Summe auf außerordentlichem Wege beizutreiben. Das lezte Mittel ſcheinen die Staatsſchulden-Tilgungskaſſen bezwecken zu wollen; doch die Ehrlichkeit, die ſie hervorrief, liegt nur im Scheine. Wozu dienen die Tilgungen, wenn unaufhörlich wieder neue Summen aufgeborgt werden? England hat ſeit 124 Jahren im Durchſchnitt jährlich 7 Millionen Gulden abbezahlt, aber auch jährlich 110 Millionen wieder aufgenommen!

Können Nationen aus Mangel an Kredit untergehen? Nein; aber die Regierungen können es. Unſre Enkel dürften die tolle Idee haben, die auf ſie ausgeſtellten Schuldſcheine ihrer Väter nicht mehr zu honoriren. Was wäre das? Eine Kaprice? Ein Bankerott? Ein Todesſtoß für die Geldmäkler? Ein Fenſtereinwurf in den Judengaſſen? Es wäre freilich eine Revolution.

Der blühende Zustand der französischen Gewerbe, auf die die Proscriptionen, das Papiergeld, die Aushebungen, die Invasion Nichts vermocht haben, ist die Folge ihrer Freiheit. Die Gesetze, welche die Bedingungen der Zulassung zum Gewerbebetriebe vorschrieben, waren zur Bildung geschickter Arbeiter unnütz, der arbeitsamen Klasse verderblich und den Konsumenten schädlich. Die Zünfte scheinen eher einen politischen, als einen auf die Gewerbe berechneten Ursprung zu haben. Sie waren entweder Associationen gegen die Unbilden des Adels oder dienten den Fürsten als eine fiskalische Hilfsquelle. So kam es, daß kein Handwerker Meister werden konnte, wenn er kein Geld hatte, oder er sonst den Zunftvorstehern durch seine Betriebsamkeit verdächtig schien. Die gezwungene Zahl der Unternehmer ist ohne Konkurrenz. Die Vortheile fließen einzelnen Bevorrechteten zu, und das Publikum erhält die

Waaren zu einem unnatürlichen Preiſe. Das Publikum muß bei dieſem Preiſe auch immer noch das Monopol bezahlen, das die Privilegirten von den Regierungen gelöſ't haben. Die Zunft-Verfaſſung erhält die Gewerbe in einer Trennung, die ihrer Natur widerſpricht. Sie peinigt ſie mit Aufſehern, Viſitatoren, gerichtlichen Verfolgungen, und nährt den Geiſt der Anfeindung und Neckerei. Was iſt es, wenn ein Schloſſer ſich keinen Nagel, ein Nagler ſich keinen Hammer machen darf?

Die Ueberfüllung des Marktes kann allerdings im Gefolge der Gewerbefreiheit eintreten, aber dies Uebel iſt weit geringer, als der Mangel an Produkten, der die Nachfrage vermehrt und die Preiſe zu einer Höhe ſteigert, die ihnen nicht gebührt. Die Ueberfüllung wird dem geſchickten und thätigen Arbeiter niemals gefährlich werden, wogegen die Unterdrückung der Konkurrenz eine

Belohnung ist, die man der Unwissenheit und Faulheit ertheilt.

Die Gewerbevorschriften, die von den Regierungen ausgehen, sind lästig und schädlich. Die Bläte, die sie den Manufakturen eines Landes geben, ist für einen kurzen Augenblick. Die Kunstgriffe, die wir voraus haben, sind vom Auslande bald überholt, und während wir bei unsern weisen Reglements stehen bleiben müssen, machen die Fremden Fortschritte, die uns ausstechen. Dies war die Folge der Verordnungen, die Colbert an die Industrie erließ. Die Spanier wollten in Frankreich Tücher kaufen, die ⅞ Ellen breit waren, die Franzosen durften nur ⅞ breite fabriziren, und sahen die Käufer nach England gehen. Eben so wenig bewahren die Reglements vor dem Betrug: sie selbst, wenn sie den Käufer sichrer stellten, so ist es doch billiger, daß Der, der sich betrügen läßt, betrogen werde

als daß die hemmende Kontrole der Regierung Diejenigen belästigt, die die Absicht haben, ehrliche Waaren zu liefern. Droz sagt richtig, daß, wenn man der Gewerbfreiheit einige Beschränkungen auflegen wollte, dies nur geschehen dürfe, um ihr selbst zu nützen. Die Gewerbefreiheit ist kein Selbstzweck, sie ist nur das Mittel zum Wohle des Publikums.

Eine historische Entwicklung der Beschäftigungen, denen sich die ersten Menschen hingaben, ist sehr schwierig. Krause in seiner Nationalökonomie versucht sie, und muß sich mit den reißenden Thieren, den Erdbeben, den Ueberschwemmungen helfen, um Thatsachen zu erklären, für die es immer an sichern Beweismitteln fehlen wird. Er sagt, der Kredit sei entstanden, wenn ein Jäger es unternahm, für den andern Waffen zu verfertigen, und sich

Gewißheit verschafft hatte, von diesem dafür mit hinreichendem Wildpret versehen zu werden. Diese Annahme ist eben so mißlich, wie eine andere, die den Ursprung des Hirtenstandes erklären soll. Krause sagt nämlich, der Jäger habe erst seinen Kindern kleine wilde Thiere zum Spielen mitgebracht, und dann gesehen, wie die aufwachsenden ihre reißende Natur verlören, und für die Haushaltung sich benutzen ließen. Die biblischen Traditionen sind wahrscheinlicher, als diese witzigen Erklärungen.

Die Schriftsteller bedienen sich des Wortes Nationalökonomie in einem sehr schwankenden Sinne. Bald verstehen sie darunter die Summe aller industriellen, merkantilischen und Agrikultur-Einzelwirthschaften einer Nation, bald die Wissenschaft, die sich über die für das Wohl des Ganzen passenden Grundsätze derselben verbreitet. Wir verdanken das unsichre Wort der physiokratischen Schule, ohne

von ihr über den Sinn desselben aufgeklärt zu sein. Die Deutschen, längst gewohnt, unter Politik die Regierungskunst, d. h. z. B. unter Physik auch zugleich die Maschinenkunde zu verstehen, nahmen daher auch die Nationalökonomie für eine Encyklopädie aller auf den Erwerb bezüglichen Wissenschaften. Der Grundriß der Finanzwissenschaft, den wir z. B. vom seligen Justizrath **Schmalz** besitzen, ist auf diesen Irrthum durchweg begründet. Statt von dem gegenseitigen Wechselverkehre zwischen den mannichfachen Zweigen der nationalen Thätigkeit, statt von dem Einfluß der Kapitale auf den Landbau, der Renten auf die Gewerbsamkeit zu sprechen, zählt er alle die Kräuter und Pflanzen auf, die man in Deutschland ziehen, alle Metalle, die man graben, alle Thierarten, die man schießen kann. Er klärt uns über die Vortheile des Düngers, über die Vierfelderwirthschaft auf, gibt uns die Getreide-Arten an, die sich

für ſandigen, lehmigen, ſchwarzen und Kalkboden ſchicken, kurz es ſind die praktiſchen Lehren, die dem Landbebauer, dem Schafzüchter, dem Commis willkommen ſind, die aber nur die vorausgeſezte Grundlage für ein Gebäude der Nationalökonomie ſein dürfen. Den Nationalökonomen intereſſirt allerdings alles Tiefe und Erhabene der neuern rationellen Landwirthſchaft, z. B. der Kuhmiſt und ſeine hohe Bedeutung, aber es kümmert ihn nicht, ob er durch die Stallfütterung fetter, nahrhafter und ſammelbarer wird, ſondern nur, ob er dem Boden einen höhern Werth gibt, die Produktivkraft ſteigert, und in dem Maſchinismus des Nationalreichthums neue Erſcheinungen hervorruft. Auch Herr Staatsrath **Krauſe** hat dieſe Gränzen nicht ſcharf genug gezogen. Die erprobte Erfahrung, mit der er namentlich von der Landwirthſchaft ſpricht, ließe dieſen Mangel vergeſſen, wenn nicht gerade eine ſtrenge, ſyſtematiſche

Bearbeitung unſrer Wiſſenſchaft ſeine Abſicht geweſen wäre. Was nützen dem Nationalökonomen die Rechnungsüberſchläge, die wir hier über die Bewirthung eines Guts nach dem Vierfelderſyſteme finden? Wollte der Verfaſſer konſequent ſein, ſo hätte er uns nicht nur über den Nutzen der Maſchinen, ſondern auch über die Kunſt, ſie zu bauen, belehren müſſen.

Dennoch kann man von ſeinem Gegenſtande nie zu viel ſagen, wenn es ſich darum handelt, ihn genau zu kennen. Die Weitläufigkeit **Krauſe's** iſt die Folge ſeiner Erfahrungen, die ſehr belehrend ſind. Seine Erbitterung gegen die Geldariſtokratie wird Jeder gerecht finden, der die zunehmende Verarmung der arbeitenden Klaſſen aus der Bevorrechtung der Kapitaliſten herleitet. Ohne Zweifel iſt die leztre die Urſache der erſten. Die Steuerirremunität der Rentirer, dieſer geſellſchaftlichen Drohnen, iſt an die

Stelle der kaum verschollenen Privilegien des Adels und der Geistlichkeit getreten. Die Geldoperationen der Regierungen haben eine Klasse von Menschen gebildet, die nur den großen europäischen Geldmarkt als ihr Vaterland kennen, sich von ihren heimischen Verbindlichkeiten loszureißen, und sich durch die ewigen Verlegenheiten der Herrscher zu schützen wissen. Die Kapitalisten wälzten geschickt die immer schwerer werdende Steuerlast auf jene Klassen, die sich kaum auf den verzweifelten Schranken ihrer Existenz zu halten vermögen. Der Ackerbau und die Gewerbe werden von den Kapitalien entblößt, die ihre Unternehmungen beleben könnten und den Regierungen übergeben werden, in deren Händen sie aufhören, wahrhaft reproduktiv zu sein. Der Verfasser hat alle diese Erscheinungen gewissenhaft aufgedeckt, und ihren Zusammenhang mit dem zunehmenden Verfall alles Wohlstandes nicht verschwiegen.

Lassen sich wohl die Majorate vertheidigen? Krause thut es nicht, obschon er die Waffen dazu in die Hände gibt. Das gleiche Erbrecht war das Signal des Verfalls der sichersten Reichthumsquellen, der Grundbesitzungen. Die Uebernahme derselben konnte nur mit Anerkennung einer unverhältnißmäßigen Schuld geschehen, die sehr bald den Ruin des Besitzers zur Folge hatte. Das ist eine Thatsache, die überall erwiesen ist. Die Ritterschaftsbanken haben diesen Mißverhältnissen vielfach abgeholfen, aber ihre Wirksamkeit ist oft plötzlich gelähmt worden, ja selbst ungeachtet ihrer Hilfe wollen die Nothwendigkeiten der Administration, die Bankerotte nicht aufhören. Derselbe Fall tritt mit der Abgabe der Grundherrlichkeit, der Parcellirung der Grundstücke noch immer nur zu häufig ein. Die Freunde der Humanität und Freiheit müssen so oft die Erfahrung machen, daß die Geschenke, die sie geben, ihren Klienten

zum Nachtheil gereichen. Aber woran liegt die Schuld? An den Verbesserungen? Nein, an dem Umstand, daß sie nicht durchgreifend sind.

Gegen die Gewerbefreiheit ist **Krause** ungerecht. Er will sie sehr beschränkt wissen, weil sie die wohlhabende Mittelklasse zerstöre. Wir verbergen uns keineswegs den Ursprung dieser Freiheit. Sie ging im Gefolge des Despotismus. Napoleon begünstigte sie, um die Kontinentalsperre weniger empfindlich zu machen, und die Population zum Behuf seiner Kriege zu vermehren. Jezt ist sie eingeführt, und es kommt nicht mehr darauf an, sie zu beschränken, sondern ihr die Gunst der Nebenumstände zu verschaffen. Die Population ist da, und sie durch Entzug ihrer Existenzmittel vermindern, würde heißen, die Lebenden tödten. Dies beweis't Asien, auf das sich **Krause** mit Unrecht beruft. Weil in China und Ostindien die Volkszahl

so unermeßlich groß ist, so sucht sich die Menschheit in der Arbeit zu theilen, sie arbeiten dort ihrer sechs, was bei uns Einer verrichtet, sie übernehmen die Geschäfte, die man bei uns den Thieren überläßt, und suchen den Menschen, um ihn nur zu ernähren, unentbehrlich zu machen. Krause will eine wohlhabende Mittelklasse, aber er scheut sich nicht, sie auf Kosten der Konsumenten einführen zu wollen. Wir sollen mehr bezahlen, um Einige reich zu machen, statt daß wir jezt weniger geben, um Allen Etwas zu verschaffen.

Das Resultat der Untersuchungen, die Krause über die Besteuerung anstellt, wendet er auf den preußischen Finanzetat an, der bekanntlich in dreijährigen Zwischenräumen zur Oeffentlichkeit kommt. Er will die indirekten Steuern um Vieles beschränken, und die direkten durch eine gleichere Vertheilung gerechter machen. Er löscht die Einnahme aus der Lotterie, sezt den Ertrag des Salzmonopols

von faſt vier Millionen auf eine Million herab, verringert die Stempelgebühren, die er nur als Gerichts- und Kartenſtempel gerecht findet, nimmt dann den Ertrag der Zölle weit geringer an, weil er ſie gegen Deutſchland aufgehoben und gegen das Ausland ermäßigt wiſſen will, und ſtreicht zuletzt einen anſehnlichen Theil der Getränkeſteuer, die er nur aus polizeilichen Gründen gerechtfertigt ſieht. So käme der Ertrag der indirekten Steuern und Domänen auf etwas über 16 Millionen zu ſtehen. Preußen ſezt ſeine Bedürfniſſe auf 50 Millionen Thaler, und die an dieſer Summe noch fehlenden 34 Millionen will der Verfaſſer auf direktem Wege erheben. Die Grundſteuer liegt dann nicht auf dem ganzen Reinertrage, wie jezt, ſondern er bringt die Verſchuldung mit in Abrechnung, die von den Kapitaliſten zu verſteuern iſt. An dieſe Abgaben reihen ſich die Häuſer-, Gewerbe-, Klaſſen-, Perſonen- und Beſoldungs-Steuer

und zulezt die jezt so bevorzugten Rentirer mit 8 Millionen. Von einer Herabsetzung des Bedarfs der Regierung spricht aber **Krause** nicht.

Die Ermittelung der Kapitale ist unendlich schwierig, und folglich auch ihre Besteuerung. Man hat gesagt, die Rentensteuer würde den Zinsfuß steigern, und das war genug, die Regierungen, die stets nach Herabsetzung desselben streben, von ihr abzuschrecken. Diese Besorgniß ist unnöthig, da die Konkurrenz, die Menge des Ausgebots diese Erhöhung bald wieder herabdrücken würde. Ich weiß ein Mittel, die Kapitale ausfindig zu machen, und will es angeben. Es paßt zwar nur für China und die Türkei; das wird aber manche europäische Regierung nicht hindern, es dennoch in Anwendung zu bringen. Es ist eine einfache Machination. Man eröffne eine Anleihe von 100 Millionen, und lasse nur die einheimischen Kapitalisten auf den Markt.

Die Summen werden in Empfang genommen, sorgfältig notirt und die Darleiher namhaft gemacht. Jezt ist die Sache leicht. Man zeigt an, daß man sich plötzlich besonnen habe, daß man das Geld nicht wolle, und läßt es wieder abholen. Die Regierung weiß nun, an wen sie sich zu halten hat. Sie zieht die Schwierigkeit, einen neuen Anlagplatz zu finden, von der ermittelten Summe mit wenigen Procenten ab, und besteuert den Rest nach seinem Ertrage. Das ist die Finanzverwaltung par ordre du Mufti.

Der Theolog hält die Welt für eine Betstube, der Pädagog für eine Schule, der Jurist für einen Gerichtssaal, ja es hat naturphilosophische Aerzte gegeben, die die Erde eine Krankheit Gottes nannten.

Der Nationalökonom ist ein nüchterner, prosaischer Mann. Er haßt die Phantasie, weil sie die Menschen faul

macht. Er hat die Natur beſiegt, nicht wie der Philoſoph, der ſie nur in Feſſeln hält, ſondern er ſchmiedet die Gefangene an die Galeere, und läßt ſie arbeiten, ohne auf ihr Wehklagen zu hören.

Der praktiſche Mann! An einer Schweizerlandſchaft intereſſiren ihn Nichts, als die Kühe: und während der Enthuſiasmus neben ihm jubelt, zählt er die Aepfel, die dieſen hinten entfallen, und beklagt es, daß die Aepfel den Klee verderben, und im Stalle nicht geſammelt werden. Eine Landkarte beſchäftigt ihn nur auf ſeine Art. Er ſieht nur Kanäle, Dampfſchiffe, Eiſenbahnen, und wo er ſie nicht ſieht, da verſöhnt ihn Nichts, kein Campanerthal, kein Genferſee, kein Niagarafall. Der Finanzier lebt in einer ähnlichen Welt. Er ſchlägt die Gebirge nach Silberrubeln an, und die Flüſſe nach holländiſchen Dukaten. An korinthiſchen Säulen ſieht er nur lange Geldrollen von

Piaſtern, die ſie gekoſtet haben, und an den Blättern des Kapitals die hineingeſteckten Laubthaler. Käme es auf ihn an, er würde keinen Induſtriezweig ſo begünſtigen, als die Geldbörſenhäkelei, und die Schneider zur Verantwortung ziehen, wenn ſie die Taſchen an zu verſteckten Orten nähen. Er beklagt es, daß man aus dem Aequator noch keine Douanenlinie gemacht hat, und würde, wenn es auf ihn ankäme, ſelbſt von dem aufſteigenden Tageslicht einen Eingangszoll erheben.

Johannes Schön hat Gedichte herausgegeben, **Hegel** und **Steffens** ſtudirt, und dann über Zahl, Maß und Gewicht geſchrieben. Wir verdanken ihm die Entdeckung, daß ſich Poeſie auf Oekonomie reimt. Er verabſcheut jene proſaiſchen Naturen, die Alles nach Geld abſchätzen. Sie ſind ihm zuwider, dieſe Maſchiniſten, die den Menſchen für ein produktives und konſumirendes Thier

halten. Er ſagt in ſeinen Grundſätzen der Finanz, es gibt Dinge, die ſchlechthin unbezahlbar ſind, und hat nicht Unrecht. Seit die Philoſophen aufhören, ſich von Heuſchrecken und wildem Honig zu ernähren, und keine Bienen mehr in dem Munde eines Plato, der in den Schluchten des Hymettos ſchläft, ihren Stock anlegen, werden die Funktionen im Reiche der Ideale nach einem finanziellen Tarif beanſchlagt. Kein Prophet begnügt ſich mehr mit dem Sitz, den ihm ſeine Salbung und ſein Eifer dereinſt zur Rechten Gottes bringen wird, und kein Erzieher mehr mit dem Dank, den ihm ſeine Schüler lebenslang zu zollen verſprechen. Das iſt Alles in der Ordnung. Das Geld belohnt die Verdienſte, und die Verdienſte richten ſich nach dem was man für ſie bezahlen kann. Die Liebe, die Freundſchaft, der Patriotismus, die Religion, Alles bedarf einer kleinen Hinterthür, durch welche die Zehnthalerrollen ihren

geheimnißvollen Verkehr betreiben können. Ueber dieſe Thatſache iſt es alſo gewiß nicht, daß ſich Schön beklagen will.

J. Schön wollte eigentlich ſagen, es gibt gewiſſe Dinge, die man keineswegs gar nicht, ſondern im Gegentheil nicht genug bezahlen kann. In dieſer Art unbezahlbar iſt unter Andern nach des Verfaſſers Meinung die abſolute Monarchie. Hier wird man nie genug geben können, Alles iſt noch zu gering, um die Wohlthaten dieſes Regimes aufzuwägen. Eine knauſerige Monarchie iſt nicht nur eine Bettelwirthſchaft, ſondern ein ſpitzwinkeliger Widerſpruch. Schön ſagt: In Monarchien beruht viel darauf, daß die Majeſtät mit vollen Händen unter das Volk treten kann. Diejenigen Staatswirthe, die den Monarchen unter allen Umſtänden nur auf das Nothdürftigſte beſchränken, leiſteten ihm einen ſehr ſchlechten Dienſt. Das Volk rechnet dem

gekrönten Haupte es nicht sehr hoch an, wenn die Steuern niedriger sind, als sie nach ökonomischen Grundsätzen sein könnten; aber es klatscht seinen Beifall, wenn die Majestät reich an Gnaden sich bezeigt. Der konsequente Mann fügt hinzu, daß es thöricht sei, die öffentlichen Abgaben verschiedener Länder zu vergleichen. In der That, was haben die Nordamerikaner von ihrer geringen Steuerquote? Eine Republik, eine Herrschaft ohne Glanz, eine Regierung, die vor dem Bürger den Hut abnehmen muß, eine Geschichte ohne Erinnerung, Menschen ohne Volk, ein Land, das nicht einmal ihre Heimat ist. Wir steuern zehnmal mehr, sagt der Professor Schön, leben dafür aber auch in Europa, unter Fürsten, unter Regierungen, die die Künste und Wissenschaften leben lassen, und unter einem Volke, das mit treuer, poetischer Anhänglichkeit an seiner Scholle klebt. Diese Wohlthaten werden wo möglich noch viel zu gering bezahlt.

Aus dieſen Anſichten macht der Verfaſſer Grundſätze der Finanz. Er will dieſe Wiſſenſchäft von den Kalkulatoren und den egoiſtiſchen Handelsleuten, die die moderne Nationalökonomie in Umlauf gebracht haben, emanzipiren, er will nicht, daß eine Wiſſenſchaft, ſondern die lebendige Geſchichte der Maßſtab des öffentlichen Bedarfs ſei. In dieſem Buch iſt der Verſuch gemacht, die Hegel'ſche Lehre auf die Nationalökonomie anzuwenden. Der Verfaſſer nennt das die Einführung des Konkreten, der Staatsräſon, des Wirklichen in eine Lehre, die bis jezt nur Abſtraktes, Subjektives, Eingebildetes zu einer gewiſſen Höhe erhoben habe. Wir prophezeihen ihm wenig Glück mit ſeinen Grundſätzen der Finanz und bedauern, daß ſein unverkennbarer Scharfſinn ſich ſo leicht von einem trügeriſchen Netze hat umgarnen laſſen.

Quesnay irrte darin, daß er aus einer Thatsache, die zur Aufklärung der Geschichte dienen mochte, einen Grundsatz für die Lehre von den Reichthümern machen wollte. Auf der ersten Stufe der Bildung beschränken sich die Bedürfnisse auf den Boden und seine Erzeugnisse, nach weitern Fortschritten aber wird Alles ein Maßstab der Werthbestimmung werden, was nur zur Erreichung unserer vielfachen Wünsche dient. Smith nannte diesen neuen Produktionsfond Arbeit, widerlegte Quesnay, der den Werth der Arbeit nur für die Kompensation eines früher genossenen, zulezt immer auf den Boden zurückkommenden Werthes hielt.

Man erzählt von englischen Kaufleuten, die sterben und ihren Erben Nichts hinterlassen; als ihren Kredit. Mehrere Generationen gelten so, ohne einen Schilling zu

besitzen, für steinreich, und erst die Unvorsichtigkeit eines spätern Enkels deckt die Blöße auf, und macht das alte ehrwürdige Haus bankerott.

Dies ist auch das Geheimniß des Staatskredits, nur mit dem Unterschiede, daß es alle Welt weiß und dennoch nicht auf den Konkurs dringt. Die Staatsschulden sind Schattenbilder, ein Spuck, der nur das einzig Reelle hat, daß man sie verzinsen muß. Die ungeheuern Summen, die in den Schuldbüchern der Regierungen stehen, sind jetzt schon eine Unmöglichkeit geworden, weil sie mehr betragen, als sich überhaupt Geld in der Welt befindet. Die Staatsschulden sind nur eine Fiktion, eine imaginäre Größe, und die Kapitalisten und Spekulanten in der That die eigentlichen Ideologen dieser Zeit.

Nichts ist unzuverläßiger und weniger garantirt, als der Staatskredit, und dennoch trauen ihm die ängstlichen

Menschen, die Geldmänner, mit unglaublicher Gewißheit. Wer zwingt den Staat, seine Verbindlichkeiten zu erfüllen? Früher beging dieser ewig verlegene Schuldner noch meist die Weitläufigkeit, seinen Gläubigern als Unterpfand die Besitzungen der Krone anzuweisen. Das war immer nur eine Vorspiegelung, auf die sich zu verlassen lächerlich gewesen wäre. Wenn Oesterreich für seine Metalliques auch das halbe Steiermark zum Pfand gegeben hätte, würden, wenn es die Zinszahlung einstellte, die Juden von Frankfurt ausziehen, am Main und Rhein die Werbetrommel schlagen lassen, um zur Besitznahme ihres Pfandes schreiten zu können? Worin liegt nun der Zauber? In der Zukunft. Sie werden mehr brauchen, sagen die Wucherer, sich an ihre Taschen schlagend.

Einen guten Freund in der Noth, auf den man sich verlassen darf, hält man warm. Aber auch einen guten

Schuldner weiß man zu schätzen, man beeifert sich, ihm Dienste zu erzeigen, man fragt ihn liebevoll nach seinem Befinden, und schickt ihm den Arzt in's Haus, wenn er etwas blaß aussieht. Daher die rührende Zuvorkommenheit der Kapitalisten für ihren alten Freund, den Staat. Sie lassen ihm Nichts abgehen, sie tragen ihn auf ihren Händen, sie hängen fragend an seinem Auge, und stürzen zu ihm, wenn er Etwas zu bedürfen scheint. Die halbjährigen Prozente, die sie von ihm ziehen, lassen sie sich nur durch eine Hinterthür in das Haus bringen, es sind honette Gläubiger, sie machen kein Aufsehens davon.

Die Geldaristokratie ist der Grundpfeiler der Staaten des heutigen Europa. Die Banquiers spielen aus zwei Taschen. Sie bedürfen der Könige, um ihnen Geld zu borgen, sie bedürfen der Völker, um die Verlegenheiten ihrer vornehmen Schuldner zu erfahren. Ohne einen Schein

von Freiheit kann die Börse gar nicht existiren. Napoleon unterdrückte die öffentliche Meinung durch die Censur, aber im Kurs seiner Papiere kam sie immer zum Vorschein, und er erschrack, wie tief der Thermometer seines Glückes und Kredits stand. Die Banquiers verstehen es allein, sich auf dem schwankenden Juste-Milieu zu erhalten, wo ihnen ihre Vorsicht als Steuerruder dient.

Die modernen Verfassungen haben dem Staatskredite jeden Vorschub geleistet. Es ist Thatsache, daß sich den konstitutionellen Staaten mehr Hände öffnen, als den unumschränkten Monarchien. Es schien die sicherste aller Garantien, wenn die Staatsschuld unter die Verantwortlichkeit der Stände gestellt würde. Die Stände gleichen hier jenen gutmüthigen Familienvätern und obligaten Hahnreien, die ihren glücklichen Hausfreunden, die Schlafmütze ziehend, die Treppe hinunter leuchten, und auf die

Verirrungen ihrer Frauen den Stempel der Legitimität drücken.

Unglücklicherweise ist aber daraus ein Nachtheil für das Prinzip der Repräsentation entstanden. Indem man die Verwaltung der Staatsschulden unmittelbar unter die Volksvertreter stellte, hat man aus ihrem Recht der Steuerverweigerung (wir sprechen nicht von Deutschland) eine Illusion gemacht. Die Zinszahlungen müssen auf jeden Fall bestritten werden, dann muß aber auch die Erhebung der Steuern durchgreifend sein, die zum Staatsaufwand nöthigen Summen liegen da, und die Regierung wird ihre Bedürfnisse so dringend zu machen wissen, daß keine Weigerung ferner helfen kann.

Man sagt, wenn ein Kapital für den Betrieb einer Waarenhandlung oder eines Gewerbes geliehen wird, so

repräsentire sich solches schon in der Gewerbesteuer. Aber verlangt denn die Billigkeit nicht, daß Jeder an dieser Steuer trage, der hier einen Vortheil zieht? Der Kapitalist, dessen Geld ihm Vortheile bringt, und der Gewerbtreibende, der auf den Grund seines Kapitals besser spekuliren kann? Wenigstens ist es ungerecht, in der Steuer, die der leztre zahlt, auch die erheben zu wollen, die der erste bezahlen mußte. Außerdem wundert es mich, daß man auch die Besoldungssteuer nur auf die Theilnahme an den Kriegslasten, denen sich die Beamten entziehen dürfen, beschränkt wissen will. Man hat gesagt, der Staat dürfe nicht mit der einen Hand geben, was er mit der andern wieder nimmt. Aber ein Andrer ist Der, der den Beamten besoldet, und ein Andrer Der, der ihn zu besteuern das Recht hat. Die Zusammentreibung der direkten Steuern ist Sache des Volks und seiner Vertreter, sie nehmen Jeden

in Anspruch, den sie ein Einkommen beziehen sehen. Die Anstellung der Beamten ist aber Sache der Regierung. —

Die indirekten Steuern sind das Steckenpferd der Staatswirthe. Sie fallen damit, ihrer Meinung nach, am wenigsten beschwerlich, sie können bestimmt auf sie rechnen. Diese Steuern sind ansehnlich, sie lassen sich leicht erhöhen, sie scheinen gerecht, weil sie meist die sogenannten Luxusgegenstände treffen, man hört bei ihrer Erhebung die Steuerpflichtigen nicht so gottlos räsonniren, im Gegentheil kann man von Belebung der einheimischen Industrie erbaulich reden, und zuletzt darauf fußen, daß auf diesem Wege auch das Ausland kontribuiren müsse. Man hat diese Motive schon hundertfach widerlegt, man hat die Nationalökonomie und die Moralität dazu aufgeboten; aber wozu fruchtet dies? Was soll man an die Stelle der Reduktionen setzen? Wie wollen die Posten der Budgets ausreichen, wenn der

Ertrag der Steuern verringert wird? von Ulmenstein besaß in einer Schrift über diesen Gegenstand die Einsicht, zu erklären: Beschränkt euch! Streckt euch, so weit eure Decke reicht!

Interessant ist eine Debatte, die am 4. Januar 1831 in der französischen Kammer über die Reduktion des Salzpreises Statt fand. Die Klagen über den Salzpreis sind allgemein. In Frankreich hat man berechnet, daß der Werth des jährlich verkauften Salzes nicht mehr, als 1,500,000 Franken beträgt, die Einnahme aber, die die Regierung von der Besteurung desselben zieht, 45—60 Millionen, also 400—600 Prozent des eigentlichen Werths.

Zum Schluß noch einige Worte über die Lebensversicherungsanstalten.

Die Mathematiker legten die Grundlage der Lebensversicherungsanstalten; denn sie waren es, die die Möglichkeit zur Gewißheit erhoben, und in dem Ungefähr ein algebraisches Gesetz fanden. Was ist nicht Alles möglich! Es ist möglich, daß die Engländer in der Südsee den sechsten Welttheil auffinden, möglich, daß ein Komet unserer Erde wirklich bald einen Besuch abstattet. Es ist noch Vieles möglich, aber es ist nicht immer wahrscheinlich; nichts desto weniger ist das Unwahrscheinlichste sehr oft das Gewisseste. Die Jugend stirbt zuweilen vor dem Alter und es gibt Großväter, die alle ihre Kinder und Enkel begraben; dem Tode entgeht Niemand, und daß man sich so oft in der Berechnung desselben irrt, ist eine Thatsache, die die Lebensversicherungsanstalten in den Stand sezt, aus Nichts Etwas zu machen. Der sich Versichernde spekulirt auf die Möglichkeit seines spätern Todes, die Anstalt auf die Möglichkeit,

daß er früher stirbt. Beide wagen einen Einsatz, und immer der Gewinnende, aber wie **Schiller** sagt, der Lebende hat Recht.

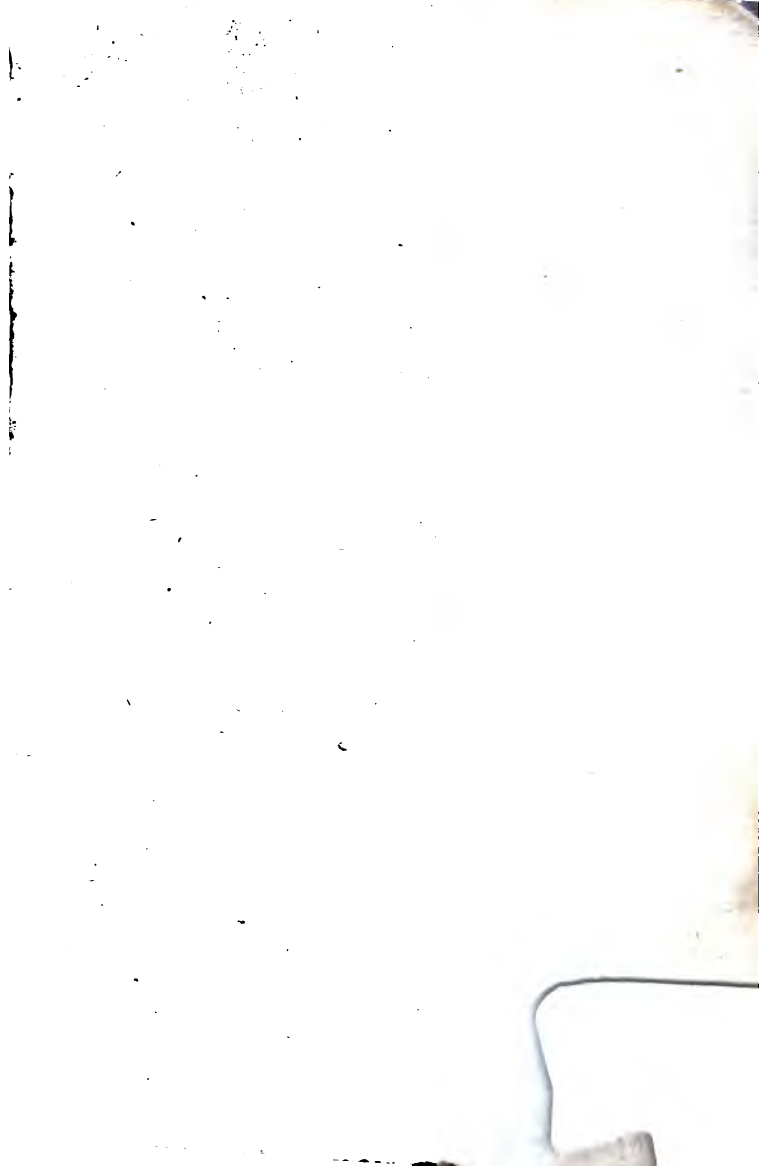
Wir wollen genauer über diesen Gegenstand sprechen. Was heißt das, sein Leben versichern? heißt das, sich auf's Eis wagen, wenn es erst einen halben Zoll dick ist, und nicht ertrinken? heißt das, die Fackel der Empörung anstecken, und vor Richter und Nachrichter sicher sein? Possen! Dies ist eine ernste Frage, sie kann zur Wehmuth stimmen. Hören wir von einem der Autoren, die die Vorsteher der Lebensversicherungsanstalten besolden, um darüber zu schreiben, folgende schluchzende Erklärung der Lebensversicherung: „Unter allen Lasten, welche das Leben auf die Brust eines rechtlichen Mannes werfen kann, ist vielleicht keine so schwer, als die Sorge um die Zukunft seiner Lieben. Der Gedanke: so lange du selbst lebst, wird es wohl gehen;

aber was wird nach deinem Tode aus ihr werden, die deine Freude gewesen ist und dein Trost, vielleicht deine Ehre und dein Stolz, aus der Mutter deiner Kinder? und wie wird es ihnen gehen, diesen Kindern? Dieser Gedanke hat manchem rechtschaffenen Hausvater am Herzen genagt, und den Kern des Lebens zerstört, und ihn in ein frühes Grab gestürzt! Von diesem Gedanken aber kann er sich durch die Versicherung seines Lebens befreien, und die Beruhigung, welche er von dem Augenblick der Versicherung an gewonnen hat, bewirkt vielleicht allein, daß er lange lebt, und ein bedeutendes Alter erreicht und seine Kinder erziehen und glücklich sein kann in dem Kreise derselben." Man muß Familienvater sein, um die Wahrheit dieser Stelle recht zu empfinden.

Es gibt mancherlei Arten von Versicherungen. Entweder leg ich in meinem dreißigsten Jahre eine gewisse

Summe ein, die einſt meiner Wittwe vierfach, oder eben ſo viel in meinem vierzigſten Jahre, die ihr dreifach, und ſofort rückerſtattet wird. Ich kann auch aus dem Einlagekapital einen jährlichen Beitrag machen, oder aus der meiner Wittwe zahlbaren Summe eine Rente in beſtimmten Quoten. Ferner, wer ſo glücklich iſt, Kinder zu haben, der lege bei ihrer Geburt oder ihrem erſten Jahre eine gewiſſe Summe ein, die im zwanzigſten Jahre in einem ſechsfachen Betrage wieder heimgezahlt wird, und ſich zur Ausſteuer für eine blühende Tochter, oder zu den Studien eines wilden Sohnes vortrefflich eignet. Oder man zahle von ſeinem zwanzigſten Jahre ab einen jährlichen Beitrag, mit der Bedingung, in ſeinem vierzigſten entweder ein Kapital oder eine Rente zu erhalten. Ja es läßt ſich ſogar ein Leben verſichern, das von dieſer Wohlthat Nichts ahnt, und vom Tode des Urhebers derſelben, ſtatt betrübt, auf das

Angenehmste überrascht wird. Es wäre z. B. möglich, daß **Börne** heute stürbe, und daß es morgen herauskäme, er habe in Paris das Dasein **Willibald Alexis** mit einer jährlichen Rente von 10 Thalern preußisch Courant versichert. —

Ungeachtet dieser Vorzüge ist an den Lebensversicherungsanstalten Vieles ausgesezt worden. Man hat gesagt, sie zersplittern die Kapitale, sie vernichten die Sparsamkeit, sie leisten der Trägheit Vorschub, wenn sie auch Annuitäten zahlen. Vielleicht lassen sich diese Vorwürfe widerlegen; aber einige andre scheinen mehr Grund zu haben. Es ist wahr, die Lebensversicherungsanstalten machen dem Erbrechte ein Ende, wie die Jakobiner und die St. Simonisten; und es wundert mich, daß die Advokaten und die Regierungen noch nicht gegen sie aufgestanden sind. Ferner, wodurch bestehen diese Banken? Durch fremder Leute

Unglück; das ist unläugbar. Wo Andre falsch rechnen, da rechnen sie gut, wo Jene weinen, da lachen sie, was Jene verlieren, das streichen Diese ein als ihren Gewinnst. Und die Theologen haben noch Nichts gemerkt? sie wittern nicht, wie gefährlich diese Anstalten für die Moralität sind? Vielleicht werden sie aufmerksam werden, vielleicht treten sie mit der Justiz in Bund, und weil es dann gefährlich würde, diese Anstalten zu loben, so beeilen wir uns, sie hiemit noch unsers wärmsten Beifalls zu versichern. Wir sind aus der Literatur zum täglichen Brod herabgestiegen. Jezt ite! Missa est!